



PhD- FLSHASE-2016-09
Fakultät für Sprachwissenschaften und Literatur, Geisteswissenschaften, Kunst und
Erziehungswissenschaften

DISSERTATION

verteidigt am 19/02/2016 in Luxemburg

zur Erlangung des Titels

DOCTEUR DE L'UNIVERSITÉ DU LUXEMBOURG

EN SOCIOLOGIE

von

Jean Philippe Pierre DÉCIEUX

Born on 5th August 1983 in Trier (Germany)

WISSENSGENERIERUNG IN HYBRIDEN FOREN: DARGESTELLT AM BEISPIEL DER ERSTELLUNG VON SOZIALINDIKATOREN IN INTERNATIONALEN ARBEITSGRUPPEN

Prüfungskommission

Dr Helmut Willems, Betreuer der Doktorarbeit
Professor, Universität Luxemburg

Dr Dieter Ferring, Vorsitzender
Professor, Universität Luxemburg

Dr Pasqualina Perrig-Chiello, Stellvertretende Vorsitzende
Professorin, Universität Bern

Dr Johannes Kopp
Professor, Universität Trier

Dr Thomas Boll
Senior Lecturer, Universität Luxemburg

Abstract

In modern knowledge societies, knowledge is increasingly co-produced in hybrid fora. Actors from heterogeneous contexts and social positions with different competences come together to discuss, negotiate and finally solve problems with real-life applications. The main goal of such a hybrid forum is to negotiate a common solution for very specific problems.

To date, little attention has been paid within sociology to this manner of common knowledge production in hybrid fora. Given the rise in popularity of hybrid fora, there is a need for empirical data. Addressing this need and filling this gap is a major goal of this thesis. Using the example of the construction of a specific set of quantitative Social Indicators, two case studies which illustrate how knowledge is co-produced in a hybrid forum will be presented.

Case Study I reconstructs the indicator production within an expert group of the European Commission. This group can structurally be characterized as a hybrid forum consisting of heterogeneous actors. The mission of this group is to create a set of indicators, namely the „European Dashboard on Youth Indicators“. This set of indicators is used as an information source for the promotion of evidence-based-policy-making for EU-Policy. This case study illustrates the structures and processes within a hybrid forum, reflecting the formative factors in the process and shows the final outcome of the indicator creation process. The analysis of this complex process highlights how the different perspectives of the stakeholders evolve and influence each other and which factors and conditions determine the decisions for the final integration of an indicator into the indicator system. This study also analyses which criteria are reflected in this hybrid context to evaluate the indicators and their consequences for practical use in different contexts of interest and application.

Case Study II builds on the results of Case Study I and reflects the possibilities, the potential and limitations of the practical application of the European Dashboard on Youth Indicators within the youth reporting system in Luxembourg.

The findings of these case studies provide a detailed and empirically grounded picture of factors influencing the indicator production within an expert group and the consequences for the alignment within a real-life application. Within the context of a rising awareness of the conditions of hybrid knowledge production, the results of these studies do not only offer a novel contribution for the perspective of the sociology of knowledge and research methodology, but also offer specific recommendations for the establishment of adequate contexts and structures for hybrid knowledge production in the context of practical applications.

Grobgliederung

A) Einleitung und Gegenstand der Arbeit	1
1. Die zunehmende Bedeutung von Expertenwissen aus Hybriden Foren	2
2. Einflüsse der Hybridisierung auf die Produktion von Wissen und die Herausforderungen für die Wissenschaft	6
3. Fragestellung und Ziel der Arbeit	8
 B) Gesellschaftstheoretischer und methodologischer Reflexionsrahmen	 10
1. Die aktive Steuerung von Sozialem Wandel in der Moderne	13
2. Wissen als zentrale Grundlage zur Steuerung moderner Gesellschaften: Die Entstehung von evidence-based-policy-making	18
3. Die Hybridisierung der Produktion von Wissen	48
4. Soziale Indikatoren und Sozialberichterstattung als Entscheidungsbasis politischer Steuerung	86
5. Die methodologischen Grundlagen der Indikatorentwicklung: Wissenschaftliche Kriterien, Perspektiven und Vorgehensweisen	104
 C) Forschungsdesign, Methoden und analytische Strategie	 147
1. Ziele der empirischen Untersuchung	149
2. Theoretisches Modell und forschungsleitende Hypothesen der Untersuchung	152
3. Die Fallanalyse als Forschungsansatz zur Rekonstruktion der Wissensproduktion in Hybriden Foren	159
4. Forschungsdesign der Fallstudien: Multiple Triangulationen	163
5. Methoden der Datenerhebung	167
6. Die Qualitative Inhaltsanalyse als Methode zur Datenanalyse	184
7. Reflexion der Studie im Hinblick auf die Gütekriterien der qualitativen Forschung	190
 D) Empirische Daten	 196
1. Fallstudie I: Strukturen, Prozesse und Outcomes der Entwicklung von Indikatoren im Hybriden Forum einer europäischen Expertengruppe	197
2. Fallstudie II: Eignung und Relevanz der internationalen Indikatoren auf nationaler Ebene: Möglichkeiten und Grenzen für die luxemburgische Jugendberichterstattung	253
E) Synopse der Erkenntnisse, Reflexion und Implikation	269
1. Interpretation der Ergebnisse	270
2. Aussagewert und Grenzen der Studie	274

Detailliertes Inhaltsverzeichnis

A) Einleitung und Gegenstand der Arbeit	1
1. Die zunehmende Bedeutung von Expertenwissen aus Hybriden Foren	2
2. Einflüsse der Hybridisierung auf die Produktion von Wissen und die Herausforderungen für die Wissenschaft	6
3. Fragestellung und Ziel der Arbeit	8
 B) Gesellschaftstheoretischer und methodologischer Reflexionsrahmen	 10
1. Die aktive Steuerung von Sozialem Wandel in der Moderne	13
1.1. Darstellung verschiedener Definitionen von Sozialem Wandel	14
1.2. Die Ursachen Sozialen Wandels: Ein kurzer Überblick	14
1.3. Die Steuerung Sozialen Wandels als zentrale Perspektive dieser Arbeit	15
1.4. Ebenen gesellschaftlicher Steuerung.....	16
2. Wissen als zentrale Grundlage zur Steuerung moderner Gesellschaften: Die Entstehung von evidence-based-policy-making	18
2.1. Das Konstrukt Wissen: Definitionen, Vorstellungen und unterschiedliche Konzepte	18
2.1.1. Wissen: Definition und Abgrenzung von gesellschaftlichen Alltagsvorstellungen.....	18
2.1.2. Unterscheidung verschiedener Wissensarten, Wissenstypen und ihre spezifischen Eigenschaften.....	21
2.2. Die Entstehung der Wissensgesellschaft: Wissensdiffusion und -distribution in die Gesellschaft.....	26
2.3. Die Theorien der reflexiven Modernisierung und der Risikogesellschaft: Die Verbindung von Handlung, Begründung und Verantwortlichkeit.....	30
2.4. Unsichere Entscheidungsszenarien in der modernen Gesellschaft	33
2.4.1. Bounded rationality in der Entscheidungssituation	35
2.4.2. Faktoren der Anerkennung und Legitimation der Entscheidung.....	36
2.5. Die Institutionalisierung der Wissensorganisation und -produktion.....	37

2.6. Logiken der Inanspruchnahme des Wissens im Entscheidungsprozess.....	41
2.6.1. Klassische instrumentelle Beratungsfunktion: das Schließen einer Wissenslücke durch Expertenwissen: „instrumental use“	42
2.6.2. Symbolische Darstellung auf Basis von zweckrationalen Motiven	43
2.6.3. Die Inanspruchnahme von Wissen in der modernen Gesellschaft: Eine Zusammenfassung	45
3. Die Hybridisierung der Produktion von Wissen	48
3.1. Der traditionelle wissenschaftliche Modus der akademischen Wissensproduktion .	49
3.1.1. Modelle linearer Politikberatung im traditionellen Modus der Wissensproduktion	50
3.1.2. Der Konflikt zwischen wissenschaftlichen und politischen Interessen im linearen Modell der Politikberatung	51
3.2. Die Hybridisierung der Wissensproduktion.....	52
3.2.1. Modelle nichtlinearer interaktiver Politikberatung.....	53
3.2.2. Formen der disziplinübergreifenden Wissensproduktion.....	54
3.2.3. Erweiterungen und modifizierte Modelle der transdisziplinären Wissensproduktion	57
3.3. Entgrenzung der Wissensproduktion im Hybriden Forum: Der transdisziplinäre Modus.....	58
3.3.1. Die Überschreitung disziplinärer Grenzen bei der Wissensproduktion als Konsequenz der Anwendung im spezifischen realen Kontext	59
3.3.2. Die Überschreitung nationalstaatlicher Grenzen bei der Wissensproduktion als Konsequenz anwachsender globaler Entscheidungskontexte.....	61
3.4. Die Regelungen, Voraussetzungen und Anforderungen der hybriden Wissensproduktion.....	66
3.4.1. Die Verschiebung des Reflexionsrahmens	66
3.4.2. Kommunikation und Interaktion als wichtiger Faktor der Wissensproduktion	69
3.4.3. Die Relevanz von Hierarchien für die Wissensproduktion	74
3.4.4. Die Relevanz von unterschiedlichen Arten von Kompetenzen für die Wissensproduktion	78
3.4.5. Organisatorische Veränderungen und Einflüsse.....	80
3.4.6. Veränderung der Bewertungskriterien für die Qualität des Wissens als Outcome.....	81

3.5. Die Bündelung multipler Relevanzwelten im Hybriden Forum zur Produktion von spezifischem Wissen für die praktische Anwendung im realen Kontext.....	84
4. Soziale Indikatoren und Sozialberichterstattung als Entscheidungsbasis politischer Steuerung	86
4.1. Quantifizierungen als ein zentrales Begründungsmoment von Entscheidungen	88
4.1.1. Praktische Vorteile von Zahlen in der Argumentation	88
4.1.2. Probleme bei der Arbeit mit Kennzahlen als Repräsentanten sozialer Phänomene.....	90
4.2. Die Evolution in der Disziplin quantitativer Sozialberichterstattung	91
4.2.1. Die Anfänge der quantitativen Sozialberichterstattung und das „Social Indicator Movement“ in den USA.....	93
4.2.2. Die Anfänge der Sozialberichterstattung in Europa	94
4.3. Sozialberichterstattung heute: Ein fester Bestandteil von Politik und Gesellschaft .	95
4.3.1. Anforderungen und Leistung der Sozialberichterstattung.....	95
4.3.2. Das Nebeneinander von Sozialberichterstattungen in der modernen Gesellschaft	97
4.3.3. Transdisziplinäre und integrierte Gestalt der Sozialberichterstattung.....	99
5. Die methodologischen Grundlagen der Indikatorentwicklung: Wissenschaftliche Kriterien, Perspektiven und Vorgehensweisen	104
5.1. Messen über Indikatoren: Definitorische Abgrenzungen	104
5.1.1. Definition Indikator	105
5.1.2. Der Vorgang des Messens aus unterschiedlichen Perspektiven.....	106
5.2. Die Operationalisierung von Indikatoren in zwei Schritten.....	110
5.2.1. Konzeptspezifikation als Prozess zur Definition des Gegenstandsbereiches über Theorien und theoretische Konstrukte.....	111
5.2.2. Die Indikatorentwicklung: Die Messhypothese als Verbindungsstück zwischen Theorie und Realität	113
5.2.3. Gefahren bei der Umsetzung von theoretischen Konstrukten in Indikatoren	113
5.2.4. Strategien der Indikatorbildung	117
5.2.5. Die Operationalisierung von einfachen und zusammengesetzten Indikatoren	127

5.3. Datenquellen für Sozialberichte	132
5.3.1. Amtliche Daten	132
5.3.2. Surveydaten	133
5.3.3. Datenarten: Aggregat- versus Individualdaten	134
5.3.4. Datenfusion: Möglichkeiten und Grenzen der Verbindung und Kompatibilität unterschiedlicher Datenarten und Quellen.....	135
5.4. Die Vergleichbarkeit von Indikatoren.....	137
5.4.1. Funktionale Äquivalenz als zentrale Grundlage des Vergleichs von Indikatoren	137
5.4.2. Die Vergleichsebenen eines Indikators	139
5.5. Gütekriterien von Indikatoren	143
5.5.1. Allgemeine Qualitätsdimensionen von Indikatoren	143
5.5.2. Qualitätsdimensionen der Operationalisierung von Indikatoren	144
C) Forschungsdesign, Methoden und analytische Strategie.....	147
1. Ziele der empirischen Untersuchung	149
2. Theoretisches Modell und forschungsleitende Hypothesen der Untersuchung	152
2.1. Die Dimension der Strukturqualität	154
2.1.1. Institutionelle Rahmenbedingungen	154
2.1.2. <i>Interne Strukturen</i>	155
2.2. Die Dimension der Prozessqualität	156
2.3. Die Dimension der Ergebnisqualität	157
3. Die Fallanalyse als Forschungsansatz zur Rekonstruktion der Wissensproduktion in Hybriden Foren	159
3.1. Formen der Fallanalyse	159
3.2. Stärken der Fallanalyse als Methode im Hinblick auf das Untersuchungsziel	160
3.3. Geltungsbereich und Generalisierbarkeit von Fallanalysen.....	161
4. Forschungsdesign der Fallstudien: Multiple Triangulationen	163
4.1. Elemente des multiplen Triangulationsdesigns dieser Ausarbeitung.....	164
4.1.1. Methodentriangulation.....	164
4.1.2. Perspektiventriangulation	165
4.1.3. Wissenstriangulation	165

4.2. Vorteile der multiplen Triangulation im Hinblick auf die Untersuchungsziele.....	166
5. Methoden der Datenerhebung	167
5.1. Die Methode der Dokumentenanalyse	167
5.2. Erhebung von Individualdaten über standardisierte Onlineinterviews und Experteninterviews.....	170
5.2.1. Feldvorbereitung: Projektpräsentation auf dem 5. Meeting	170
5.2.2. Standardisierte Onlineinterviews.....	172
5.2.3. Experteninterview	174
5.2.4. Fokusgruppe	180
5.2.5. Anonymität der Befragten	182
6. Die Qualitative Inhaltsanalyse als Methode zur Datenanalyse.....	184
6.1. Datenaufbereitung und Transkription	186
6.2. Der inhaltsanalytische Auswertungsprozess	186
6.3. Die Bündelung der Daten.....	189
7. Reflexion der Studie im Hinblick auf die Gütekriterien der qualitativen Forschung	190
7.1. Methodologische Qualitätskriterien und Anforderungen in der Erhebungssituation	191
7.2. Methodologische Qualitätskriterien und Anforderungen über den ganzen Forschungsprozess	191
7.2.1. Objektivität und intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Vorgehensweisen	192
7.2.2. Validität, Gültigkeit und Glaubwürdigkeit	193
7.2.3. Reliabilität als Maß für die Verlässlichkeit	194

D) Empirische Daten	196
1. Fallstudie I: Strukturen, Prozesse und Outcomes der Entwicklung von Indikatoren im Hybriden Forum einer europäischen Expertengruppe.....	197
1.1. Die Dimension der Strukturqualität	201
1.1.1. Institutionelle Rahmenbedingungen als Element der Strukturqualität	201
1.1.2. Interne Strukturen als Element der Strukturqualität	214
1.2. Die Dimension der Prozesse	222
1.2.1. Wichtigkeit unterschiedlicher Kompetenzen.....	222
1.2.2. Aufgabenverteilung und Hierarchien innerhalb der Gruppe	231
1.3. Die Dimension des Outputs	237
1.3.1. Das Dashboard als Vergleichsbasis	237
1.3.2. Evidence-based-policy.....	242
1.3.3. Zufriedenheit in den Bereichen des Dashboards	245
1.3.4. Publikation der Indikatoren	246
1.4. Fazit der Ergebnisse und der Rekonstruktion der Strategie	246
1.4.1. Theoretische und wissenssoziologische Ebene	247
1.4.2. Methodische Ebene.....	249
1.4.3. Ebene der Anwendung und der Praxis	250
2. Fallstudie II: Eignung und Relevanz der internationalen Indikatoren auf nationaler Ebene: Möglichkeiten und Grenzen für die luxemburgische Jugendberichterstattung.....	253
2.1. Methodischer Ansatz.....	255
2.2. Luxemburg als Kontext.....	255
2.3. Empirische Studie	256
2.3.1. Institutionelle Rahmenbedingungen und interne Strukturen	256
2.3.2. Die Dimension der Prozesse.....	258
2.3.3. Die Dimension der Ergebnisse und des Outcomes.....	259
2.4. Fazit bezüglich der Anwendung der Dashboard-Indikatoren auf nationaler Ebene.....	266

E) Synopse der Erkenntnisse, Reflexion und Implikation.....	269
1. Interpretation der Ergebnisse	270
1.1. Interpretation der Ergebnisse aus theoretischer Perspektive.....	270
1.2. Interpretation der Ergebnisse aus methodischer Perspektive.....	271
1.3. Interpretation der Ergebnisse aus praktischer Anwendungsperspektive.....	272
2. Aussagewert und Grenzen der Studie	274

Abkürzungsverzeichnis

bspw.	beispielsweise
bzw.	beziehungsweise
e.g.	for example
etc.	et cetera
EU-LFS	EU Labour Force Survey
ggf.	gegebenenfalls
i. d .R.	in der Regel
ODA-Programm	Qualitative Datenanalyse Programm
u. U.	unter Umständen
vgl.	vergleiche
z. B.	zum Beispiel

A) Einleitung und Gegenstand der Arbeit

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in insgesamt fünf Teile. *Teil A* leitet in das Thema ein, indem das zu untersuchende Phänomen, die Produktion von Wissen in Hybriden Foren, hergeleitet und beschrieben sowie die Ziele der Arbeit ausgeführt werden.

Teil B bildet den gesellschaftstheoretischen sowie den methodologischen Rahmen dieser Ausarbeitung. Dieser dient sowohl als Reflexionsrahmen für die Organisation und Durchführung der empirischen Studie als auch als Interpretationsrahmen für die Ergebnisse.

Im Rahmen von *Teil C* werden die analytische Strategie, das Design und die unterschiedlichen Methoden der Datenerhebung und der Datenanalyse hergeleitet und begründet sowie die Vorgehensweise beschrieben und reflektiert.

Anschließend präsentiert *Teil D* die Ergebnisse der empirischen Studien und fasst diese in zwei Fazits zusammen.

Teil E bündelt die Ergebnisse der beiden Fallstudien im Rahmen einer Synopse und reflektiert diese im Hinblick auf die Untersuchungsziele.

1. Die zunehmende Bedeutung von Expertenwissen aus Hybriden Foren

Wissen wird heutzutage mehr und mehr im Rahmen von heterogenen Kooperationen, sogenannten „Hybriden Foren“,¹ produziert. Diese neue Art der Wissensgenerierung bezeichnet ein Verfahren, in welchem Akteure² mit unterschiedlichen Kompetenzen und sozialen Status-Positionen zusammenkommen, um ein praktisches Anwendungsproblem zu beraten und zu lösen. Ziel dieses Zusammenkommens ist es, über den Austausch, die Diskussion und die Bündelung von heterogenen Wissensperspektiven und Relevanzwelten³ der unterschiedlichen Akteure, einen gemeinsamen Konsens zu generieren, der eine möglichst präzise Lösung für ein konkretes gesellschaftliches Problem darstellt (Gibbons et al., 1994; 2009).

Diese neue Vorgehensweise hat einen nachhaltigen Einfluss auf die Strukturen und Prozesse der Wissensproduktion, was sich wiederum auch auf das so generierte Wissen auswirkt (Nowotny, Scott & Gibbons, 2001; Weingart, 2006, 2011).

Aus einer soziologischen Perspektive findet die Entwicklung zu dieser neuen Form der Wissensgenerierung ihren Ursprung im Wandel der Gesellschaft zur „Wissengesellschaft“. Dieser wurde erstmals in den 1960er Jahren festgestellt: Lane (1966) beobachtete als einer der ersten Forscher, dass die gesellschaftlichen Eliten sich bei ihrer Entscheidungsfindung immer häufiger von wissenschaftlicher Expertise leiten ließen. Nachdem auch andere Forscher ähnliche Entwicklungen beobachteten, verfestigte sich die heute populäre Diagnose, die gegenwärtige Gesellschaft als „Wissengesellschaft“ zu beschreiben (Bell, 1973; Krohn, 2003; Kübler, 2009; Lau & Böschen, 2003; Stehr, 1994). Diese Perspektive, dass Wissen in die Gesellschaft diffundiert und dort praktisch angewendet wird, lässt sich durch die der Risikogesellschaft ergänzen. Diese betrachtet neben dem Wissen, welches in Handlungen und Entscheidungen praktisch angewendet wird, vor allem auch die Unsicherheiten einer Handlung oder Entscheidung, das „Nicht-Wissen“ oder „Nicht-genau-Wissen“ und die Folgen der Handlungen (Beck, 1986; Volkmann, 2007).

¹ Gibbons, Nowotny und Limoges (1994) definieren Hybride Foren wie folgt: „*The meeting point of a range of diverse actors, frequently in public controversies. Hybrid Fora can act as new markets of knowledge and expertise*“ (S.167).

Bezugnehmend auf diese Definition präzisiert Birrer (2001), was genau mit Hybridisierung gemeint ist: „*the operation of various input knowledge modes is merged to some extent*“ (S. 63).

² Da keine effiziente Schreibweise von jeweils weiblichen und männlichen Personenbezeichnungen möglich war, wird zur besseren Lesbarkeit das generische Maskulin verwendet. Wo nicht explizit erwähnt, sind selbstverständlich immer männliche und weibliche Experten und Expertinnen und so weiter gemeint.

³ Dieser Begriff orientiert sich an Limoges (1993), welcher die Gesamtheit der Akteursperspektiven - bestehend aus individuellem Sachverständnis, Interessen, Zielen, Methoden, Erfahrungen, Wissen und Kompetenzen - als „world of relevance“ beschreibt (S. 420).

Auch die Politikforschung und die Politikbereiche selbst befassen sich derzeit zunehmend mit dem Phänomen, dass die politischen Akteure mit stark steigender Tendenz auf externes, häufig zumindest unter Beteiligung der Wissenschaft generiertes, Wissen zurückgreifen. Sie nennen dies „*evidence-based-policy-making*“ oder „*evidence-based-decision-making*“ (European-Commission, 2008, S. 40). In diesen Kontexten wird das Wissen unter anderem genutzt, um

- Risiken zu kalkulieren und dadurch möglichst viel Unsicherheit aus dem Entscheidungsprozess auszuschließen,
- Alternativentscheidungen abzuwägen,
- eine finale Entscheidung zu treffen, zu begründen und zu legitimieren,
- die Folgen von Maßnahmen und Interventionen zu beobachten und zu bewerten (Beckert, 2013; Beckert, 2014; Bell, 1973; Vormbusch, 2012; Weingart, 2011).

All diese Perspektiven beschreiben die Tatsache, dass Wissen im gesellschaftlichen Kontext angewendet wird und dort verbindliche Folgen produziert. Eng mit dieser Entwicklung zusammenhängend stellen zahlreiche Studien für die heutigen westlichen Gesellschaften einen Wandel in den Prozessen der Wissensproduktion für den Anwendungskontext dar, auch in der Politik. Diesen Wandel kennzeichnen vor allem die veränderten Anforderungen an das Wissen, die Art der Wissensdiffusion und die Rollenaufteilung im Austauschprozess zwischen beratender und zu beratener Instanz (Gibbons et al., 1994; Nowotny, 2007; Nowotny et al., 2001; Nowotny, Scott & Gibbons, 2003; Scholz & Steiner, 2015a, 2015b; Wagner & Weingart, 2015; Weingart, 1983, 1999, 2011; Weingart & Lentsch, 2008).

Ein Grund für diesen Wandel liegt darin, dass im Rahmen der Wissensgesellschaft wissenschaftliches Wissen und Expertise über unterschiedliche Kanäle in die einzelnen Gesellschaftsbereiche und ihre Systeme diffundieren, sich dort mit anderen Wissensformen vermischen und im Alltag angewendet und erprobt werden. Hinzu kommt, dass die traditionelle mono-disziplinäre wissenschaftliche Wissensproduktion für die gesellschaftliche Konstellation in ihrem Selbstanspruch zu allgemeingültig ist und dadurch in der Regel auch zu unspezifisch für die hoch spezifische Anwendungssituation in der realen Welt. Dies führte dazu, dass sich die traditionelle hierarchische Wissensordnung, welche das wissenschaftliche Wissen über alle anderen Wissensformen stellte, in den gesellschaftlichen Anwendungs- und Beratungskontexten zunehmend auflöste. Hier findet vermehrt eine gemeinsame, gleichwertige und diskursive Wissensproduktion zwischen Akteuren aus Politik, Praxis, Zielgruppe und Wissenschaft statt (Gibbons et al., 1994; Nowotny, 2007; Nowotny et al., 2001, 2003; Scholz & Steiner, 2015a, 2015b; Weingart, 2011).

Angewendet auf den Bereich der Politikberatung bedeutet dies, dass die klassischen, linearen und mono-disziplinären Modelle den Anforderungen der Entscheider einer Wissensgesellschaft häufig nicht mehr gerecht werden. Vor diesem Hintergrund fand eine Entgrenzung und Hybridisierung der Politikberatung statt, d.h. die heutigen Beratungsformen gestalten sich dialogischer. Sie werden von Interaktionen, Verhandlungen und Diskursen unterschiedlicher, in der Regel auch außerwissenschaftlicher Interessensakteure bestimmt, die den spezifischen Problemkontext von ihrer jeweiligen Relevanzwelt aus betrachten. Im Rahmen solcher Hybrider Foren werden also traditionelle bestehende Grenzen überschritten und die einzelnen gesellschaftlichen Systeme tauschen sich aus (Binder, Absenger-Helmli & Schilling, 2015, S. 546; Gibbons et al., 1994; Nowotny, 2007; Nowotny et al., 2001, 2003).

Ein Beispiel für eine solche grenzüberschreitende Wissensproduktion sind transdisziplinäre Beratungsgruppen, in denen Akteure mit unterschiedlichen disziplinären Hintergründen – z. B. aus Wissenschaft, Politik und Praxis – ihre Relevanzwelten austauschen und gemeinsam versuchen, eine Lösung für ein konkretes Anwendungs- oder Entscheidungsproblem zu „ko-produzieren“ oder zu „ko-konstruieren“ (Klein, 2001; Pohl et al., 2010; Popa, Guillermin & Dedeurwaerdere, 2015; Scholz & Steiner, 2015a, 2015b).

Ein weiteres Beispiel zeigt sich auf der supranationalen Entscheidungsebene. Mit der Modernisierung der Gesellschaft ist die Zahl der Entscheidungskontexte mit supranationaler oder globaler Relevanz gestiegen. In vielen solchen Fällen sind die traditionellen nationalen Betrachtungsperspektiven und Institutionen nicht mehr in der Lage, diesen Entscheidungskontexten ausreichend gerecht zu werden oder nicht dazu legitimiert die Entscheidung unabhängig von anderen Nationen zu treffen. Beispielsweise dann, wenn eine Entscheidung nicht nur nationale oder regionale Kontexte betrifft, sondern auch direkte oder indirekte Relevanz für den supranationalen Kontext besitzt (Beck, 2007). In der Konsequenz entstehen zahlreiche transnationale Foren, Allianzen und Expertengruppen aus Akteuren mit unterschiedlichen nationalen Hintergründen, die diese Entscheidungskontexte mit Wissen aus ihren jeweiligen nationalen Relevanzwelten ausfüllen (Beck, 2012; Beck & Grande, 2010; Dür & Mateo González, 2013; Harrington, 2015; Klimkeit & Reihlen, 2015; Seabrooke & Tsingou, 2015).

Gemeinsam ist beiden Hybridisierungsansätzen, dass relevante Stakeholder⁴ über eine Expertengruppe in den Wissensproduktionsprozess integriert werden, mit dem Ziel, einen gemeinsam entwickelten Konsensbeschluss als Lösung für ein reales gesellschaftliches Problem zu generieren. Dieser wird im Idealfall dem spezifischen realen Anwendungskontext gerecht und zudem von den unterschiedlichen Interessensakteuren getragen bzw. legitimiert.

Während die klassischen Formen der akademischen Wissensgenerierung wissenssoziologisch gut erforscht und bekannt sind, besteht bislang eine Forschungslücke, vor allem bezüglich empirischer Untersuchungen, über die Art und Weise, über die Strukturen und Prozesse der Wissens- und Informationsgenerierung in interaktiven Diskursen.

⁴ Thommen (2014) beschreibt Stakeholders als externe und interne Anspruchsgruppen, die von den Tätigkeiten gegenwärtig oder in Zukunft direkt oder indirekt betroffen sind.

2. Einflüsse der Hybridisierung auf die Produktion von Wissen und die Herausforderungen für die Wissenschaft

Bei dieser Forschungslücke setzt die vorliegende Arbeit an und fokussiert die Wissensgenerierung in Hybriden Foren. Die zu beantwortende Frage ist, welchen Einfluss der interaktive Wissensdiskurs von Akteuren mit heterogenen Methoden, Zielen, Interessen und Kompetenzen etc. – also unterschiedlichen Relevanzwelten – auf die Produktion von Wissen hat. Von besonderem Interesse ist hierbei die Veränderung der Voraussetzungen der Wissensproduktion in diesen Hybriden Foren und welche Herausforderungen bzw. Hindernisse sich aus den veränderten Anforderungsprofilen für die beteiligten Akteure und für die potenziellen Anwender des Wissens ergeben. Denn in diesen neuen Kontexten entstehen auch ganz neue Rollen.

Die Wissenschaftler als traditionelle Wissensproduzenten müssen hier plötzlich mit Praxisakteuren interagieren, die über eine andere Art von Wissen verfügen, andere Interessen verfolgen und ggf. auch eine andere Sprache oder Fachsprache sprechen (Scholz & Steiner, 2015c).

„We get the impression that the community of transdisciplinary is traveling in complex and widely unknown territory. There are a couple of epistemic, methodological, and practical challenges to overcome in order to determine the right path at each crossroad, junction, and complex roundabout as well as several multi-level, nodal points of communication.” (Scholz & Steiner, 2015c, S. 521)

Einerseits ist interessant, wie sich die unterschiedlichen Perspektiven der beteiligten Akteure beeinflussen und zu einer kollektiv getragenen Lösung gebündelt werden. Andererseits interessiert auch, welche Kriterien zur Bewertung des Wissens angesetzt sowie umgesetzt werden und welche Folgen dies für die praktische Anwendung in den unterschiedlichen Interessens- bzw. Anwendungskontexten hat.

Diese Arbeit fokussiert den Bereich der Wissensgenerierung in Hybriden Foren am Beispiel der Entwicklung und Erstellung von quantitativen Sozialindikatoren, die ein klassisches Beispiel für eine Form von externem Wissen für die politischen Entscheider sind (Benz, Lütz, Schimank & Simonis, 2007b). Sie sind ein informatorischer Gehalt, welcher strategische Unsicherheiten verringern und die „Performance“ von Handlungen oder Entscheidungen nachhaltig beeinflussen kann (Cobb & Rixford, 1998; Desrosières, 2002; Vogel, 1997; Voigt, 2009).

Sie erinnern deshalb als Entscheidungsgrundlage an das, was Porter (1996) in seinem Buch „*Trust in Numbers*“ beschrieben hat. Die Effizienz und Produktivität von politischen Maßnahmen wird hier über Input-Output-Vergleiche von konstruierten Kennzahlen gemessen, bewertet und das Wissen, welches diese Kennzahlen repräsentieren, wird dadurch praktisch angewendet.

Lange Zeit war die Sozialindikatorentwicklung und die Sozialberichterstattung die Domäne der Wissenschaft. Die Standards ergaben sich daher einerseits aus den wissenschaftstheoretischen Überlegungen und daraus begründeten Vorgehensweisen (z. B. bezüglich theoretischer Konzeptualisierung und Operationalisierung, messtheoretischer Dimensionen, Qualitätsdimensionen und anderer methodischer Standards). Andererseits waren auch Faktoren wie die Datenlage, gegebenenfalls die Erhebungsform, die gewählten Analysemethoden oder die Verwendung der Ergebnisse (insbesondere angepasst an die Adressaten) und deren Präsentation von starker Relevanz im Wissensproduktionsprozess (Jacob, 2006; Noll & Zapf, 1994; Zapf, 1976, 2000). Denn auch im Kontext der Produktion von Sozialindikatoren ist eine zunehmende Hybridisierung (Meyers, Heinen & Willems, 2014; Noll, 2005; Willems, 2014) und ein Verlassen der kontextlosen disziplinären „Tunnelperspektive“ erkennbar (Mardorf, 2006, S. 240). Auch in dieser Disziplin entstanden hybride und diskursive Strategien, bei denen Indikatoren von heterogenen Akteuren ko-produziert werden (Lück-Filsinger, 2006).

3. Fragestellung und Ziel der Arbeit

Ziel der Arbeit ist es demnach, die Einflüsse des interaktiven Wissensdiskurses von Wissenschaft, Politik und Praxis mit ihren heterogenen Relevanzwelten anhand der Entwicklung und Operationalisierung von Sozialindikatoren zu erforschen. Hierzu werden die folgenden fünf Forschungsfragen empirisch fundiert und theoretisch reflektiert beantwortet:

1. *Wie funktioniert der Wissensdiskurs im Hybriden Forum?*
2. *Welche Faktoren beeinflussen die Produktion von Wissen in Hybriden Foren?*
3. *Wie wird der Wissensdiskurs der Experten gesteuert/kontrolliert?*
4. *Wie beeinflusst der Wissensdiskurs von Experten aus heterogenen Kontexten die Entwicklung und Operationalisierung von Sozialindikatoren?*
5. *Was sind die Möglichkeiten und Grenzen der Nutzung von internationalen Indikatoren auf nationaler Ebene?*

Die vorliegende Untersuchung sucht über zwei gesellschaftstheoretisch und methodologisch eingebettete qualitative Fallanalysen Antworten auf diese Fragen. Die Fallanalysen gestalten sich wie folgt:

Fallanalyse I untersucht die diskursive Wissensproduktion im Hybriden Forum am Beispiel einer Expertengruppe der Europäischen Kommission, die ein Indikatorset zur Förderung von „evidence-based-policy“ für die Jugendpolitik in Europa erstellt. Diese Expertengruppe ist insofern – zumindest strukturell – ein Hybrides Forum, da sie aus Akteuren unterschiedlicher Disziplinen (transdisziplinäre Relevanzwelten) besteht, die zusätzlich auch aus unterschiedlichen nationalen und internationalen Kontexten stammen (transnationale Relevanzwelten). Fallanalyse I rekonstruiert mittels qualitativer Forschungsmethoden Faktoren, welche die Entwicklung und Weiterentwicklung des Indikatorsets und dementsprechend auch die Produktion von Wissen in diesem Hybriden Forum auf europäischer Ebene beeinflussen. Die Rekonstruktion hat auch das Ziel, Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu der traditionellen Vorgehensweise herauszuarbeiten.

Fallanalyse II baut adaptiv auf den Ergebnissen und Erfahrungen der Fallanalyse I auf, indem sie ein zentrales Ergebnis dieser Studie aufnimmt und dieses tiefergehend untersucht. Diese Teilanalyse befasst sich mit den Möglichkeiten, Potenzialen und Grenzen des supranationalen Wissensinstruments und seinen Indikatoren auf nationaler, also luxemburgischer Ebene. Besonders interessant ist hier die Frage, inwiefern dieses internationale Wissensinstrument geeignet ist, um die Situation in Luxemburg adäquat zu beschreiben bzw. inwiefern es sich als Datengrundlage für die nationale Berichterstattung eignet.

Die Erkenntnisse dieser beiden Studien sollen an vorhandenes theoretisches Wissen in den relevanten Bereichen der Wissenssoziologie und der Methodologie anknüpfen, sowie dieses empirisch fundiert reflektieren und ausbauen. Sie sollen dazu beitragen, ein umfassenderes Verständnis für die Strukturen und Prozesse der Produktion von Wissen in Hybriden Foren und seinen spezifischen Herausforderungen zu entwickeln. Von diesen Erkenntnissen kann neben der Wissenschaft auch der alltägliche Kontext der realen Anwendungspraxis solcher hybrider Kooperationen profitieren.

B) Gesellschaftstheoretischer und methodologischer Reflexionsrahmen

Teil B dieser Arbeit besteht aus zwei unterschiedlichen Dimensionen. Die erste Dimension bildet den gesellschaftstheoretischen Rahmen dieser Arbeit, die zweite den methodologischen Rahmen. Der gesellschaftstheoretische Rahmen beginnt mit unterschiedlichen Theorien des Sozialen Wandels. Hier ist insbesondere die Theorie der gesamtgesellschaftlichen Steuerung von Etzioni (1969) relevant und ein zentraler Ansatzpunkt dieser Ausarbeitung. Denn diese Theorie beschreibt als eine der Ersten, dass Sozialer Wandel auch vom Menschen durch Handlungen und Entscheidungen beeinflussbar ist (*Kapitel 1*).

Weil Wissen für diese Beeinflussung des Sozialen Wandels eine wichtige Rolle spielt, befasst sich das *zweite Kapitel* intensiv mit dem Konstrukt Wissen als Handlungs- und Entscheidungsgrundlage (*Abschnitt 2.1*), bevor im Anschluss auf den Bedeutungszuwachs von Wissen in den modernen Gesellschaften eingegangen wird. Dies geschieht vor allem anhand der soziologischen Gegenwartsdiagnosen der Wissensgesellschaft (*Abschnitt 2.2*) sowie der Risikogesellschaft bzw. der Reflexiven Modernisierung (*Abschnitt 2.3*). An die Inhalte der Theorie der Risikogesellschaft anknüpfend wird sich im Anschluss mit dem Entscheidungskontext der modernen Gesellschaften und den Bedingungen der Bounded Rationality befasst (*Abschnitt 2.4*). Hier spielt Wissen eine wichtige Rolle, um in riskanten Entscheidungen die Unsicherheit zu minimieren und eine Vertrauensbasis zu den von der Entscheidung betroffenen Akteuren aufzubauen. Aus diesem Grund wurde in der Wissensgesellschaft eine große Menge an Wissen produziert, welches in seiner Gänze nicht mehr von den Entscheidern verarbeitet werden konnte. Die Organisation von Wissen gewann dementsprechend in der Moderne enorm an Bedeutung, was dazu führte, dass sich die Prozesse der Wissensorganisation und -produktion institutionalisierten (*Abschnitt 2.5*). Weil die wertrationale Nutzungsform zur vorangehenden Reflexion von Handlungen nicht die einzige in der Moderne ist, befasst sich *Abschnitt 2.6* mit den unterschiedlichen Nutzungsformen. Er stellt neben der wertrationalen Nutzungsform noch zwei weitere zweckrationale Nutzungsformen heraus.

Kapitel 3 befasst sich mit den Reaktionen auf die Zunahme der Wichtigkeit des Wissens für gesellschaftliche Handlungen, denn auch hier hat ein Wandel stattgefunden. Im Gegensatz zur traditionellen Wissensproduktion (beschrieben in *Abschnitt 3.1*) findet die Wissensproduktion in der Moderne in hybriden Prozessen statt. Hier gibt es unterschiedliche Modelle der

Forschungskooperation, die sich vor allem in dem Grad der Hybridisierung unterscheiden. Diese werden in *Abschnitt 3.2* beschrieben und voneinander abgegrenzt. *Abschnitt 3.3.* befasst sich mit den für diese Arbeit relevanten Perspektiven der Hybridisierung und beschreibt sowohl den Bereich der transdisziplinären Kooperationen als auch den Bereich transnationaler Kooperationen. Das Kapitel schließt mit zwei Abschnitten, die sich mit den veränderten Bedingungen der Wissensproduktion in hybriden Kontexten befassen (*Abschnitt 3.4*), die zu einer gemeinsamen Problemlösung gebündelt werden sollen (*Abschnitt 3.5*).

Es folgt *Kapitel 4*, welches sich intensiv mit der Disziplin der Sozialberichterstattung befasst. Diese Disziplin ist ein traditionelles Informationssystem, das beispielsweise über Soziale Indikatoren Wissen für Politik, Wissenschaft und Praxis etc. zur Verfügung stellt, welches diese nutzen können, um Entscheidungen zu reflektieren und zu begründen. Aus diesem Grund befasst sich *Abschnitt 4.1.* zuerst einmal mit den besonderen Eigenschaften von Zahlen und Quantifizierungen in einer Argumentation zur Begründung und Reflexion von Maßnahmen und Entscheidungen. Im Anschluss daran befasst sich das Kapitel mit der Evolution der Sozialberichterstattung von den Anfängen (*Abschnitt 4.2*) bis hin zu dem Nebeneinander an Berichten, wie man sie heute findet (*Abschnitt 4.3*). Das Kapitel schließt, indem es unterschiedliche hybride Formen der transdisziplinären Berichterstattung charakterisiert (*Abschnitt 4.4*) und damit die Brücke zum vorherigen Kapitel schlägt.

Kapitel 5 bildet den methodologischen Rahmen dieser Studie und dementsprechend die zweite Dimension von Teil B. Hier wird die wissenschaftliche Perspektive auf die Sozialindikatorenentwicklung beschrieben. Das Kapitel beginnt mit einem Abschnitt, der sich mit dem Messen über Indikatoren aus unterschiedlichen Perspektiven befasst (*Abschnitt 5.1*). Es folgt ein Abschnitt zur Operationalisierung von Indikatoren (*Abschnitt 5.2*). Er arbeitet heraus, dass die Operationalisierung von Indikatoren im Idealfall aus zwei Schritten besteht, der Konzeptspezifikation und der tatsächlichen Indikatorenentwicklung. Im Anschluss werden Gefahren bei der Umsetzung von theoretischen Konstrukten in Indikatoren beschrieben, unterschiedliche Strategien der Indikatorenentwicklung diskutiert und im Anschluss die Vor- und Nachteile von einfachen und zusammengesetzten Indikatoren beschrieben. Es folgt ein Abschnitt zu unterschiedlichen Datenquellen (*Abschnitt 5.3*), in dem zuerst die amtlichen Daten und Surveydaten sowie Individual- und Aggregatdaten mit ihren spezifischen Eigenschaften und Eigenheiten sowie die Potenziale und Gefahren einer möglichen Verbindung unterschiedlicher Datenquellen reflektiert werden. *Abschnitt 5.4* befasst sich mit Vergleichen auf Basis von Indikatoren. Er beschreibt das Konstrukt funktionaler Äquivalenz

als Grundvoraussetzung von Vergleichen sowie die unterschiedlichen Ebenen, auf denen man Indikatoren miteinander vergleichen kann. Dieses Kapitel und Teil B schließen mit unterschiedlichen Gütekriterien von Indikatoren (*Abschnitt 5.5*).

1. Die aktive Steuerung von Sozialem Wandel in der Moderne

Dieses Kapitel befasst sich mit unterschiedlichen Theorien des Sozialen Wandels und der Entwicklung zu der Erkenntnis, dass Sozialer Wandel zumindest in Teilen für den Menschen beeinflussbar und steuerbar ist. Diese Erkenntnis von Etzioni ist ein zentraler Ansatzpunkt der vorliegenden Arbeit, die untersucht, wie Sozialer Wandel auf Basis von Wissen und Information gesteuert werden kann.

Dass Gesellschaften und das Leben sich permanent verändern, war in den Alltagsvorstellungen der Menschen schon immer verankert. Was sich im Laufe der Entwicklung zur modernen Gesellschaft verändert hat, ist die Perspektive auf diese Veränderungen, wie man mit diesen umgeht und sie interpretiert (Abels, 2007). In den traditionellen – und teilweise auch heute noch in wenig entwickelten – Gesellschaften waren bzw. sind übernatürliche Kräfte und metaphysische Ursachen in der Regel die Erklärung für die meisten sozialen Phänomene und Veränderungen (Comte, 1972; Etzioni, 1969).⁵

Vor allem zwei gesellschaftliche und kulturelle Ursachen sind mit verantwortlich dafür, dass sich diese Perspektive veränderte und die weltlichen Phänomene des Sozialen Wandels immer stärker in den Fokus des öffentlichen Bewusstseins drängten: das Zeitalter der Aufklärung und die Zeit der naturwissenschaftlich-technischen Erfindungen und Innovationen. Beiden Entwicklungen ist gemeinsam, dass sie traditionell bestehende Ordnungen sowie Wertesysteme und Strukturen infrage stellen. In dieser Zeit wurde das Bedürfnis geweckt, „zu wissen, wohin sich die Gesellschaft entwickelt“ (Abels, 2007, S. 332) und den sozialen Wandel zu erforschen.

In der Moderne trug insbesondere die Wissenschaft dazu bei, dass soziale Strukturen, Erscheinungen, Phänomene und Veränderungen zunehmend auch über intersubjektiv nachvollziehbare Beobachtungen erklärt wurden (Comte, 1972). Dieser Prozess rationalisierte und „entzauberte“ die Welt und die Gesellschaft sukzessive durch Wissen und Strukturierung (Knoblauch, 2014, S. 99).

Der folgende Abschnitt befasst sich mit dem komplexen Konzept des Sozialen Wandels. Er beleuchtet unterschiedliche Perspektiven auf Sozialen Wandel und geht kurz auf zentrale Forschungsansätze ein, die sich mit dessen Ursachen sowie wichtigen Eigenschaften befassen, bevor er Aspekte der Steuerung von Sozialem Wandel fokussiert.

⁵ Comte spricht hierbei vom theologischen und metaphysischen Stadium der Gesellschaft.

1.1. Darstellung verschiedener Definitionen von Sozialem Wandel

Ausgehend von Zapf (1994), der soziale Strukturen als relativ stabile Regelmäßigkeiten des sozialen Lebens definiert, die eine relativ stabile Ordnung der Gesellschaft herstellen und versuchen, gegen Veränderungen widerständig zu sein, kann man sozialen Wandel als die Gegenkraft zu dieser Stabilität ansehen:

„Veränderungen sozialer Strukturen, Veränderung sozialer Ordnungen [...] die Dimensionen des Sozialen Wandels [sind] z. B. Tempo, Tiefgang, Richtung und Steuerbarkeit, sowie die äußeren und inneren Wandlungskräfte, die eine Ordnung verändern“ (Zapf, 1994, S. 11).

Sozialer Wandel findet dementsprechend immer dann statt, wenn sich Strukturen, Institutionen oder zentrale Werte in einer Gesellschaft verändern (Abels, 2007). In eine ähnliche Richtung geht auch die Definition von Scheuch und Scheuch (2003a), die Sozialen Wandel beschreiben als:

„[E]ine bleibende Veränderung im Großen – von ganzen Gesellschaften oder doch wichtigen Bereichen und Institutionen der Gesellschaft ...“ (S.10).

Diese Definition fasst das Konzept des Sozialen Wandels enger, weil sie die Veränderung der Strukturen als andauernd beschreibt und spontane, kurzfristige Trends ausschließt. In eine ähnliche Richtung geht auch Giddens (1990), wenn er beschreibt, dass sich Basisinstitutionen verändern müssen, um von Sozialem Wandel sprechen zu können:

„ [...] , bis zu welchem Grad es in einem bestimmten Zeitraum zu einer Änderung der Basisinstitutionen kommt“ (S.31).

Der hier angeführte Überblick deutet an, dass es eine Vielzahl an Verständnissen von Sozialem Wandel gibt, die unterschiedlich eng oder weit gefasst sind. Allen ist gemeinsam, dass sich traditionell bestehende Ordnungen, Werte sowie soziale Strukturen durch Sozialen Wandel verändern.

1.2. Die Ursachen Sozialen Wandels: Ein kurzer Überblick

An diesem Punkt setzen soziologische Forschungen an, wenn sie die Ursachen und Determinanten des Sozialen Wandels untersuchen. Mittlerweile gibt es zahlreiche Konzepte, auf welche die vorliegende Arbeit jedoch nicht erschöpfend eingehen wird. Einen detaillierten Überblick über Theorien des Sozialen Wandels bieten beispielsweise die Werke von Glatzer, Habich und Mayer (2002), Jäger und Weinzierl (2011), Scheuch und Scheuch (2003a, 2003b) oder Weischer (2005).

Grundsätzlich kann man jedoch zwischen traditionellen und modernen Theorien des Sozialen Wandels unterscheiden. Traditionelle Theorien ermitteln in der Regel nur einen Faktor als Ursache, man spricht hier von mono-kausalen Erklärungen. Beispielsweise sieht Comte das Streben der Menschen nach Verbesserung ihrer Lage als treibende Kraft des Sozialen Wandels, Marx hingegen betrachtet die Widersprüche in den Produktionsverhältnissen als treibende Kraft (Scheuch & Scheuch, 2003a).

Moderne Theorien des Sozialen Wandels, wie beispielsweise die Polarisierungshypothese, beschreiben zumeist mehrere, teilweise miteinander interagierende Ursachen. Sie betrachten etwa den Einfluss von technologischen Innovationen, kulturell-religiösen Faktoren und Interessensgegensätzen, (sozialen) Konflikten, Entwicklungsrückständen sowie anderen sozialen Disparitäten und Spannungen auf die sozialen Strukturen (Abels, 2007; Nowotny et al., 2001; Schimank, 2010).⁶

1.3. Die Steuerung Sozialen Wandels als zentrale Perspektive dieser Arbeit

Zentraler Ansatzpunkt dieser Arbeit im Kontext der Theorien des Sozialen Wandels ist vor allem die Perspektive von Etzioni (1969), der als einer der ersten Forscher einzelne Elemente des Sozialen Wandels als steuerbar versteht. In seiner Theorie der gesamtgesellschaftlichen Steuerung unterteilt er sozialen Wandel in zwei Teile. Einen *unkontrollierbaren Teil*, „*ongoing change*“ (z. B. Naturkatastrophen etc.) und einen kontrollierbaren und aktiv von den Individuen der Gesellschaft *beeinflussbaren Teil*, „*guided change*“ (zum Beispiel über eine politische Strategie). Er beschreibt, wie Führungskräfte den Sozialen Wandel – unter anderem auf Basis von Wissen und Information – beeinflussen und steuern können. Das eröffnet die Perspektive, dass viele Probleme und Strukturen, die vorher als gegeben, metaphysisch bestimmt und somit als nicht beeinflussbar galten, eben doch sozial konstruiert sind. Hieraus ergibt sich, dass es möglich ist, diese aktiv zu verändern und zu beeinflussen, bspw. indem man handelt und entscheidet (Blomgren & Waks, 2015; Etzioni, 1968; Nowotny et al., 2001; Power, 2007; Zapf, 1979).

Die gesellschaftliche Wirklichkeit ist, im Sinne von Berger und Luckmann (1969), zu einem großen Teil durch bewusste Handlungen und unbewusstes Verhalten der Mitglieder der Gesellschaft konstruiert. In diesem Prozess der gesamtgesellschaftlichen Steuerung nehmen Wissen und Nicht-Wissen eine zentrale Stellung ein, denn sie beeinflussen das aktive Handeln

⁶ Ein zentrales Werk in diesem Zusammenhang ist Polanyi (1944): „The Great Transformation“.

der Akteure, indem sie für die Bewertung der Sinnhaftigkeit der Handlungen bedeutend sind. Denn das Wissen verbindet die Handlungen mit ihrem Sinn. Dadurch ist es einerseits leitend für die individuellen Handlungen; es „transformiert subjektiven Sinn in soziale Tatsachen, und [...] soziale Tatsachen in subjektiven Sinn“ (Hitzler, 1988, S. 65). Andererseits kann man auf Basis von Wissen jedoch auch den Sinn von Handlungen begründen und an Dritte vermitteln (Knoblauch, 2014).

1.4. Ebenen gesellschaftlicher Steuerung

Die Aufgabe der Steuerung moderner Gesellschaften ist zunehmend schwerer geworden, da die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse immer schneller ablaufen und die Gesellschaften auf unterschiedlichen Ebenen komplexer wurden (Esposito, 2007; Perrig-Chiello, 2012; Rosa, 2005).

Auf der mikrosoziologischen Ebene werden die einzelnen Schicksale und Lebens- und Handlungssituationen der Gesellschaftsmitglieder immer individueller und die Vorstellung einer geschlossenen begrenzten Welt löst sich zunehmend auf (Braun & Hahn, 1973; Jacob, Heinz & Décieux, 2013; Nowotny, 1994; Nowotny et al., 2001). Dies resultiert in gestiegenen Wahlmöglichkeiten, Entscheidungssituationen und -notwendigkeiten auf individueller Ebene (z. B. Individualisierung oder Pluralisierung der Lebensstile) (Zapf et al., 1987). Neben dieser Komplexitätszunahme auf mikrosoziologischer Ebene differenzieren sich weiterhin zentrale gesamtgesellschaftliche „Aggregat-Eigenschaften“ heraus, wie z. B. die Verteilung sozioökonomischer Ressourcen, die Modernisierung und Demokratisierung der Gesellschaft oder die politische Integration. Diese bedürfen zum Zwecke der Steuerung der Gesellschaft einer makrosoziologischen Aktionsperspektive (z. B. nationale Ebene, europäische Ebene, usw.) (Braun & Hahn, 1973).

Aufgrund der rapiden Komplexitätszunahme auf den gesellschaftlichen Mikro- und Makroebenen war es immer weniger möglich, die Gesellschaft und ihre Prozesse gänzlich zu verstehen und zu bewältigen.

„Die Menschen müssen heute mehr Entscheidungen treffen, mehr Informationen verarbeiten und mehr sozialen Wandel bewältigen als in früheren Zeiten“ (Zapf, 1994, S. 15).

Aus diesem Grund gehen mit der Moderne zwingend auch Prozesse der Komplexitätsreduktion einher. Hierzu gehören Prozesse der Institutionalisierung, der Professionalisierung, Spezialisierung und Differenzierung,⁷ die dazu führen, dass sich soziale Positionen mit speziellen Arbeits- und Verantwortungsbereichen („soziale Rollen“) entwickeln (Znaniecki, 1986).

„Society is a multi-institutional system with several coexisting logics“ (Blomgren & Waks, 2015, S. 5).

Zwischen diesen unterschiedlichen Verantwortungsbereichen findet ein wechselseitiger Austausch bzw. eine Kooperation statt und über die spezialisierten Einzelglieder sowie den dort bestehenden unterschiedlichen Logiken entsteht in Summe zumindest bis zu einem gewissen Grad ein Bild von einem gesellschaftlichen Ganzen. Zentral für das Funktionieren dieser untergliederten (Experten-)Gesellschaften ist gegenseitiges Vertrauen in das Handeln der einzelnen gesellschaftlichen Glieder, ebenso wie die Verlässlichkeit und Effizienz der unterschiedlichen Systeme, wodurch Ausgewogenheit und Sicherheit vermittelt werden (Altvater & Mahnkopf, 2002; Braun & Hahn, 1973; Giddens, 1990; Zapf, 1994; Zapf et al., 1987).

„Je individualistischer die Gesellschaft aufgrund funktionaler Arbeitsteilung wird, desto mehr ist sie auf ihr Zusammenwirken und ihr Funktionieren als Ganzes angewiesen“ (Wolf, 2012, S. 56).

Denn ein Resultat der Ausdifferenzierung spezialisierter sozialer Positionen in der modernen Gesellschaft und der Pluralisierung der individuellen Lebensläufe ist, dass die Verteilung des Wissens in der Gesellschaft immer heterogener wurde. In der Moderne können unterschiedliche Wissens- und Kenntnisstände häufig nicht mehr nur dadurch erklärt werden, dass jemand z.B. allein aufgrund seines höheren Alters mehr weiß, sondern auch aufgrund unterschiedlicher Wahlmöglichkeiten auf individueller Ebene und spezifischer sozialer Rollen, die eine Person ausfüllt (Perrig-Chiello, 2012; Tenbruck, 1986). Die Mitglieder dieser Gesellschaften verfügen zumeist nur noch in ganz spezifischen Bereichen über direktes Wissen und sind ansonsten in vielen Entscheidungskontexten abhängig von Spezialisten und Experten aus den jeweiligen gesellschaftlichen Bereichen (Imhof, 2006 ; Nowotny et al., 2001; Prince, 2014; Zapf et al., 1987).

⁷ Näher ausgeführt findet sich dies etwa in Luhmanns Differenzierungstheorie (Luhmann, 1977).

2. Wissen als zentrale Grundlage zur Steuerung moderner Gesellschaften: Die Entstehung von evidence-based-policy-making

Wissen ist zu einem entscheidenden Faktor in der Moderne geworden, weshalb es auch für die aktive Beeinflussung gesellschaftlicher Strukturen und Steuerung des Sozialen Wandels an Bedeutung gewann. Aus diesem Grund befasst sich Kapitel 2 des gesellschaftstheoretischen Rahmens intensiv mit dem Konstrukt des Wissens, den unterschiedlichen Vorstellungen und der gewandelten Bedeutung dessen für die Gesellschaft.

2.1. Das Konstrukt Wissen: Definitionen, Vorstellungen und unterschiedliche Konzepte

Wissen wird heute in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen nachgefragt, produziert und angewendet, woraus ganz unterschiedliche Vorstellungen darüber entstehen, was als Wissen gilt bzw. nicht gilt, welche Arten es gibt und welche Funktionen es erfüllen soll. Dieser Abschnitt beginnt mit einer Reflexion unterschiedlicher Vorstellungen von Wissen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, bevor er sich im Anschluss mit einigen detaillierteren wissenssoziologischen Überlegungen auseinandersetzt und auf spezifische Eigenschaften von Wissen eingeht.

2.1.1. Wissen: Definition und Abgrenzung von gesellschaftlichen Alltagsvorstellungen

Luhmann (1992) beschreibt Wissen als ein universales und objektives Phänomen, welches prinzipiell für jeden Beobachter erreichbar ist. Für ihn kann neues Wissen nur dann entstehen, wenn bisher bestehendes Wissen in konkreten Handlungen zu einer Enttäuschung führt. Durch diese Erfahrungen kann der Betroffene oder auch ein externer Beobachter dazulernen und sein bisheriges Wissen entsprechend anpassen, also durch komplementäres Wissen ersetzen.

„Unser Ausgangspunkt lehrt zunächst nur, daß Wissen sich nur bilden kann, wenn festgelegt werden kann, wie (und gegebenenfalls was) im Enttäuschungsfalle zu lernen ist. Man kann wichtige Erwartungen nur aufgeben, wenn sie ersetzt werden können; wenn also feststellbar ist, was statt dessen der Fall ist.“ (S.151).

Wissen kann demnach erlernt und weiterentwickelt werden. Ebenfalls kann man vom Wissen anderer profitieren oder andere auf Irrtümer hinweisen. Wissen ist dementsprechend ein experimentelles Konstrukt, welches über unterschiedliche Medien (z.B. Sprache, Schrift etc.) kommuniziert werden kann (Luhmann, 1992). Auf diesem Gedanken baut auch die Definition von Bell (1985) auf, der Wissen beschreibt, als:

„Sammlung in sich geordneter Aussagen über Fakten oder Ideen, die ein vernünftiges Urteil oder ein experimentelles Ergebnis zum Ausdruck bringen und anderen durch irgendein Kommunikationsmedium in systematischer Form übermittelt werden“ (S.180).

Wissen besteht also aus Fakten und Ideen, die systematisch angeordnet sind und für Dritte zugänglich gemacht werden können.

Nach Clark und Wallace (2015) ist Wissen („Knowledge“) im Kontext einer politischen Entscheidung eine Mischung aus „gerahmten“⁸ Erfahrungen, Werten und Kontextinformationen von Experten und Insidern, die den (Interpretations-) Rahmen für neue Erfahrungen bilden.

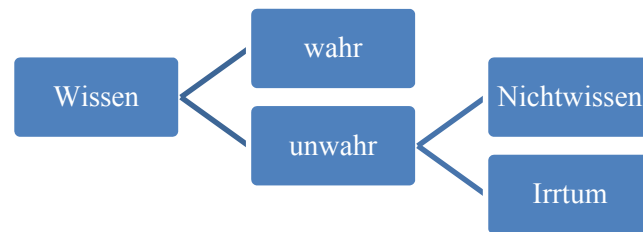
Diese allgemeinen Definitionen beschreiben Wissen aus einer ganz umfassenden und allgemeinen Perspektive, als ein Konstrukt, welches sukzessive durch komplementäres Wissen ergänzt oder präzisiert werden kann und sich über Kommunikationsmedien verbreitet. Zudem ist Wissen ein wichtiger Bestandteil des Alltages in der modernen Gesellschaft und bestimmt diesen in vielen unterschiedlichen Bereichen. Unsere Alltagsvorstellungen von dem, was wir als Wissen bezeichnen, sind jedoch häufig sehr weit gefasst und unpräzise.

Die Abgrenzung von Wissen und Wahrheit: Dualität von Wissen

Beispielsweise mahnt Luhmann (1997), dass wir im Alltag häufig Wissen und Wahrheit nicht explizit unterscheiden oder gegebenenfalls sogar synonym verwenden. Zentral für diese Unterscheidung ist ein „Beobachter zweiter Ordnung“, der aus einer neutralen externen Position prüft, „ob Wissen wahres Wissen ist, [...] und zwar mit der Unterscheidung wahr oder unwahr“ (Luhmann, 1997, S. 170). Diese binäre Struktur kann in einem zweiten Schritt in der Kategorie „unwahr“ durch einen neutralen Beobachter in zwei weitere Unterkategorien unterteilt werden, die des „Nichtwissens“ und des „Irrtums“. Während Nichtwissen bedeutet, dass eine Person tatsächlich nicht über entsprechendes Wissen verfügt, wird unter einem Irrtum verstanden, dass sich das bis dato bestehende Wissen als nicht zutreffend erwiesen hat (Luhmann, 1992, 1997).

⁸ Gerahmt im Sinne von Goffman (1977).

Abbildung 1 Die Codierung des Wissens



Eigene Erstellung in Anlehnung an (Luhmann, 1992, 1997)

Die Abgrenzung von Wissen und Information: Kontextgebundenheit des Wissens

Jedoch werden nicht nur Wissen und Wahrheit im Alltag häufig synonym verwendet, sondern auch „Wissen“ und „Information“ (Zillien, 2009). In vielen Bereichen mag dies zulässig sein, tatsächlich sind diese Begriffe jedoch in einem engeren Kontext durchaus sehr unterschiedlich, was die nachfolgende Liste verdeutlicht. Sie grenzt die Konzepte Daten, Informationen, Wissen und Expertise voneinander ab:

1. *Daten* sind Zeichen oder Zeichenfolgen, die jedoch noch keine Bedeutung haben (z. B. 10%).
2. Sie erhalten durch Interpretation eine Bedeutung. Dann jedoch spricht man schon von *Informationen* (10% Langzeitarbeitslosenquote im Jahr 2015). Diese können bereits Grundlagen für Entscheidungen bilden.
3. Erst wenn diese Informationen auf Basis von Erfahrungen und Erwartungen von Menschen subjektiv verarbeitet werden (z. B. durch Selektion, Bewertung, Einordnung oder Verknüpfung etc.) und zu Schlussfolgerungen oder Handlungen führen, entsteht aus diesen Informationen *Wissen* (North, 2005).
4. *Expertise* ist eine spezielle Form von Wissen, welche sich auf eine konkrete Entscheidungssituation bezieht. Wichtig ist in diesem Kontext der Gedanke von Limoges (1993), der betont, dass Expertise in der Regel viel mehr ist als eine einzige Aussage eines Experten. Sie ist das Resultat eines kollektiven interaktiven Prüfungs- („assessment“) und Lernprozesses („learning“). Dies ist z. B. der Fall, wenn eine rationale Entscheidung auf Theorien, Daten, Fakten oder Informationspools (wie z. B. auch Erfahrungen) basieren (Willke, 1998). Es ist also eine wissensbasierte und handlungsorientierte Dienstleistung, welche sowohl aus Informationen aus Datenbanken, als auch aus Fachwissen bestehen kann (Krohn, 2003).

Willke beschreibt den Unterschied zwischen Daten und Informationen so, dass Daten Unterschiede beobachten und Informationen „von einem Beobachter für relevant gehaltene Unterschiede sind“ (Willke, 2004, S. 31). Für Wissen ist zentral, dass dieses in der Regel kontextspezifisch ist. Dies bedeutet, dass eine Information je nach Kontext (z. B. unterschiedliche Länder) in dem diese auftritt und angewendet wird, anders interpretiert werden und deshalb eine andere Bedeutung besitzen kann (Haase, 2004; Zillien, 2009). Zieht man das Beispiel der Langzeitarbeitslosenquote heran, so sagt die Information 10 Prozent Langzeitarbeitslose in einem Land mit kontinuierlich niedriger Langzeitarbeitslosenquote etwas anderes aus, als in einem Land, in dem diese Kennzahl in den letzten Jahren kontinuierlich hoch war. Anders als bei einer Übertragung von Informationen oder Daten ist aufgrund der angesprochenen Kontext- und Personengebundenheit des Wissens eine einfache Übertragung von Wissen nicht möglich, es kann nicht einfach konsumiert werden. Es bedarf einer aktiven Aneignung oder Internalisierung, die je nach Wissensart bzw. Wissenstyp mehr oder weniger aufwendig ist (Berger & Luckmann, 1966; Stehr, 2003).

2.1.2. Unterscheidung verschiedener Wissensarten, Wissenstypen und ihre spezifischen Eigenschaften

In der Literatur lassen sich zudem viel spezifischere Vorstellungen und Unterformen von Wissen finden, die ganz unterschiedliche Kriterien und Funktionen erfüllen. Dieser Abschnitt unterscheidet unterschiedliche Wissensarten bzw. -typen und charakterisiert diese aus wissenssoziologischer Perspektive anhand ihrer spezifischen Eigenschaften. Die hier aufgelistete Typologie stellt jedoch lediglich eine Auswahl dar, die im Kontext der Arbeit am relevantesten ist.

Faktenwissen vs. Bedeutungswissen

Braun und Hahn (1973) unterscheiden „*Faktenwissen*“ und „*Bedeutungswissen*“. Kennt ein Individuum Sachverhalte, dann verfügt es über Faktenwissen. Bedeutungswissen geht hingegen weit über diese Form des Wissens hinaus, es orientiert sich an Symbolen oder Theorien und ihren Bedeutungen. Bedeutungswissen enthält auch die Gründe, warum die gesellschaftliche Wirklichkeit der jeweiligen Gesellschaft so ist, wie durch das Faktenwissen dargestellt.

Explizites vs. implizites Wissen

In eine ähnliche Richtung geht die Konzeption von Polanyi (1985). Auch er unterteilt Wissen in zwei unterschiedliche Glieder. Er unterscheidet „*explizites Wissen*“ und „*implizites Wissen*“. Als explizites Wissen beschreibt er ein relativ statisches, codiertes und deshalb mittels Zeichen (Sprache, Schrift) eindeutig kommunizierbares Wissen. Beispiele hierfür sind u.a. in sich geordnete Fakten oder Ideen. Hiervon grenzt er das implizite Wissen ab, welches eine Art Erfahrungswissen darstellt, welches in der Regel nicht lexikalisch verfügbar ist und wenn überhaupt, nur mittelbar und nebenbei registriert wird.

„Der schlicht Wissende kann etwas wissen, ohne zu wissen, daß [sic!] er es weiß“ (Luhmann, 1992, S. 170)

Es besteht jedoch auch die Möglichkeit, sich implizites Wissen mit viel Aufwand bewusst zu machen. Nonaka und Takeuchi (1998) beschreiben diesen Prozess als Externalisierung. Im Rahmen einer Externalisierung wird implizites Wissen in explizite Konzepte umgewandelt. Für den Vorgang ist es zentral, angemessene Ausdrucksmittel zu finden, z. B. über passende Einzelmerkmale und eine Projektion von deren Zusammenwirken (z. B. über Hypothesen) in ein Gesamtbild (Polanyi, 1985).

Alltagswissen vs. Expertenwissen und wissenschaftliches Wissen als spezifische Form des Expertenwissens

Berger und Luckmann (1969) grenzen „*Alltagswissen*“ und „*Expertenwissen*“ voneinander ab. Alltagswissen bezeichnet eine Form von „Jedermann-Wissen“, welches theoretisch jedem Gesellschaftsmitglied zugänglich ist.⁹ Es sind die handlungsleitenden Orientierungen, die Voraussetzungen für Interaktionen und Verständigungen im Alltag bilden (Mattes & Schütze, 1973). Diese Form von Wissen ist sehr heterogen bezüglich Funktion, Inhalt, Explizitheit sowie Lückenhaftigkeit/-losigkeit und muss sich immer erst als „*brauchbar bewähren, um in die Alltagswelt der Menschen zu drängen*“ (Jacob, 1995, S. 71). Charakteristisch für diese Form des Wissens ist, dass Zweifel an seiner Gültigkeit in der alltäglichen Praxisanwendung zumeist bewusst ausgeblendet werden (Jacob, 1995). Statt die Zweifel offen zu kommunizieren, werden diese häufig ausgeblendet, was zu einer „*kontrafaktischen Geltung*“ des Wissens führt (Lau & Beck, 1989).

Hiervon grenzen Berger und Luckmann das „*Expertenwissen*“ ab, über das Personen verfügen, die sich intensiv mit einem Gebiet beschäftigt haben und in diesem Spezialgebiet

⁹ Verwandt, jedoch nicht deckungsgleich ist auch das „Allgemeinwissen“, welches diejenigen Wissensstände bezeichnet, die von den Gesellschaftsmitgliedern mehr oder weniger geteilt werden (Knoblauch, 2014, S. 162).

über überdurchschnittlich viel Wissen verfügen („*mehr als Jedermann*“) (Berger & Luckmann, 1969, S. 15). Die Ansichten der Experten basieren auf ihrem Wissen, das zum einen in der Regel weit über die Problemlösung hinausgeht und zum anderen auf gesicherten – d.h. sozial anerkannten und gebilligten – Behauptungen ruht (Schütz, 1972). In der Regel wissen sie um die Problemursachen und die unterschiedlichen Lösungsprinzipien. Aus diesem Grund kann man sich bei Entscheidungen und Handlungen auf ihr Wissen berufen, um diese zu legitimieren¹⁰ (Knoblauch, 2014).¹¹

Wissenschaftliches Wissen als Spezialform des Expertenwissens

Eine spezifische Form von Expertenwissen ist das „*wissenschaftliche Wissen*“. Diese Form des Wissens ist sehr voraussetzungsreich und besonders formal, logisch geregelt und aufgebaut. Es besteht, anders als beim Alltagswissen, in der Regel Einigkeit über notwendige Bedingungen, Regeln und Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, um „wahres Wissen“ zu produzieren. Dies sind vor allem die wissenschaftlichen Gütekriterien wie rationale Begründbarkeit, intersubjektive Nachvollziehbarkeit und die damit verbundene Offenlegung der Frage- und Problemstellung. Sind diese Kriterien erfüllt, so führt es in der Wissenschaft zu einer durch wissenschaftliche Verfahren begründeten und dadurch zugleich legitimierten Wahrheit (Luhmann, 1983). Denn dieses Wissen muss „*besonderen Ansprüchen genügen, [...] besondere Schwellen der Unwahrscheinlichkeit überwinden*“ (Luhmann, 1992, S. 142).

Besonders am wissenschaftlichen Wissen ist, dass seine Produzenten – im Gegensatz zu den meisten anderen Wissensproduzenten und zum Alltagswissen – versuchen, die Zweifel an der Sicherheit der gegebenen Wissensbestände möglichst aufrechtzuerhalten, um in einem langfristigen Prozess alte Vorstellungen und Irrtümer im Idealfall iterativ auszuschließen (Ruhrmann, 1989). Dementsprechend verliert Wissen schnell an Aktualität, da es sich in den sich ständig wandelnden, beschleunigten Gesellschaften permanenter Kritik und Überprüfung stellen muss. Die „Richtigkeit“ bzw. Gültigkeit begründet sich nur noch darin, dass empirische Prüfverfahren bisher ein positives Ergebnis ausweisen (Kübler, 2009; Nowotny, 1994). Dadurch ist diese Form des Wissens sehr dynamisch und hat „*nur einen vorläufigen Charakter*“ (Estel, 1983, S. 274) und kann bei Notwendigkeit zugunsten von präziserem oder detaillierterem, also „besserem“ Wissen aufgegeben werden (Kübler, 2009; Lau & Bösch, 2003; Ringel, Reischauer & Suchy, 2014).

¹⁰ Legitimation als objektivierbare Bahnen, auf denen Handlungsstrukturen und deren Sinn vermittelt werden (Luckmann, 1986).

¹¹ Einen Überblick über weitere Dichotomien und Arten des Wissens gibt (Romhardt, 1998).

Spätestens seit Popper ist bekannt, dass es nicht möglich ist, wissenschaftliche Theorien zweifelsfrei zu verifizieren (Popper, 1982). Aus diesem Grund werden wissenschaftliche Theorien so aufgebaut, dass sie durch von der Theorie abweichende Beobachtungen zumindest falsifizierbar sind, weshalb sich das bestehende Wissen in einem stetigen Diskurs befindet. Popper weist explizit darauf hin, dass Theorien - und damit wissenschaftliches Wissen - niemals „wahr“ oder auch nur „wahrscheinlich“ sein können (Popper, 1982, S. 9). Denn auch eine „bestätigte“ empirische Beobachtung ist immer nur vorläufig gültig und kann immer wieder durch falsifizierende Beobachtungen hinterfragt oder ungültig werden.¹²

„Wahrheiten [tragen ...] alle ihr Verfallsdatum auf dem Titelblatt ihrer Veröffentlichung“ (Hahn, 2003, S. 41).¹³

Im wissenschaftlichen Prozess der Wissensgenerierung eliminieren die Forscher schrittweise die Irrtümer vorheriger Forschungen, was im Idealfall zu einer Approximation von Wahrheit führen soll. Hat Wissen zahlreichen wissenschaftlichen Überprüfungen (peer reviews) standgehalten, so kann dieses Wissen laut Popper trotzdem nicht als wahr bezeichnet werden. Es kann lediglich als „bewährt“ oder „anerkannt“ tituliert werden (Popper, 1982, S. 8).

Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal zwischen wissenschaftlichem Wissen und Alltagswissen ist, dass Ersteres den Anspruch hat, wertfrei zu sein. Es lehnt in der Regel alle Deutungen ab, die über das Kriterium „wahr/unwahr“ bzw. „falsifiziert/nicht-falsifiziert“ hinausgehen (Luhmann, 1992). Aus diesem Grund zielt diese Wissensform von ihrem Ursprung her nicht darauf ab, praktisch umgesetzt oder angewendet zu werden, sondern tendenziell eher darauf, Einsichten in komplexe und unübersichtliche Vorgänge zu erhalten (Estel, 1983). Als Entscheidungsbasis bietet es lediglich die Möglichkeit, spezifische Probleme in allgemeinen/universalen Modellen zu reflektieren und zurück in eine idealerweise verbesserte besondere/lokale Situation zu transformieren (Böhle et al., 2004; Hansson, Norn & Vad, 2014; Lau & Böschen, 2003; Limoges, 1993). Hieraus resultiert, dass das wissenschaftliche Wissen häufig in hoch spezifischen Anwendungssituationen einer alltäglichen Entscheidung „weniger sicher“ erscheint als das Alltagswissen. Denn in der alltäglichen Wahrnehmung finden zumeist deutlich weniger Überprüfungen und Hinterfragungen statt (Carrère, 2015; Luhmann, 1992; Nowotny et al., 2001).

¹² Werden unvorhergesehene, anormale, zufällige Tatbestände beobachtet, die bisher nicht in der Theorie sichtbar waren, so kann dies zu einer neuen Theorie oder zu einer Erweiterung der bestehenden Theorie führen. Merton spricht von einer Serendipitätskomponente (Merton, 1968a).

¹³ Zumindest außerhalb des geschlossenen Systems der Theorie, des Experiments bzw. des Modells, welches die Komplexität des Phänomens drastisch reduziert (Bader, 2014).

Alltagswissen und wissenschaftliches Wissen unterscheiden sich „in dem Maße, in dem sie rasche Orientierung [...] ermöglichen. Während Alltagstheorien dieser Funktion in ausgezeichneter Weise gerecht werden, allerdings unter Verzicht auf Präzision, Eindeutigkeit und Überprüfbarkeit, sind wissenschaftliche Theorien untauglich, unter Beibehaltung der sie auszeichnenden Wissenschaftlichkeit – ihrem Besitzer als Instrumentarium zur Steuerung sozialer Interaktionsvorgänge dienlich zu sein“ (Lau & Beck, 1989, S. 102).

Technisches vs. institutionelles Wissen

Im Kontext dieser Arbeit ist weiterhin die Unterscheidung zwischen „*technischem Wissen*“ und „*institutionellem Wissen*“ relevant. Während technisches Wissen dazu dient, den richtigen technischen Gebrauch von Werkzeugen (hier: Indikatoren) zur Problemlösung zu erklären, so dient das institutionelle Wissen dazu, Handlungen zu koordinieren (Esser, 1993). Im Kontext der vorliegenden Untersuchung treten diese beiden Arten von Wissen im Laufe des Erstellungsprozesses von Indikatoren immer häufiger in Konflikt.¹⁴

¹⁴ Abschließend zu dieser Unterscheidung will ich bemerken, dass es sicherlich gefährlich ist, eine solche dichotome Unterscheidung von Wissensformen vorzunehmen. Denn häufig sind die Grenzen zwischen den Wissensformen nicht trennscharf. Beispielsweise basiert eine Reihe wissenschaftlicher Erkenntnisse auch auf alltäglichen Beobachtungen und Erfahrungen. Ebenfalls hat die Wissenschaft (wie später beschrieben) in der Moderne eine immer grössere Relevanz für den Alltag.

2.2. Die Entstehung der Wissensgesellschaft: Wissensdiffusion und -distribution in die Gesellschaft

Diese vorausgehenden Gedanken dazu, dass Wissen in der Gesellschaft eine immer zentralere Rolle bei der Steuerung gesellschaftlicher Prozesse und der Beeinflussung sozialer Strukturen einnahm, leiten zu den Inhalten des nachfolgenden Abschnittes über: Dem Wandel der Gesellschaft zu einer Wissensgesellschaft, der von Lane (1966) erstmals in den 1960er Jahren prognostiziert wurde. Er sprach von einer „*knowledgeable society*“, die eine wissenschaftlich technische Revolution erlebte und in der sich die gesellschaftlichen Eliten bei der Entscheidungsfindung immer häufiger von wissenschaftlichen Standards leiten ließen.

Deutlich bekannter ist in diesem Kontext jedoch die Ausarbeitung von Daniel Bell (1973). Er beschreibt ergänzend zu der Prognose von Lane weitere zentrale Variablen, die charakteristisch für die neue Struktur der Wissensgesellschaft seien.¹⁵

1. Die zentrale Position von theoretischem Wissen und die Sicht, dass Wissenschaft und Technik zentrale Innovationsquellen sind (Gesellschaft der *Kopfarbeiter*).
2. Die zentrale Position des Aus- und Weiterbildungsmarktes und des Forschungssektors sowie die Entstehung neuer wissensgesteuerter, wissenszentrierter Sektoren und Märkte (Wissen als Produktionsfaktor und Produkt).
3. Die Entwicklung und Wichtigkeit neuer Politikbereiche (z. B. Bildungspolitik), in deren Zentrum die Generierung von Wissen steht.

Im Laufe des beschriebenen Sozialen Wandels zu den heutigen modernen Gesellschaften hat sich also auch der Stellenwert von Wissen in der Gesellschaft verändert. In den vorherigen Gesellschaften wurde Wissen immer noch als eine Art „Erfahrungswissen“ passiv erlebt und verarbeitet. Über lange Zeit war es das zentrale Anliegen der Gesellschaften, ihren Wissensbestand zu erhalten und einzuordnen. Heute jedoch wird Wissen aktiv erforscht, gesucht, reflektiert und über verschiedenste Kanäle, wie z. B. den Ausbildungsmarkt, aber auch beispielweise über die Medien, weitergegeben und diffundiert in nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche (Knoblauch, 2014; Stehr, 1994; Weingart, 2011).

„Wissen gibt es überall und mehr als man wissen kann. Jede einzelne Aktivität setzt Wissen voraus.“ (Luhmann, 1992, S. 147).

¹⁵ Bell spricht eher selten tatsächlich von einer „Wissensgesellschaft“ bzw. „knowledge society“, sondern eher von einer „postindustriellen Gesellschaft“ bzw. „post industrial society“ (Bell, 1973).

Bell (1973) geht davon aus, dass theoretisches Wissen eine zentrale Bedeutung in modernen Gesellschaften einnimmt und diese bestrebt sind, ihr Wissen stetig auszubauen und auf seine Richtigkeit zu testen. Entscheidungen, Handlungen und Ereignisse sind aufgrund der hohen Komplexität der gesellschaftlichen Prozesse und der zunehmenden Abhängigkeit von anderen Systemen immer schwerer zu planen. Hinzu kommt, dass in der Planung immer häufiger Unsicherheiten, Risiken und Sorgen offenbleiben (Altvater & Mahnkopf, 2002; Castel, 2009; Castel & Tillmann, 2005; Nowotny et al., 2001; Nyhlén & Lidén, 2013; Sarris & Proto, 2014).

Aus diesem Grund wird eine fundierte Kalkulation und ein gut geordnetes Planungswissen vor Entscheidungen immer wichtiger und ist häufig ein kompetitiver Vorteil (Pawson, 2007; Seppo, Rõigas & Varblane, 2014; Vormbusch, 2007, 2012).

„Certainly calculation, and calculative expertise, has a growing prominence and influence in society today“ (Toivanen & Suominen, 2014, S. 760).

Eine solche Kalkulation ist immer verbunden mit der Systematisierung und Produktion von Wissen. Aus diesem Bedürfnis spezialisierte sich im Rahmen der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft ein Teil heraus, der sich auf die Erhaltung, Systematisierung, Vermittlung und Erweiterung des gesamtgesellschaftlichen Wissens spezialisierte, nämlich die Wissenschaft (Berger & Luckmann, 1966). Diese differenzierte sich aufgrund der Vielfalt relevanter Fragestellungen weiter in unterschiedliche Disziplinen aus (z.B. Soziologie, Psychologie, Rechtswissenschaft, Mathematik, Physik, Politologie usw.) (Braun & Hahn, 1973; Knoblauch, 2014; Nowotny et al., 2001). Ein zentrales Ziel dieser Disziplinen ist es, möglichst neutrale allgemeingültige „Wahrheiten“ zu produzieren. Diese bieten das Potenzial, Unsicherheiten über eine Anreicherung und Systematisierung von Wissen zu reduzieren, zu kalkulieren und im Idealfall zu kontrollieren. Dies bewirkte, dass die Wissenschaft nach und nach zu einem zentralen Definitionskriterium der modernen Gesellschaft wurde und nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche durchdrang (Braun & Hahn, 1973; Luhmann, 1992).

„Die Wissenschaft als soziale Institution [...] [hat sich] aus ihrer vormaligen relativen sozialen Isolation [gelöst] und [ist in ...] viele Bereiche der Gesellschaft [diffundiert]; das heißt die Regeln und Werte wissenschaftlichen Forschens werden in anderen gesellschaftlichen Handlungskontexten verbindlich“ (Weingart, 2011, S. 14).

Sie wurde genutzt, um alltägliche Geschehnisse zu erklären, zu deuten und Entscheidungen zu begründen. Die Gesellschaft wurde somit zum Empfänger und Anwender des Wissens (vgl. hierzu auch die Abschnitte 1.3 und 1.4) (Berger & Luckmann, 1969; Imhof, 2006; Nowotny et al., 2001; Scheffer & Schmidt, 2013). Burawoy (2005) unterscheidet hier für die Soziologie

zum einen die „*public sociology*“, welche Orientierungswissen für die zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit herstellt und zum anderen die „*policy sociology*“ (i.d.R. angewandte Sozialforschung), die ein problembezogenes Entscheidungswissen für private und öffentliche Auftraggeber generiert.

In den meisten gesellschaftlichen Bereichen verdrängt dieses zertifizierte Wissen andere Wissensformen (wie z. B. Erfahrungswissen und Alltagswissen) im Entscheidungsprozess und gilt nun als „*one-best-way*“ zur Herstellung verlässlicher und belastbarer Erkenntnisse. Eyal und Buchholz (2010) beschreiben für die Soziologie einen Wandel von der klassischen Soziologie der Intellektuellen zu einer Soziologie der Interventionen, welche Expertise für die Intervention gegen Alltagsprobleme des öffentlichen Sektors produziert. Dies bedeutet, dass die Wissenschaft zunehmend genutzt wird, um gesellschaftliche Strukturen und Wirklichkeiten zu beeinflussen bzw. sozialen Wandel zu steuern (Durkheim, 1999; Hansson et al., 2014; Scheffer & Schmidt, 2013; Stehr, 1994; Weingart, 2011).

Auch die Konstruktion einer Wissensgesellschaft bei Willke (1998) geht in eine ähnliche Richtung. Er beschreibt die Wissensgesellschaft als eine Gesellschaft, deren „*Strukturen und Prozesse der materiellen und symbolischen Reproduktion [...] so von wissensabhängigen Operationen durchdrungen sind, dass Informationsverarbeitung, symbolische Analyse und Expertensysteme gegenüber den anderen Faktoren vorrangig werden*“ (S.162).

Dieses Zitat deutet einen zentralen Unterschied zu den vorher beschriebenen Konzepten an. In Wilkes Ausführung geht es nicht ausschließlich um die Diffusion von wissenschaftlichem Wissen, sondern um die Nachfrage, Verbreitung, Generierung, Hinterfragung und Kumulierung von „kontextspezifischer Expertise“ (Krohn, 2003; Lau & Böschen, 2003). Die Wissenschaft hat hier zwar immer noch eine wichtige Schlüsselrolle in der Produktion von Wissen und der Legitimation von Entscheidungen, jedoch hat sie ihre Monopolstellung verloren (Lau & Böschen, 2003; Wagner & Weingart, 2015). Die Ergebnisse von wissenschaftlichen Studien werden nicht mehr „fraglos tradiert“, sondern reflektiert, hinterfragt und gegeneinander abgewogen (Weingart, 2011).

Für alle hier beschriebenen Konzepte der Wissensgesellschaft lässt sich festhalten, dass theoretisches Wissen bzw. Expertenwissen enorm an Bedeutung gewonnen hat (Burger, 2011; Harrington, 2015). Es wird in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen angewendet und auf ganz unterschiedliche Handlungen bezogen (Luhmann, 1992, 1997; Nowotny et al., 2001; Weingart, 1983; Weingart & Pansegrau, 1998).

Dadurch verschmilzt es als fundiertes Entscheidungswissen mit den Handlungen, denn es wird zu deren Basis (Knoblauch, 2014). Es gibt weiterhin populäre Sichtweisen, die sagen, dass Wissen materielle Produktionsmittel in ihrer zentralen Funktion in Industriegesellschaften ablösen oder dass Wissen zumindest ein bedeutendes Produktionsmittel wird (Knorr-Cetina, 1981; Krohn, 2003; Weingart, 2011). Zusammenfassend kann festgehalten werden: Wissen wird zu einem entscheidenden Kriterium, welches in der gesellschaftlichen Alltagsanwendung über gesellschaftliche Macht und soziale Strukturen entscheidet.

„Knowledge [...] has become the key resource in determining competitive success in global markets.“ (Nowotny et al., 2001, S. 13).

Bezieht man dies auf Etzionis Theorie des Sozialen Wandels (siehe Abschnitt 1.3 in Teil B), so bedeutet dies, dass Veränderungen der gesellschaftlichen Strukturen, welche früher ganz selbstverständlich als kontinuierliche oder sich wandelnde Ereignisse galten („*ongoing change*“), heute durch Handlungen und Entscheidungen von Personen oder Personengruppen beeinflusst werden und auf Wissen basieren. Wissen wird dann zu einer zentralen Steuerungsressource des Sozialen Wandels („*guided change*“) (Etzioni, 1968, 1969; Nowotny et al., 2001, S. 202). Wissen wird zu dem, was beispielsweise Habermas (1998) als „*kommunikative Macht*“ beschreibt, die Entscheidungen einer „*administrativen Macht*“ begründet und legitimiert, indem sie versucht, die Sinnhaftigkeit einer Handlung zu vermitteln. Zentral hierfür ist eine plausible und überzeugende Struktur in der Argumentation, mit der sich die Betroffenen identifizieren (Berger & Luckmann, 1969).

Dadurch wird „Wissen“ oder „Nichtwissen“ sowie der unterschiedliche bzw. ungleiche Zugang zu Wissen und Informationen zu einem zentralen Konflikt- und Exklusionspotenzial, welches es ermöglicht, den Sozialen Wandel aktiv zu beeinflussen (Nowotny et al., 2001; Stehr, 1994; Wehling, 2014). Hieraus resultiert, dass der Abstand zwischen Laie, also demjenigen ohne Wissen, und Experte, also demjenigen, der über fundiertes Entscheidungswissen verfügt, größer wird sowie die Abhängigkeit der Laien von den Experten deutlich anwächst (Hitzler, 1994).

2.3. Die Theorien der reflexiven Modernisierung und der Risikogesellschaft: Die Verbindung von Handlung, Begründung und Verantwortlichkeit

Bei dem Gedanken der Beeinflussung des Sozialen Wandels durch Wissen setzt auch die Theorie der reflexiven Modernisierung bzw. der Risikogesellschaft an. Aus ihrem Blickwinkel ist die Gegenwartsdiagnose der Wissensgesellschaft unvollständig, denn sie fokussiert lediglich die positive Form des Wissens (Beck, 1986). Was diese Form der Gegenwartsdiagnose zumeist ausblendet, sind Fragen nach der Verlässlichkeit des Wissens, nach Nicht- oder Nicht-genau-Wissen (Risiken, Unsicherheiten, Gefahren, Sorgen etc.) und deren Folgen. Auch die Grenzen und Konsequenzen dieser Wissensarbeit werden nicht hinreichend betrachtet. Genau solche Fragen prägen jedoch die sich stetig weiterentwickelnden Gesellschaften mindestens genauso stark, wie die Entwicklungspotenziale einer wissenschaftlich-technischen „*Fortschrittseuphorie*“ (Beck, 1986; Lau & Böschen, 2003; Nowotny et al., 2001).

Hier setzen die Theorien der „*Risikogesellschaft*“¹⁶ und der damit eng verbundenen Prozesse der „*reflexiven Modernisierung*“ der Gesellschaft an. Vor allem Beck und Giddens, als zentrale Vertreter dieser Konzepte, nahmen umfassende Umstrukturierungen und gravierende Umwälzungen gesellschaftlicher Strukturen wahr und diagnostizierten einen Übergang in eine neue Moderne. Diese „*Zweite Moderne*“, löst die bisherigen Strukturen nicht auf, sondern verbindet sie mit anderen Elementen und Strukturen (Beck, 1986, 1996, 2007; Beck, Bonß & Lau, 2004; Giddens, 1988, 1990, 2000).

Dieser Wandel von der „*traditionellen*“ Moderne (der Industriegesellschaft) in eine reflexive Moderne vollzog sich nicht durch eine Revolution, sondern indirekt über viele unbemerkte und unreflektierte Prozesse der Globalisierung, Pluralisierung oder Individualisierung mitsamt ihren Risiken, Unsicherheiten und Gefahren. Gerade diese Risiken, Unsicherheiten und Gefahren sehen Giddens und Beck als negative „*Modernisierungsbeiprodukte*“ (Beck, 1986,

¹⁶ Beck (1986) nutzt hier ein weites Risikokzept, welches eher im Alltagsgebrauch vorkommt. Er setzt Risiko und Gefahr nahezu gleich, was eine gewisse Unschärfe in das Konzept der Risikogesellschaft integriert. Präzisere Abgrenzungen finden sich beispielsweise bei Keynes oder bei Luhmann.

- Keynes (1937) definiert Risiko als eine berechenbare Annäherung, um Ungewissheiten bzw. Unsicherheiten (welchen keine Eintrittswahrscheinlichkeit zugeschrieben werden kann) zu fassen und abzubilden.
- Luhmann unterscheidet „Risiken“ und „Gefahren“. Risiken treten auf der Ebene der Entscheider auf. Sie können diese beeinflussen, kontrollieren und kalkulieren. Gefahren hingegen treten auf der Ebene der Gesellschaft/Personen auf, welche lediglich von den Entscheidungen betroffen sind und diese nicht selbst erzeugen und beeinflussen können, sondern nur bei deren Eintreten erfahren (Luhmann, 1991, 1996).

S. 35) und als charakteristisch für die Perspektive der reflexiven Modernisierung. Denn im Gegensatz zum Entscheidungsszenario der Wissensgesellschaft steht bei der reflexiven Modernisierung neben dem vorhandenen Entscheidungswissen und der daraus resultierenden Zahl an Entscheidungsalternativen vor allem das „Nicht-Wissen“ oder „Nicht-genau-Wissen“ über Grundlagen und Folgen der Entscheidungen im Vordergrund. Denn die Zahl der Situationen, in denen Entscheider Verantwortung für etwas übernehmen oder übernehmen müssen und dadurch Risiken und Unsicherheiten (für sich und für andere) auf sich nehmen, ist rapide angestiegen (Beck, 1986; Volkmann, 2007).

Der „*homo optionis*“ (Beck & Beck-Gernsheim, 1994, S. 16) ist typisch für moderne Gesellschaften. Dieser versucht, das Eintreten der Unsicherheits- und Risikoszenarien möglichst zu vermeiden. Er versucht das Eintreten der von der Entscheidung ausgehenden Gefahren entweder möglichst schon im Voraus zu minimieren (z. B. über Kalkulationen) oder aber die Folgen dieser Gefahren wenigstens im Nachhinein über Notfallmaßnahmen zu reduzieren (z. B. Notfallplan). Die Theorien der Risikogesellschaft und der reflexiven Moderne greifen den Gedanken auf, dass sich Entscheidungs- und Handlungsszenarien auf die Zukunft ausrichten und immer mit Risiken, Unsicherheiten, Ungewissheiten und Gefahren behaftet sind, deren Folgen nicht vollständig kalkulierbar sind (Beck, 1986; Pongratz, Bernhard & Abbenhardt, 2014). Luhmann (1991) spricht hier von „*nicht kontrollierbarer Kausalität*“ (S.108). Die Konsequenzen von Entscheidungen können in manchen Fällen sogar global wirksam bzw. spürbar sein („Weltrisikogesellschaft“, Beck (2007)). Das populärste und am meisten in diesem Zusammenhang angeführte Beispiel ist sicherlich die Tschernobyl-Katastrophe im Jahre 1986, die als negative Folge des technischen Fortschrittes und der industriellen Produktion global wirksam wurde. Ein sehr ähnliches, aber aktuelleres Beispiel ist die Nuklearkatastrophe von Fukushima 2011. Solche Katastrophen resultieren nicht aus einer übergeordneten Macht, sondern sind das Resultat menschlicher Entscheidungen. Entscheidungen und vor allem deren Folgen werden zurechenbar, denn in nahezu jeder Entscheidungssituation lassen sich „Entscheidende“ und „Betroffene“ zuordnen (Luhmann, 1991).

Aus diesem Grund muss man zwangsläufig damit rechnen, dass Entscheidungen aufgrund verbleibender Restunsicherheiten Resonanz finden. Vor allem in dem Sinne, dass man seine Entscheidung gegebenenfalls begründen, rechtfertigen oder verteidigen muss, beispielsweise gegenüber Vetopositionen, Interessensvertretern (Stakeholdern) oder Kritikern (Augier & Kreiner, 2000; Nowotny et al., 2001). Solche „*Folgenreflexionen*“ (Bösch, 2003, S. 194)

oder „*Risikothematisierungen*“ (Lau & Böschen, 2003, S. 233)“ sind eine direkte Konsequenz der reflexiven Modernisierung und der damit einhergehenden Individualisierungsprozesse: Heute reflektieren, analysieren und hinterfragen die Gesellschaftsmitglieder in für sie relevanten Situationen ständig ihr eigenes Handeln und das der Anderen (Allen, 2003; Ruhrmann, 1989; Scheuch & Scheuch, 2003a). Beck (1986) nennt diesen Prozess „*reflexive Verwissenschaftlichung*“.

„*People are reflexive beings who continually monitor and interpret the world and adjust their actions*“ (Espeland & Sauder, 2007).

Bei der Reflexion orientieren sich die Akteure häufig an den Kriterien der Wissenschaft – sie hinterfragen neben den Ergebnissen auch den Weg dahin (Neyland & Woolgar, 2002; Nowotny et al.). In Luhmanns Worten betrachten die Akteure die Entscheidungsprozesse aus der Perspektive eines „*Beobachters zweiter Ordnung*“ (Luhmann, 1991, S. 244). Aus diesem Grund sollte auch der Weg zu der finalen Entscheidung transparent sein und eine möglichst konsistente und kohärente „*Story*“ auf Basis aktueller empirischer Erkenntnisse bilden (Beckert, 2013). Denn das beste Mittel gegen Zweifel und Unglaube ist eine plausible und lückenlose¹⁷ Argumentation und Begründung (Beckert, 2013; Esposito, 2007)¹⁸. Es muss eine Welt entworfen werden, „*die der direkt erfahrenen Welt an Kohärenz entspricht oder diese gar übertrifft*“ (Esposito, 2007, S. 19). Es besteht eine reflexive Verbindung zwischen Handlungen, der Plausibilität und Rationalität ihrer Begründungen¹⁹ sowie der Verantwortlichkeit für das Handeln (Beckermann, 1977; Chisholm, 1977; Zapf et al., 1987).

¹⁷ Folgt man der Argumentation von Beckert, so sind die „*fictional expectations*“ als Platzhalter zu verstehen, die die (Rest-)Unsicherheiten des Entscheidungsprozesses, die „*information-decision gap*“, also die Lücke in der Wissensbasis für die Entscheidung ausfüllen und kaschieren (Beckert, 2013, S. 226).

¹⁸ Auch wenn es gerade heute in den hybriden Beratungsforen in der Regel immer komplexer wird, den Prozess der Entscheidungsfindung analytisch auseinanderzulegen und eine Verantwortung klar zuzuschreiben.

¹⁹ „*Das Produkt wirkt zurück auf seinen Produzenten*“ (Berger & Luckmann, 1969, S. 65).

2.4. Unsichere Entscheidungsszenarien in der modernen Gesellschaft

Die Möglichkeit der aktiven Beeinflussung des Sozialen Wandels, die Wertschätzung von fundiertem Wissen als Kalkulations- und Legitimationsgrundlage von Entscheidungen sowie die wachsende Tendenz in der Gesellschaft, Entscheidungen zu hinterfragen und Verantwortungen zuzuschreiben, nahmen die Eliten in die Pflicht. Ihre Steuerungsfähigkeiten und Entscheidungen wurden jetzt daran gemessen, wie sie mit ihren bindenden Entscheidungen den „guided change“ beeinflussen und wie sich die Gesellschaften unter ihren Vorgaben und ihrer Führung entwickeln (Bjørnholt & Larsen, 2014; Braun & Hahn, 1973; Etzioni, 1969; Jäger & Weinzierl, 2011). Ihre Aufgabe war es nämlich, an der politischen Spitze der modernen Gesellschaften unsichere und riskante Entscheidungen zu treffen, deren Folgen zumeist für einen großen Teil oder die gesamte Gesellschaft relevant waren (z. B. Zielvorgaben bezüglich des Wohlfahrtssystems) (Etzioni, 1969; Luhmann, 1991, 1997; Sarris & Proto, 2014).

„Da demokratische Politik an sich begründungs- und zustimmungspflichtig ist, müssen sich Politik, politische Entscheidungsträger und deren Handeln permanent vor der politischen Öffentlichkeit rechtfertigen, diese über politische Planungen und Entscheidungen informieren und Aufmerksamkeit erzeugen.“ (Tenscher, 1998, S. 186)

Riskante Entscheidungen sind in der Regel eine Mischung aus Komplexität, Unsicherheit und Mehrdeutigkeit (Renn & Klinke, 2013, 2015), bei denen die Effizienz der Prozesse heute eine immer wichtigere Rolle spielt. Entscheidungen sind das Bindeglied zwischen der aktuellen Gegenwart (welche ihrerseits aus vergangenen Entscheidungen konstruiert ist) und der Zukunft. Sie finden in der Gegenwart statt, werden jedoch immer mit der Situation in der Vergangenheit und vor allem mit der Situation in der Zukunft in Verbindung gebracht (Beck, 1986). Eine zukünftige Situation ist also in der Regel auch durch in der Gegenwart getroffene Entscheidungen beeinflusst (Hahn, 2003; Nowotny et al., 2001). Politische Entscheidungsakteure müssen daher immer zwischen Entscheidungsalternativen und -szenarien der Gegenwart wählen und festlegen, welche davon die „zukünftigen Gegenwarten“ in einem direkten Rückkopplungseffekt nachhaltig prägen und beeinflussen können. Die tatsächliche „zukünftige Realität“ kann jedoch in der Gegenwart nicht vollends bekannt sein und somit zwangsläufig auch nicht vollständig kalkuliert werden (Beckert, 2013; Beckert, 2014; Ben-Haim & Demertzis, 2015; Luhmann, 1991; Marsay, 2015; Schwartz, Ben-Haim & Dacso, 2011; Vermeulen & Pyka, 2015).

„Die zukünftigen Gegenwarten werden zwar eindeutig sein, aber wie sie genau aussehen werden, entzieht sich unserem Wissen.“ (Esposito, 2007, S. 31).

Zentrales Ziel jeder Kalkulation muss es sein, die Unsicherheiten der Entscheidung möglichst zu minimieren (James & Lodge, 2003; Luhmann, 1991, 1997; Sarris & Proto, 2014; Vermeulen & Pyka, 2015). Zukünftige Entwicklungen und Risiken werden über fiktive und hypothetische Annahmen abgeschätzt (Bader, 2014; Beckert, 2013; Ben-Haim & Demertzis, 2015; Schmidt, 2015; Vormbusch, 2007, 2012).

„Modern societies depend on the insurance instruments that calculate the distribution of risk“ (Espeland & Stevens, 2008, S. 411).

Solche hypothetischen Zukunftsszenarien werden im Rahmen des Entscheidungsprozesses zwar häufig so behandelt, als wären sie feststehende Fakten, sind in der Regel jedoch lediglich ein *„mix of calculation and intuition“* (Beckert, 2014, S. 13).

„Dies führte zu einer tiefgreifenden Umstellung von Interessen von Was-Fragen auf Wie-Fragen (...) die Leitfrage lautet jetzt: wie es zustande gebracht werden kann“ (Luhmann, 1991, S. 95).

Die Frage wie etwas zustande gebracht werden kann dient dazu, Risiken und Unsicherheiten möglichst genau abzuschätzen. Jedoch ist es hier in der Regel so, dass man über Kalkulationen lediglich sagen kann, *„was nicht zu tun ist, nicht aber, was zu tun ist.“* (Beck, 1993, S. 48). Aus diesem Grund kommt Beck zu dem etwas provokanten Schluss:

„Wer die Welt des Risikos entwirft, wird selbst handlungsunfähig“ (Beck, 1993, S. 48).

Selbst wenn man alles über die aktuelle Situation präzise weiß, bleibt eine radikale Unsicherheit in der Entscheidungssituation bestehen (Fuhrer, 1990; Giddens, 1996; Marsay, 2015; Nowotny et al., 2001).

Eine der größten Problematiken in der Entscheidungssituation besteht darin, dass Unsicherheiten latent und dementsprechend den Entscheidern überhaupt nicht bewusst oder gar bekannt sind. Diese sind dementsprechend nicht oder schwer abschätzbar (Beckert, 1996; Volkmann, 2007)²⁰.

„In den meisten Fällen gibt es keine absolute Gewißheit [sic!], dennoch muss man Entscheidungen treffen und handeln.“ (Esposito, 2007, S. 20).

²⁰ Wenn überhaupt wäre eine präzise Vorhersage lediglich in geschlossenen Systemen möglich. Diese wiederum können lediglich in theoretischen Modellen realisiert werden, welche jedoch in der Regel die reale Situation nicht vollständig darstellen können (Bader, 2014).

Dies hat zur Folge, dass die Basis der abgewogenen Entscheidung in der Regel auch einen Teil an hypothetischer Fiktion²¹ enthält. Geleitet von Zukunftsbildern und Zukunftsvisionen wählt man aus unterschiedlichen Handlungsoptionen aus, deren Exaktheit jedoch nicht vollends gewährleistet werden kann (Beckert, 2013, S. 220).

„[I]t is the image of the future that shapes present decisions“ (Beckert, 2013, S. 221).

Diese Perspektive erweitert die Entscheidungssituation um den Gedanken, dass Entscheidungen sich zwar auf Basis von Wissen kalkulieren lassen, aber immer auch auf einer gewissen Restunsicherheit oder Irrtumswahrscheinlichkeit basieren. Diese bilden die *„broken relationship to reality“* (Burgdorf, 2011, S. 110) beziehungsweise die *„info-decision-gap“* (Ben-Haim & Demertzis, 2015, S. 3f).

2.4.1. Bounded rationality in der Entscheidungssituation

Auch wenn es in vielen Fällen zumindest möglich ist, über Kalkulationen solche „fiktiven“ zukünftigen Entscheidungskontexte approximativ abzuschätzen, zu kalkulieren und zu rahmen, so besteht immer eine Restunsicherheit im Entscheidungskontext. Es besteht also immer die Gefahr, dass *„nicht gesehenes oder ein nicht für wahrscheinlich gehaltenes Risiko [...] die Entscheidung diskreditiert“* (Luhmann, 1991, S. 212).

Aufgrund dieser Restunsicherheit muss der Handelnde unterschiedliche Zukunftsszenarien abwägen, wodurch die rationale Entscheidung durch individuelle Werturteile eingeschränkt wird (Cefai, Zimmermann, Nicolae & Endreß, 2015; Wagner, 2015). In einer solchen Entscheidungssituation spricht man von einer *„bounded rationality“* (Carrère, 2015; Guzman, 2014). Es sind beispielsweise Entscheidungsszenarien denkbar, in denen mit hoher Wahrscheinlichkeit ein positives Resultat eintreten würde, das Szenario jedoch deshalb nicht in Erwägung gezogen wird, weil es eben zu einer geringen Restwahrscheinlichkeit gleichzeitig auch mit gravierenden Folgen verbunden sein könnte (Ben-Haim & Demertzis, 2015),²² Unter den Bedingungen der bounded rationality bedeutet Risiko Management also

²¹ Unter Fiktion versteht Beckert: *„By “fictions” I refer to images of some future state of the world or course of events that are cognitively accessible in the present through mental representation. [...] Actors are motivated in their actions by the imagined future state and organize their activities based on these mental representations“* (Beckert, 2013, S. 220)

Bezugnehmend auf die Ausführungen im nachfolgenden Kapitel sei an dieser Stelle auch Porters Ausführung zu Fiktion in sozialwissenschaftlichen Messungen angemerkt: *„There is an element of fiction in any social measure“* (Porter, 2006, S. 1274)

²² Für den politischen Entscheidungskontext kommt die Tatsache erschwerend hinzu, dass die Öffentlichkeit zumeist lediglich falsche Entscheidungen registriert und richtige Entscheidungen schnell abhakt.

sowohl das Abschätzen der Chancen und Risiken einer Handlung oder Entscheidung als auch die Bewertung, wie wünschenswert oder schwerwiegend die Folgen und Konsequenzen einer Entscheidung für die Adressaten sind (Renn & Klinke, 2015). Hier begnügt sich der Entscheider häufig mit einem Szenario, welches mit geringeren Unsicherheiten verbunden ist und ggf. seinen Ansprüchen noch gerecht wird (Beckert, 1996 ; Ben-Haim & Demertzis, 2015; De Munck & Zimmermann, 2015; Schmidt, 2015). Schwartz et al. (2011) nennen diese Vorgehensweise, in der sich der Entscheider für die Robustheit des Wissens und gegen den als besser erwarteten Outcome (Strategie des „*utility maximising*“) entscheidet, „*robust satisficing*“.

2.4.2. Faktoren der Anerkennung und Legitimation der Entscheidung

Vertrauen aufzubauen ist in diesen Entscheidungskontexten mit steigender Komplexität, wachsender Unsicherheit und Ungewissheit sowie daraus entstehendem Misstrauen von zentraler Bedeutung (Luhmann, 2000; Nowotny et al., 2001; Volkmann, 2007). Den Versuch nachzuvollziehen, ob die handelnde Person unter den ihr zur Verfügung stehenden Informationen rational gehandelt hat und welche Sinnzusammenhänge zu der Entscheidung oder Handlung führten, nennt man „*rationales Motivverstehen*“ (Weber, 2010, S. 6). Dies bedeutet, dass der Nachvollziehende eine externe, historische Erfahrungsperspektive auf die Problemsituation einnimmt, um die Informationen und Motive der entscheidenden Person zu verstehen, Vertrauen sowie Zuversicht herzustellen, Schlussfolgerungen zu ziehen sowie unerwartete Ereignisse zu verarbeiten (Beckert, 2006; Habermas, 1998; Klapp, 1978; Luhmann, 1983; Ruhrmann, 1989; Weber, 2010).

Ob Wissen als vertrauenswürdig, legitim²³ und relevant angesehen wird, ist abhängig von unterschiedlichen Faktoren und Erwartungsstrukturen: Hier spielen Faktoren wie der Entstehungskontext (z. B. auf Basis von akzeptierten wissenschaftlichen Methoden), die Entscheidungssituation (z. B. Krisen- oder Gefahrensituation), die Adressaten, Rezipienten und Stakeholder (z.B. Anzahl der Vetopositionen bzw. Grad des Konsenses) oder aber die Art der Vermittlung (z.B. Medien) eine Rolle (Beckert, 1996; Heink et al., 2015). Um die Rationalität und Legitimität einer getroffenen Entscheidung zu beurteilen, sollte man jedoch

²³ Heink et al. unterscheiden hier zwischen „*Credibility [...] the believability to a defined user*“, „*relevance [...] the degree to which the knowledge provided matches the information stakeholders believe they need to obtain*“ und „*legitimacy [...] the condition of being in accord with established principles*“ (Heink et al., 2015, S. 3ff)

nicht die „*tatsächlich relevanten Tatbestände*“, sondern das Wissen und die Informationen der entscheidenden Person über diese Tatbestände zum Zeitpunkt der Entscheidung bewerten (Etzioni, 1969; Hansson et al., 2014; Krick, 2014; Rietig, 2014).

„Nicht der Sachverhalt ist entscheidend, sondern die öffentliche Interpretation des Sachverhalts.“ (Leif, 2015, S. 240).

Hieraus resultiert, dass Entscheidungen durchaus rational legitim sein können, selbst wenn sie nicht den eigenen persönlichen Interessen der beurteilenden Person entsprechen oder auf unvollständigen oder falschen empirischen Annahmen beruhen (Habermas, 1998; Hempel, 1977; Joas, 2007; Limoges, 1993; Luhmann, 1983; Nowotny et al., 2001). Beckert (1996) spricht dann von „*intentionaler Rationalität*“.

2.5. Die Institutionalisierung der Wissensorganisation und -produktion

In den Risiko- bzw. Wissensgesellschaften war zwar häufig eine Vielzahl an Informationen verfügbar, jedoch wurden diese nur unzureichend verarbeitet und konnten deshalb nur bedingt für die gesamtgesellschaftliche Steuerung genutzt werden. Durch dieses Anwachsen an unverarbeiteten Informationen stieg die Unsicherheit in der Entscheidungsfindung deutlich an (Beckert, 1996; Etzioni, 1969; Luhmann, 1992).

Aus dem Versuch „aus persönlicher Beobachtung etwas Allgemeines über die Wirklichkeit dieser Gesellschaft und ihrer Entwicklung aussagen zu wollen [...] und dieses Erfahrungswissen sinnvoll in politische Entscheidungen zu integrieren wurde ein hoffnungsloses Unterfangen“ (Müller, 1985).

Die Organisation von Wissen gewann stark an Bedeutung (Burger, 2011; Limoges, 1993) und es wurden neue Verfahren und Methoden entwickelt, um die Eliten zu entlasten (Berger & Luckmann, 1969; Irvine & Martin, 1984; Luhmann, 1983; Ringel et al., 2014). Eine Konsequenz dieser Entwicklungen ist, dass sich um die Politikorgane zahlreiche spezialisierte Expertensysteme und große Beratungsapparate ganz unterschiedlicher Gestalt und Struktur ausbilden, die die Wissensproduktion und -organisation professionalisieren und institutionalisieren²⁴ (Berger, 2011; Büttner & Mau, 2014; Desrosières, 2002; Heinze, 2002; Vormbusch, 2004; Weingart, 2010, 2011). Solche Institutionen gelten als die Antwort auf die globalen Probleme und Aufgaben der komplexen Moderne, die nicht mehr durch eine einzige

²⁴ „Institutionen sind eine künstliche Umwelt, die individuelles Verhalten durch Vorgaben und Routinen entlastet, die verhaltenssicher macht. [...] Institutionen erleichtern also zugleich das individuelle Handeln und sie sichern die Erfüllung zentraler Bedürfnisse. Sie organisieren die für das Überleben einer Gesellschaft essenziellen Verhaltensweisen und sozialen Beziehungen entsprechend der Arbeitsteilung und der Differenzierung einer Gesellschaft.“ (Joas, 2007, S. 127).

Person zu bewältigen waren (Luhmann, 1983). Dies war der Beginn der experten-zentrierten institutionalisierten Organisationsform der Politikberatung (Giddens, 2000; Mennicken & Vollmer, 2007). Ihre Experten verfügten zumeist über ein spezialisiertes Fachwissen, welches aus speziellen und langfristigen Ausbildungen, Erfahrungen und Trainings resultierte. Ihre Aufgabe bestand darin, Wissen zu sammeln (*Organisation* und *Produktion*), dieses auf das entscheidungsrelevante Wissen einzuschränken (*Selektion*) und dieses dann der entscheidenden Person in Form von „Orientierungen“, „Visionen“, „Trends“, „Megatrends“ und anderen „Zukunftsszenarien“ zu kommunizieren (*Steuerung*). Wissen ist hier also zum einen als eine Grundlage, um eine möglichst neutrale Entscheidung zu finden, anzusehen, zum anderen aber auch als die „*kommunikative Macht*“, um diese zu legitimieren (Habermas, 1998, S. 432).

Entscheidungen werden in der Regel in einem unsicheren Kontext getroffen, der aus einer Mischung von wechselseitigem Vertrauen und divergierenden Interessen besteht. Hier ist es besonders wichtig, dass die Experten die vielfältigen Interessen möglichst reflektieren und zu einem neutralen Ergebnis bündeln (Bösch, Lau, Obermeier & Wehling, 2004; Burger, 2011; Krick, 2013; Matys, 2014, S. 13; Nowotny et al., 2001). Dieser Prozess wird im politischen Kontext „Kommensuration“²⁵ genannt (Niesen, 2008) und ist das, was Luhmann eine „*Konstruktion eines Beobachters für andere Beobachter*“ nennt (Luhmann, 1992, S. 150). Politiken und Entscheidungen werden also außerhalb der traditionellen politischen Steuerungssysteme über Koalitionen und Kollaborationen mit unterschiedlichen Organisationsformen und auf Basis von etablierten und bekannten Verfahren neutral ausgearbeitet (Bjørnholt & Larsen, 2014; Nyhlén & Lidén, 2013; Porter, 1996; Prince, 2014), was zur Legitimation der rechtlich verbindlichen Entscheidungen beiträgt (Luhmann, 1983).²⁶

„Politik ist [...] die dauernde Suche nach Unterstützungen und Mehrheiten“ (Wagner, 2015, S. 204).

²⁵ Der Prozess der Kommensuration aus methodischer Sicht wird detaillierter in Abschnitt 4.1 dieses Teils B behandelt.

²⁶ Ein zentrales Konzept ist hier der „Governance“-Ansatz, welcher zu verstehen ist als Oberbegriff für sämtliche vorkommende Muster der Interdependenzbewältigung zwischen Staaten (transnational) oder staatlichen und gesellschaftlichen Akteuren (transdisziplinär), beispielsweise um kollektive Entscheidungen in nicht-hierarchisch geführten Netzwerken zu treffen.

Dies bedeutet, dass die Eliten sich zurücknehmen und „*das politische Handeln einzelner etwas in den Hintergrund [tritt]; [...] [einzelne] Akteure werden vielmehr als eingebettet und integriert in eine Governance Struktur betrachtet*“ (Benz, Lütz, Schimank & Simonis, 2007a, S. 19).

Im Rahmen der Austauschprozesse über Wissen und Meinungen können sich diese entweder einander anpassen oder sich gegenseitig beeinflussen und so zu gemeinsamen Interessen gelangen (Benz et al., 2007a; Hezri & Dovers, 2006).

Die Politik verliert dadurch jedoch nicht ihre Gestaltungsmacht, denn die bindenden Entscheidungen werden weiterhin auf der Ebene politischer Akteure getroffen. Jedoch müssen diese in der Regel, um legitim zu sein, aus der Entscheidungsperipherie, z. B. den Expertensystemen, stammen (Krick, 2010, 2013; Nyhlén & Lidén, 2013; Peters, 1993). Dies erhöht zumeist die Wahrscheinlichkeit, dass die Öffentlichkeit der Lösung vertraut und diese akzeptiert. Eine gute Möglichkeit, um Vertrauen aufzubauen und öffentliche Akzeptanz zu fördern, ist auf Argumenten und Phänomenen aufzubauen, die eine stabile Bedeutung haben (Desrosières, 2002) und sich auf allgemein anerkannte Verfahren zu beziehen (Beckert, 1996). Denn diese Art von Argumentation wird in der Regel unabhängig davon anerkannt, ob die einzelne Entscheidung das individuelle Bedürfnis befriedigt oder nicht. Entscheidungen, welche auf Basis von institutionell generiertem (Experten-)Wissen getroffen wurden, zeichnen sich häufig durch eine fraglose Akzeptanz (taken-for-granted) (Coleman, 1994) oder den „*Nimbus der Objektivität*“ (Krick, 2013, S. 26) aus. Dies bedeutet, dass eine solche Wissensform quasi automatisch eine eigene Legitimationskraft besitzt, die eben bewirken kann, dass eine Entscheidung gegebenenfalls fraglos akzeptiert wird (Luhmann, 1983). Meyer und Rowan sprechen in diesem Kontext von „*Rationalitätsmythen*“ (Meyer & Rowan, 1977, S. 343).

Hier bietet es sich an, schon bei der Besetzung der beratenden institutionellen Instanz für einen gewissen Vertrauensvorschuss zu sorgen. Beispielsweise wird hier gerne auf wissenschaftliches Wissen und wissenschaftliche Expertise zurückgegriffen (Weingart, 2003). Denn dieser wird in der Gesellschaft immer noch ein sehr großes Vertrauen entgegengebracht, unter anderem, weil sie eben auf solch anerkannte Verfahren setzt (Lau & Beck, 1989; Wagner & Weingart, 2015; Weingart, 2011). Entscheidungen beziehen dann „*ihre Legitimität aus der Verknüpfung demokratischer Repräsentation und wissenschaftlicher Rationalität*“ (Weingart & Lentsch, 2008, S. 7).²⁷ Sie werden von einem demokratisch gewählten oder ernannten Repräsentanten auf Basis anerkannter wissenschaftlicher Verfahren und zertifizierter Kompetenz getroffen (Luhmann, 1983). Dies macht sich beispielsweise die Politik zunutze, indem sie im Rahmen von evidence-based-policy-making-Programmen eine Entscheidungsstrategie verfolgt, die ihre Entscheidungen auf Basis von Expertenwissen und belegbaren Fakten plausibel zu begründen vermag (Juntti, Russel & Turnpenny, 2009; Nutley, Morton, Jung & Boaz, 2010; Pawson, 2007; Strassheim & Kettunen, 2014S; Wesselink, Colebatch & Pearce, 2014; Zeitlin, 2005).

²⁷ Vergleiche in diesem Kontext auch Max Webers „*satzungsmäßige Herrschaft*“ (Weber, 2010, S. 159).

„[S]cientific and other experts play an increasingly significant role in preparing and monitoring decisions [...] The institutions rely on specialist expertise to anticipate and identify the nature of problems and uncertainties that the Union faces, to take decisions and to ensure that risks can be explained clearly and simply to the public.“ (European-Commission, 2001a, S. 19).

“This concept of evidence-based-policy attempts to reduce uncertainty and risk in policy decisions by basing them on scientific or other evidence that can, in effect, provide ‘hard data’ about whether the proposed course of action will bring about a desired effect” (Sharman & Holmes, 2010, S. 310).

Man nennt diesen Prozess, in dem der Entscheidungskontext auf Basis von fundierten Sachverhalten sukzessive an Plausibilität und Einbettung sowie an Ausdrucksstärke gewinnt, „Substanzialisierung“ (Pongratz et al., 2014, S. 403).

Diese neuartige Externalisierung der Wissensorganisation und -produktion entlastet die Eliten, denn es reduziert die Komplexität der Entscheidungssituation deutlich, weil hier die entscheidungsrelevanten Informationen eingegrenzt werden (Luhmann, 1983). Durch das Einbringen von externem „Sachverstand“ (z. B. wissenschaftlichem Wissen) in den politischen Prozess und die Systematisierung sowie Ordnung des Wissens (Rationalisierung) wird die Politik nicht mit der Vielzahl an Entscheidungsgrundlagen, Eindrücken und Informationen belastet. Sie bringt sich erst sehr spät in den Prozess der Wissensverarbeitung ein und klinkt sich von der „Entscheidungs(vor)geschichte“ fast bis zur finalen Entscheidung aus (Jäckel, 2010; Kaesler, 2006; Lompe, 2006; Luhmann, 1983; Schmidt-Wellenburg, 2014). Politik muss die Fähigkeit besitzen, das Problem mittels intellektueller und rationaler Kriterien auf Basis des im Beratungsapparat produzierten und organisierten Wissens zu reflektieren und im Idealfall richtig zu lösen (Guzman, 2014).

Für Zapf sind vorhandene Informationen, welche eine vorausschauende rationale Planung und informierte Steuerung durch die Eliten ermöglichen, ein zentrales Merkmal einer aktiven Gesellschaftspolitik, welche Sozialen Wandeln aktiv beeinflusst. Eine zentrale Voraussetzung hierfür ist ein gutes und strukturiertes Informationssystem, welches diese problemspezifischen Informationen systematisch, regelmäßig, umfassend und zielgerichtet zu Verfügung stellt (Zapf, 1979). Aus diesem Grund verläuft die Zusammenstellung von Informationen in externen Organisationen zumeist nach institutionellen Regeln und Strukturen (Esser, 2002; Hansson et al., 2014; Schwinn, 2009), welche die Interaktion der Akteure bzw. den Austausch von Informationen erleichtern (Williamson, 1990). Es entstehen hier im Idealfall stabile Verhaltensmuster und Handlungsorientierungen (Matys, 2014; Willke, 1987), welche die strategische Unsicherheit der beteiligten Akteure reduzieren. Durch die Systematisierung mit

vorab gesetzten Standards und durch die Vorgabe der legitimen Mittel, werden Handlungen durch Institutionen voraussehbarer und intersubjektiv nachvollziehbar (Gehlen, 1956; Jäckel, 2010; Voigt, 2009).

Man kann resümieren, dass die Institutionen der Politikberatung als Entlastungsinstanz die Fülle an Handlungsmöglichkeiten und Informationen durch zielgerichtete Verfahren auf entscheidbare Problemstellungen und Handlungsorientierungen reduzieren und diese über unterschiedliche Kommunikationsnetze den Eliten mitteilen (Etzioni, 1969; Luhmann, 1983). Insgesamt gilt, dass individuelle Interessen bei der Beurteilung einer Entscheidung desto eher in den Hintergrund treten, je höher das Ansehen einer solchen Beratungsinstitution ist. Weiterhin steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Entscheidung vom überwiegenden Teil der Gesellschaft akzeptiert und respektiert wird, was den Entscheidungsprozess sehr effektiv macht (Devaux, 2013; Esser, 2002).²⁸

2.6. Logiken der Inanspruchnahme des Wissens im Entscheidungsprozess

Der idealtypische Prozess einer solchen Beratung läuft so ab, dass Wissen generiert und aufbereitet wird, um eine Wissenslücke zu schließen und dadurch eine auf Basis rationaler Kriterien legitimierte Entscheidung zu ermöglichen. Diese Legitimation der Entscheidung resultiert in der Regel aus einer reflexiven Verbindung mit ihrer Begründung, die ein Gemeinschaftswerk von Experten darstellt (Lau & Beck, 1989; Renn, 2015; Weingart & Lentsch, 2008). Doch nicht immer wird das Wissen tatsächlich von den Entscheidungs- und Ausführungsinstanzen auch in diesem rationalen bzw. wertrationalen Sinn, als Tatsache oder Wahrheit, um eine evidente rationale Entscheidung zu treffen verarbeitet (Bader, 2014; Renn, 2014; Weber, 2010).

Wie bereits mehrfach angedeutet, hat sich die gesellschaftliche Bedeutung von Wissen in der Moderne gewandelt. Heute ist Wissen eine zentrale Ressource, welche auch nach ökonomischen Logiken (z.B. Opportunitäts Gesichtspunkten, Pfadabhängigkeiten etc.) eingesetzt wird (Renn, 2015; Wagner & Weingart, 2015). Im Neoinstitutionalismus heißt es beispielsweise, dass die legitimatorische Funktion des Wissens viel zentraler und die wertrationale Logik naiv sei (Maurer, 2008). Für den Kontext einer Entscheidung kann dies

²⁸ Jedoch bleibt in diesem Kontext auch zu beachten, dass die empfundene Legitimität der Institution vor allem daraus entsteht, dass die Akteure ihre Interessen durch die Institution bedient sehen und von daher die Entscheidungen akzeptiert werden. Ist dies nicht mehr der Fall, so erodiert die Legitimität der Institution (Esser, 2002; Luhmann, 1983).

bedeuten, dass der Entscheider dieses Wissen potenziell nicht nur erfragen kann, um Entscheidungen wertrational zu treffen („instrumentelle Entscheidungspolitik“), sondern beispielsweise auch aus Zwecken einer normativen Inszenierung („*Darstellungspolitik*“) bzw. einer „zweckrationalen“ Handlungslogik. Dann orientiert sich die Nachfrage an externen Zwecken, Zielsetzungen oder Werten (Bader, 2014; Bjørnholt & Larsen, 2014; König, 2012; Krick, 2010, 2014; Rietig, 2014; Weber, 2010) und bietet einen alternativen zweckrationalen „Gegenkreislauf“ (Habermas, 1998, S. 399f) zur wertneutralen deliberativen Logik der Beratung.

Aus dem Grund befassen sich zahlreiche Studien damit, wie Expertenwissen in politikberatenden Institutionen und Instanzen genutzt wird (Boswell, 2008; Ettelt, Mays & Allen, 2015; Radaelli, 2009; Schrefler, 2010; Weiss, 1979). Diese Studien arbeiten Nutzungstypologien aus, welche unterschiedlich stark ausdifferenziert sind, sich jedoch in den Ergebnissen relativ einig sind. Für die vorliegende Arbeit bietet sich die weniger ausdifferenzierte, aber dafür trennscharfe Typologie von Boswell an (Boswell, 2008), welche auf Max Webers Konzept eines bürokratischen Herrschaftssystems aufbaut. Bei Weber wird die Herrschaftslegitimität aus dem Glauben an die formal sachliche Korrektheit von gesetzten Ordnungen und institutionalisierten Strukturen sowie den Befehlsrechten hergestellt (Weber, 2010). Entscheidungen werden in dieser Herrschaftsform nach festen formalen Regeln und auf Basis von spezifischem Fachwissen getroffen – „*Herrschaft kraft Wissen*“, was laut Weber die rationalste Form der Herrschaftsausübung darstellt (Weber, 2010, S. 165). Boswells Typologie unterscheidet zwei Funktionsarten von Wissen: die *normative Nutzungsform* „*instrumental*“, zum Treffen wertrationaler Entscheidungen sowie die eher *strategische, symbolische* Nutzung, bei der die herrschenden Akteure nach institutionellen Vorgaben handeln. Bei dieser Funktionsart unterscheiden sie zwischen „*substantiating*“ und „*legitimising*“ (Boswell, 2008).

2.6.1. Klassische instrumentelle Beratungsfunktion: das Schließen einer Wissenslücke durch Expertenwissen: „instrumental use“

Bei dieser Nutzungsform geht es um eine Erweiterung der entscheidungsrelevanten Wissensgrundlage mit dem Ziel, die bestmögliche oder sinnvollste Lösung für ein spezifisches Problem zu finden. Der instrumentale Nutzen wird generiert, um politische Probleme möglichst wertrational zu lösen oder zumindest die Problemlösungskompetenz der

politischen Eliten zu erhöhen (Lamping, 2006; Siefken, 2007; Weingart, 2011). In dieser normativen Idealform werden die beteiligten Akteure als neutrale Experten ihres (Fach-)Kontextes geladen und nicht als Stakeholder mit individuellen Interessen und Zielen. Das extern generierte Wissen ist in diesem Verwendungsfall die Basis für eine rationale politische Entscheidung (Boswell, 2008).

„A problem exists and a decision has to be made, information or understanding is lacking either to generate a solution to the problem or to select among alternative solutions, research provides the missing knowledge. With the gap filled, a decision is reached“ (Weiss, 1979, S. 427).

Ziel ist hier, eine möglichst effektive Entscheidung zu finden und es besteht ein ehrlich motivierter Wille zur Kooperation mit Experten. Das hier generierte Wissen hat einen direkten Einfluss auf die politischen Programme (Matys, 2014; Rietig, 2014). Eine starke Beteiligung oder Steuerung der Diskussion durch die zu beratende Instanz gilt in diesem Kontext zumeist als nicht zielorientiert. Die Politik übernimmt die Position eines Moderators (Boswell, 2009; Krick, 2013, 2014). Diese Form wird in der Regel bei tatsächlichen politischen Problemen genutzt, bei denen ein Verständnis zum Lösen des Problems (noch) nicht vorhanden ist. Die Praxis zeigt, dass diese Nutzungsform nicht der Regelfall ist (Ettelt et al., 2015; Krick, 2010, 2014).

2.6.2. Symbolische Darstellung auf Basis von zweckrationalen Motiven

Bezüglich der zweckrationalen Nutzung des Wissens unterscheidet Boswell (2008) zwei unterschiedliche Arten: die Legitimation und Fundierung von vorhandenen Präferenzen auf Basis von extern generiertem Wissen und die symbolische Darstellung von politischer Aktivität und politischem Handeln.

Legitimation und Fundierung von vorhandenen Präferenzen: „substantiating use“

Das extern generierte Wissen kann weiterhin genutzt werden, um vorab getroffene Entscheidungen mit Substanz – also Wissen – zu füllen. Die Nachfrage nach Beratung ist hier rein taktisch. Es sollen externe Quellen der Rechtfertigung erschlossen werden, um Absichten besser durchsetzen zu können (Leggewie, 2002). Sie werden für die öffentliche Wahrnehmung mit Evidenz gefüttert und „fundiert“. In diesem Fall wählen die politischen Akteure diejenigen Experten aus, welche ihre politischen Ziele und Agenden unterstützen und mit der zu treffenden Entscheidung konform sind. Widersprechende Forschungen oder Bedenken zu den Ergebnissen bleiben bei dieser Nutzungsform absichtlich ungenutzt

(Berriet-Sollicec, Labarthe & Laurent, 2014; Boswell, 2008; Ettelt et al., 2015; Javeline & Shufeldt, 2013; Matys, 2014).

„Passt der [...] Rat in die Richtung, wird er als Beleg für die eigene Position verwendet; passt er nicht, wird er verschwiegen oder kritisiert.“ (Wagner & Weingart, 2015, S. 10).

Bei dieser Nutzungsform werden Forschungsergebnisse aus ihrem Kontext gerissen oder sogar so manipuliert, bis sie zu der zu treffenden Entscheidung passen (Hertin et al., 2009). Ziel ist hier laut Matys (2014) der Fortbestand eines Kollektivs bestehend aus geteilten Werten. Die Kommunikation und die Zusammensetzung der beratenden Gruppe sind nebensächlich, da die Problemlösung bereits feststeht. Allerdings kann eine zu einseitige Zusammensetzung des Expertengremiums auch Misstrauen bei der Opposition oder in der Gesellschaft hervorrufen, wenn der Anschein von Neutralität und Objektivität der Gruppe verloren geht. Eine starke Steuerung und Rahmung der Wissensproduktion durch die übergeordnete Politik ist charakteristisch für solche Gremien. Sie können beispielsweise über den Arbeitsauftrag Themen vorgeben, die behandelt bzw. nicht behandelt werden sollen. Schon beim Arbeitsauftrag gilt es, ein gutes Maß zwischen ausreichender und nicht zu großer Breite zu finden. Ein zu problemfokussierter Arbeitsauftrag kann dazu führen, dass die Experten Wissen generieren, welches bei der Durchsetzung der bereits getroffenen Entscheidung hinderlich sein kann. Ein zu breiter oder unpräziser Arbeitsauftrag kann Misstrauen, Missgunst und Gegenstimmen bzw. Vetopositionen hervorrufen (Krick, 2014).

Symbolische Darstellung des politischen Handelns: „Legitimising Use“

Auch hier steht nicht eine Problemlösung im Vordergrund, sondern die Darstellung von Aktivität mit dem Ziel eines Akzeptanzgewinns. In diesem Fall ist der Fakt, *„dass Wissen in diesem Kontext generiert wird“* deutlich wichtiger als die Tatsache *„wofür dieses Wissen genutzt wird“* (Weiss, 1979). Die Wissensgenerierung hat den Zweck das zu tun, was üblich ist und dadurch die Existenz der Institution zu legitimieren und ihre Position gegenüber externen Instanzen zu stärken (Boswell, 2008; Højlund, 2014; Radaelli & O'Connor, 2009). Die Organisation oder Instanz, die eine Wissensgenerierung oder Evaluation in Auftrag gibt, signalisiert damit, offen, flexibel und engagiert zu sein, auch im Falle von Kritik (Bjørnholt & Larsen, 2014). Hier lässt sich ein Beispiel von Meyer und Rowan (1977) aus der Unternehmensführung anbringen. Sie stellten in einer Studie fest, dass Unternehmen ihre Geschäftsprozesse zunehmend von externen Beratern beurteilen lassen und auf Basis dieser externen Beurteilungen und Handlungsempfehlungen die Strukturen ihrer Unternehmen

modifizieren. Dies geschieht häufig trotz der Tatsache, dass der Erfolg der Maßnahmen zumeist nur schwer nachvollziehbar ist. Meyer und Rowan (1977) versuchen das Handeln über institutionelle Einflüsse zu erklären, welche besagen, dass die Inanspruchnahme externer Berater allgemeinen Wertvorstellungen, nach denen Wirtschaftsorganisationen handeln sollen, entspricht. Indem sie diesen Ansprüchen genügen, erhöhen sie ihre Legitimität, die für den Fortbestand der Organisationen wichtig ist (Ettelt et al., 2015, S. 303). Gleiches kann auch für die Inanspruchnahme von externen Beratern im politischen Kontext gelten. Im Falle des legitimierenden Nutzens einer Beratung kann dann gesagt werden, dass Berater in Anspruch genommen werden *„weil sie wirksam sind, und nicht, weil sie richtig oder sinnstiftend sind“* (Stachura, 2009, S. 15). Weitere Motive für diese Nutzungsform können Zeitgewinn bzw. die Hoffnung auf Aufschub der Entscheidungssituation oder eine Verantwortungsverlagerung sein (Matys, 2014).

In diesen Kontexten versuchen die Steuernden, sich nach außen möglichst legitim und rational darzustellen und die internen Prozesse über undurchdringliche „zeremonielle Legitimitätsfassaden“ zu kaschieren (Meyer & Rowan, 1977). Tatsächlich geht es jedoch in den meisten Fällen um eine Vermeidung von aktiver Politik (Krick, 2013, 2014).

2.6.3. Die Inanspruchnahme von Wissen in der modernen Gesellschaft: Eine Zusammenfassung

Während – wie in Kapitel 2.5 dargestellt – die Unterstützung relevanter Entscheidungsträger die Funktion von Wissen ist, so hat das institutionalisierte Wissen in den beiden letztbeschriebenen Formen eher einen „zeremoniellen“ oder „mythischen“ Charakter (Meyer & Rowan, 1977). Ein Grund hierfür ist die Erwartung der Gesellschaftsmitglieder, dass institutionelles Handeln auf Basis von Expertenwissen geschieht. Denn dies ist eine zentrale Grundlage des Vertrauens der Gesellschaftsmitglieder in die Entscheidungsakteure (Boswell, 2008; Meyer & Rowan, 1977). Weitere Motive hierfür können z. B. die medien- und öffentlichkeitswirksame Präsentation politischer Handlungen oder die Neutralisierung von Vetopositionen sein. In letzterem Fall dient das Expertenwissen der Entschärfung von gesellschaftlichen und politischen Konflikten sowie dem Auflösen potenzieller institutioneller Blockaden. Ein zentrales Mittel hierfür ist die Integration aller potentiellen Vetopositionen, beispielsweise Stakeholder, in das Expertengremium.

Diese können dann bei der Implementierung der zu ergreifenden Maßnahmen und bei der Kommunikation ihrer Hintergrundkontexte als Vermittler fungieren (Boswell, 2009; Krick, 2013, 2014).²⁹

“Organizations facing opposition to their policy preferences may find it expedient to draw on additional resources to lend credibility to their views.” (Boswell, 2008, S. 474).

Zusammenfassend lassen sich also zwei Logiken der Inanspruchnahme von Wissen im Entscheidungsprozess unterscheiden:

1. Die „Logik der sozialen Angemessenheit“ im Falle der Vorbereitung einer rationalen Entscheidung.
2. Die „Logik der Zweckdienlichkeit“ (Campbell, 1998; Hall & Taylor, 1996; Weber, 2010), nach der Wissen generiert wird, um getroffene Entscheidungen zu legitimieren, zu blockieren (Oereskes, 2015) oder über Simulierung von Aktivität institutionellen Ansprüchen zu genügen.

Die Tatsache, dass im Endeffekt der Entscheidungsakteur darüber bestimmen kann, welche Aspekte des aufgearbeiteten Wissens genutzt werden, um die Entscheidung zu begründen, führt häufig dazu, dass nur das Wissen genutzt wird, welches der Haltung der beschließenden Person möglichst nahe steht (Bernhagen, Dür & Marshall, 2015; Ettelt et al., 2015).

„Daraus kann man nur den Schluss ziehen, lieber genauer und pedantischer über das genaue Mandat nachzudenken, als anzunehmen, dass eine gute, rational nachvollziehbare Empfehlung schon für sich sprechen würde. [...] Wenn Mandat und Empfehlung auseinanderklaffen [...] dann laufen Ratschläge ins Leere“ (Renn, 2015, S. 29ff).

In diesem Falle kann man von einem Sieg der „*reasonableness*“, also der Angemessenheit zum Durchsetzen eigener Interessen und Ziele über die „*reason*“, also der Vernunft sprechen (König, 2012; Renn, 2015; Weingart, 2011). Insgesamt wird deutlich, dass der Idealtypus der Beratung im Anwendungskontext in der Regel nicht frei von spezifischen Interessen und Präferenzen ist, die situationsspezifisch auch gerne zu individuellem Zweck oder Vorteil eingesetzt werden.

²⁹ Renn (2015) beschreibt hier beispielsweise Erfahrungen aus einer Beratungskommission zur Kernenergiepolitik in Deutschland. Diese war nicht, wie es zu erwarten gewesen wäre, größtenteils mit Experten aus den Energiewissenschaften besetzt, sondern mit Mitgliedern aus unterschiedlichen Disziplinen, mit Persönlichkeiten, die politische Glaubwürdigkeit ausstrahlten, einer wichtigen Interessengruppe angehörten oder über eine ethische oder sozialwissenschaftliche Reflexionskompetenz verfügten. Zweck dieser Gruppe war es laut Renn nicht, eine hoch innovative Lösung für ein technisches Problem zu generieren, sondern über Diskussion und einen nach außen kommunizierten Konsens eine öffentlich wirksame Begründung für den Wechsel in der Energiepolitik zu liefern.

In den beiden vorangegangenen Abschnitten zeigt sich erneut die „Zweiseitigkeit“ von Institutionen. Einerseits sind sie ein Instrument des Interesses, beispielsweise um eine Entscheidung auf Basis einer mit Wissen fundierten Argumentation durchzusetzen. Andererseits verfügen sie aber auch über die Kraft, Interessen, Präferenzen und Strukturen zu prägen, z. B., dass eine nicht fundierte Entscheidung in den meisten Interessenkontexten gar nicht mehr konsensfähig ist (Albert, 2005).

3. Die Hybridisierung der Produktion von Wissen

Der Weg zur tatsächlichen Entscheidung und der Prozess der Aushandlung einer Lösung mit externen Beratungsakteuren gewinnt also im politischen Entscheidungsprozess immer stärker an Bedeutung (Javeline & Shufeldt, 2013; Klüver, Mahoney & Opper, 2015; Schroer, 2009). Peter Weingart (2011) diagnostiziert in seinem Buch „*Stunde der Wahrheit*“ nicht zufällig zwei parallele Erscheinungen. Er verbindet die bereits beschriebenen Gegenwartsdiagnosen (Wissensgesellschaft und reflexive Modernisierung) mit dem Wandel der Wissensproduktion für den spezifischen Anwendungs- und Handlungskontext. Es handelt sich um einen Wandel weg von der traditionellen, streng (mono-)disziplinären, wissenschaftlichen Wissensproduktion (Modus 1) hin zu einer entgrenzten Wissensproduktion von zumeist heterogenen Akteuren, die sich reflexiv beeinflussen (Modus 2).

Die damit einhergehende institutionelle Diversität verspricht unterschiedliche Vorteile bezüglich der Erforschung von komplexen, unsicheren aber auch zugleich hoch spezifischen realen Risikokontexten (Gibbons et al., 1994; Nowotny et al., 2001, 2003). Studien zeigen, dass Heterogenität in den Gruppen, die Wissen produzieren, häufig dazu führt, dass Trends früher erkannt und Wünsche und Probleme von Zielgruppen besser ermittelt werden können (Cox Jr, 2001). Sie schaffen auf Basis einer Bündelung anwendbarer partieller Sichtweisen ein Wissen, welches adaptiv als neue Informations- und Diskussionsgrundlage in den reflexiven Entscheidungsprozess einfließt (Hornstein, 2005; Star, 2004). Weiterhin profitiert die Wissensproduktion in solchen Netzwerken davon, dass über die Kooperationsaktivitäten eine Wissensdiffusion zwischen den einzelnen Disziplinen entsteht. Das führt dazu, dass das jeweils hoch spezifische Fachwissen verbunden werden kann und sich die jeweiligen spezifischen Perspektiven ergänzen (Borowik, 2012; Pohl et al., 2010; Seabrooke & Tsingou, 2015).

Aus dieser Verknüpfung der Wissensformen ergibt sich die Möglichkeit, dass ein spezifischer Problembereich aus heterogenen Akteursperspektiven mit ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Geltungsbereichen analysiert werden kann. Dies schafft einerseits Potenziale für Überlappungen der einzelnen Perspektiven, was zu einer Validierung der Argumente führt. Andererseits kann es aber auch sein, dass die einzelnen Wissensbasen adaptiv aufeinander angepasst werden können, was zu einer Vertiefung und Präzisierung des Wissens führen kann. Beides geht mit einer nachhaltigen Verringerung der Unsicherheit im realen Entscheidungskontext einher, wovon man sich bei diesem neuen Modus am meisten

verspricht (Renn & Klinke, 2013). Für Weingart stehen der neue Modus der Wissensproduktion und die neuen Anforderungen der Moderne an das Wissen in einem reflexiven Zusammenhang. Die Wissensproduktion findet nicht mehr vorrangig statt, um allgemeine Naturgesetze zu ermitteln, sondern ein großer Teil des akademisch generierten Wissens wird nutzenorientiert angewendet, beispielsweise um reale Anwendungsprobleme zu lösen (Weingart, 2011). Das vorliegende Kapitel befasst sich detailliert mit dem Wandel vom traditionellen wissenschaftlichen Modus der Wissensproduktion hin zum neuen anwendungsorientierten hybriden Modus in der Moderne.

3.1. Der traditionelle wissenschaftliche Modus der akademischen Wissensproduktion

Der „Modus 1“ der Wissensproduktion beschreibt die traditionelle wissenschaftliche Wissenserzeugung, den Ryder (2015) als „*scientism*“ (S.7) beschreibt. Er ist ein in sich relativ geschlossener Prozess, welcher in hierarchisch gegliederten und stabilen institutionellen Kanälen abläuft und versucht, lokale und zufällige Ereignisse zugunsten universell gültiger objektiver Ergebnisse auszuschließen und somit allgemeingültige Naturgesetze zu formulieren (Desrosières, 2002; Knorr-Cetina, 1981; Nowotny et al., 2001; Ryder, 2015). Er zeichnet sich vor allem durch klare Normen und Regeln sowie anerkannte Praktiken aus, die mehr oder weniger kollektiv von der wissenschaftlichen Community anerkannt, weiterentwickelt und getragen werden. Diese bestimmen einerseits, wer als Wissenschaftler gilt und wer nicht, andererseits dienen sie zur Beurteilung der Wissenschaftlichkeit von Erkenntnissen und entscheiden über legitime Vorgehensweisen. Denn Wissen legitimiert sich innerhalb der wissenschaftlichen Subsysteme durch die angewandten Methoden und die ständige Überprüfung der Gültigkeit des vorhandenen Wissens (Bösch, 2003; Freshwater & Fisher, 2014; Gibbons et al., 1994; Lau & Beck, 1989). Krohn (2003) bemüht das Bild eines „*horizontal interagierenden Arbeiters*“ in der Fertigungskette des Wissens (S. 102). Die traditionellen Modelle des Modus 1 beschreiben die Produktion von Wissen zumeist als eine lineare Zweierbeziehung zwischen Wissenschaft und ihren Adressaten, z. B. der Politik. Beide Interessenparteien operieren in klar voneinander abgegrenzten, funktional gegliederten Systemen (Fretschner & Hubert, 2006; Lau & Beck, 1989).

„According to the linear model, decision-makers take up information supplied by scientists which they judge to be relevant to their policy.“ (Heink et al., 2015, S. 6).

Die Rolle des traditionell wissenschaftlich arbeitenden Soziologen bestand beispielsweise vor allem darin, „auf institutionelle gesellschaftliche Bereiche abgestellte Praktiker [...] zu informieren und sie zu [...] sensibilisieren“ (Braun & Hahn, 1973, S. 129) und somit allgemeingültiges Wissen zu produzieren (Dawid, Faigman & Fienberg, 2013).

3.1.1. Modelle linearer Politikberatung im traditionellen Modus der Wissensproduktion

Beispielhaft (neben anderen) sind hier zwei Modellarten der linearen Wissensproduktion zu unterscheiden: „Policy-Pull“- und die „Technology-Push-Modelle“. Beiden ist gemeinsam, dass die Wissenskonstruktion und die Formulierung von Politik zwei voneinander getrennte Prozesse darstellen. Sie unterscheiden sich jedoch von der Richtung, wie Wissen und Entscheidung zusammengebracht werden (van Kammen, de Savigny & Sewankambo, 2006).

Das bekannteste Policy-Push-Modell ist das *dezisionistische Modell*. Die Voraussetzung bei diesem Modell ist eine klare Trennung von Wissenschaft und Politik. Hier stellt die Politik Fragen, z. B. in Form eines Forschungsauftrages für einen Sozialbericht, und die Wissenschaft beantwortet diese Fragen, indem sie den Bericht auftragsgemäß und mit möglichst wertfreier wissenschaftlicher Expertise erstellt. In diesem Modell ist die Politik der Wissenschaft im Entscheidungsprozess klar übergeordnet und entscheidet wertbasiert, ob und inwiefern sie sich des Expertenwissens zur tatsächlichen Klärung von Sachproblematiken bedient (Erdenhofer & Kowarsch, 2015; Habermas, 1964; Lau & Beck, 1989).

„The policy makers confronted with a problem [...] draw on the best scientific evidence to device the optimal solution.“ (Wesselink et al., 2014, S. 342).

Die Entscheidung liegt also bei der Politik und ist prinzipiell unabhängig von der Bewertung durch die Wissenschaft im Rahmen des Sozialberichtes. Weiterhin wird der Forschungsauftrag und somit die Analysen im Sozialbericht durch die Politik und ihre Untersuchungspräferenzen gelenkt (Erdenhofer & Kowarsch, 2015; Lau & Beck, 1989).

Als Beschreibung eines klassischen Technology-Push-Modells bietet sich das *technokratische Modell* an. Hier sind Wissenschaft und Technik der Politik eindeutig übergeordnet, da in diesem Modell die Welt wissenschaftlich begründet ist und durch diese bestimmt wird. Die Politik und ihre Akteure werden zum „Vollzugsorgan“ einer „wissenschaftlich technischen Intelligenz“. Die Politik verliert ihre Eigenständigkeit, „Herrschaftsdisziplin“ wird zur „Sachdisziplin“ und Politikdiskussionen werden ersetzt durch verschiedene Gutachten. Im

Kontext der Sozialberichterstattung könnte man dies so verstehen, dass Sozialberichte soziale Probleme präzise aufdecken und die politischen Eliten unter Handlungsdruck setzen (Lompe, 2006; Weingart, 2011). Gibt es zu einem Thema mehrere Berichte, so kommt die Politik zusätzlich in ein Entscheidungs-dilemma. Denn sobald ein weiterer Bericht zu einem abweichenden Ergebnis kommt, muss die Politik entscheiden, welcher Expertise sie Glauben schenkt. Im Modell einer optimal entwickelten Wissenschaft herrscht Konsens zwischen den Gutachten über soziale Problemlagen und der wissenschaftlichen Community. In diesem Fall wird von dem „one-best-way“ gesprochen, welcher der Politik wenig Spielraum für die eigene Entscheidung lässt (Schelsky, 1961). In diesem Fall wäre der Staat ein „technischer Staat“ und die politische Tätigkeit wäre nur noch eine „fiktive Entscheidungstätigkeit“, die aufgrund der konsensuellen Ergebnisse der Sozialberichte ihren Wert verliert (Bogner & Menz, 2002; Erdenhofer & Kowarsch, 2015; Lau & Beck, 1989; Schelsky, 1961).

3.1.2. Der Konflikt zwischen wissenschaftlichen und politischen Interessen im linearen Modell der Politikberatung

In den linearen Beratungsmodellen operiert das System der Wissenschaft in seiner traditionellen Aufgabe. Es produziert wissenschaftliches Wissen im luhmannschen Sinne (Luhmann, 1992) und möchte allgemeingültige Wahrheiten hinterfragen, aufdecken und kontinuierlich präzisieren, um die Naturgesetze detaillierter zu erforschen. Zu diesem Zwecke geht sie einige Kompromisse und Restriktionen ein, was ihre unmittelbare Anwendbarkeit in der Praxis angeht (Hansson et al., 2014).

“Researchers on the other hand often produce scientific evidence which is not always tailor-made for application in different contexts and is usually characterized by complexity and grades of uncertainty.”(van Kammen et al., 2006, S. 608).

Der zentrale Konflikt zwischen Wissenschaft und Politik liegt darin, dass die Politik im Gegensatz zur Wissenschaft kollektiv verbindliche Entscheidungen in hoch spezifischen unrestringierten Handlungssituationen innerhalb kürzester Zeit zum Ausbau der eigenen Macht produzieren möchte (Bader, 2014; Fretschner & Hubert, 2006). In diesen modernen Beratungskontexten soll es also keine „axiomatische Differenz“ von Produktion und Anwendung des Wissens geben. Die Wissenschaft soll sich dort eben nicht mehr, wie von Durkheim in seiner Abhandlung über die Regeln der soziologischen Methode noch gefordert, autonom und außerhalb jeder praktischen Wirksamkeit abspielen (Durkheim, 1984). Hier birgt die traditionelle Vorgehensweise – neben der Chance auf revolutionäre Erkenntnisse zu

stoßen und hoch innovative Problemlösungen zu generieren – immer auch die Gefahr eines Irrtums und damit einhergehender unmittelbarer Folgen (Krohn, 2003). Denn situationsspezifische Randbedingungen einer praktischen Anwendung können häufig nicht mit in das wissenschaftliche Modell aufgenommen werden und führen dadurch immer zu einer gewissen „Hypothetizität des Wissens“ (Krohn, 2003, S. 106). Solche wissenschaftlichen Modellbetrachtungen sind darauf angelegt, möglichst abstrakte und allgemeingültige Theorien und universell gültiges Wissen zu konstruieren, welches kontextfrei ist. Schon allein aus diesem Grund repräsentiert es häufig die spezifischen realen Anwendungssituationen im bestehenden Kontext nur sehr unpräzise (Dür, 2012; Osborne, 2015; Wesselink et al., 2014).

3.2. Die Hybridisierung der Wissensproduktion

Der neue Modus der Wissensproduktion ist vor allem die Reaktion auf eine starke Nachfrage nach hochaktuellem, spezifischem und verwertbarem Wissen in Produktions- und Entscheidungsprozessen von Wirtschaft, Praxis, Medien und Politik (Klein, 2001). In diesen Praxisanwendungen unter Bedingungen der „*bounded rationality*“ ist es besonders wichtig, dass das Wissen „wahre“ und zugleich „verlässliche“ Erkenntnisse und Orientierungen für spezifische reale Einzelfälle einer Entscheidungssituation enthält. Ziel einer solchen Wissensbasis ist es, riskante Entscheidungen möglichst rational und sicher zu treffen, denn in der praktischen Anwendung gibt es kein Handeln auf Probe (beispielsweise keine Politik auf Probe). Stattdessen werden die Folgen der Handlungen und Entscheidungen zumeist umgehend verbindlich (Clark & Wallace, 2015; Jahn, Bergmann & Keil, 2012; Pohl et al., 2010; Weingart, 2011). Aus diesem Grund muss das Wissen vor allem der spezifischen realen Wirklichkeit des einzelnen Anwendungsfalles bzw. der spezifischen Einzelsituation der Entscheidung gerecht werden (Clark & Wallace, 2015; Scholz & Steiner, 2015b). Die Fragen, welche das Wissen beantworten muss, ergeben sich in der Regel aus einem aktuellen realen gesellschaftlichen Anwendungskontext. Dies kann eine allgemeine und allgemeingültige Wissensgrundlage häufig schon von ihrer Anlage her nicht gewährleisten (Dawid et al., 2013; van Kammen et al., 2006), was dazu führt, dass die traditionelle rein wissenschaftliche Expertise hier die Grenzen ihrer Kompetenz überschreiten muss. Denn spezifische reale Alltagsprobleme lassen sich häufig nicht ausreichend durch disziplinäre wissenschaftliche Verantwortlichkeiten lösen (Bader, 2014; Marsay, 2015; Mutz, Bornmann & Daniel, 2014; Nowotny et al., 2001).

“Durch das Sieb der Überspezialisierung fallen sie [, die Risiken] hindurch. Sie sind das, was zwischen den Spezialisierungen liegt.“ (Beck, 1986, S. 93).

Aus diesem Grund wandelten sich die Konzepte und Strategien der wissenschaftlichen Wissensproduktion. Es entstanden alternative Forschungen und Forschungsgebiete, deren Wissen zunehmend an wissenschaftsexterne Akteure oder zumindest an Akteure unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen adressiert wird und die im Dialog unterschiedlicher Akteure stattfinden (Ferring, Haller, Meyer-Wolters & Michels, 2008; Gibbons et al., 1994; Krick, 2014; Nowotny, 2007; Wagner & Weingart, 2015).

3.2.1. Modelle nichtlinearer interaktiver Politikberatung

Weil die meisten Wissensproduktionen und Beratungen heute zunehmend im Dialog stattfinden, ist für die Mehrheit der interaktiven Modelle der Begriff Beratung eigentlich nicht mehr treffend. Denn mit diesem Begriff schwingt *„eine Differenz[ierung] zwischen Ratsuchenden und beratenden Expertinnen und Experten mit“* (Lüders, 2007). Diese ist so jedoch zumeist nicht mehr vorhanden, da die „Ratsuchenden“ in der Regel in den Diskurs des Hybriden Forums integriert sind und ihre Relevanzwelt in die Problemlösung mit einbringen.

Einen der ersten theoretischen Ansatzpunkte für ein solches diskursives Modell der Politikberatung beschrieb Habermas mit seinem *„pragmatischen Modell der deliberativen Politik“*. Dieses soll im Folgenden beschrieben werden, da es die Grundlage der meisten modernen diskursiven Politikberatungsmodelle darstellt.

„Die deliberative Politik gewinnt ihre legitimierende Kraft aus der diskursiven Struktur einer Meinungs- und Willensbildung.“ (Habermas, 1998, S. 369).

Auch im Beratungsprozess dieses diskursiven Modells gibt es keine strikte Rollenaufteilung von Beratern (kommunikativer Macht) und zu Beratendem (administrative Macht). Stattdessen zielen Politik und Wissenschaft auf einen langfristig angelegten interaktiven Kommunikationsprozess und auf ein möglichst enges Austauschverhältnis mit Wechselwirkungen und Rückkopplungen zwischen den Akteuren ab. Das heißt, dass alle Akteure von der Formulierung der Problemstellung bis hin zur Ausarbeitung von Handlungsalternativen, Maßnahmen und Implikationen an der Wissensproduktion beteiligt sind und dass sie das Problem über den Weg einer gemeinsamen argumentativen Abwägung und Beratschlagung angehen. Diese Vorgehensweise soll es ermöglichen, das Wissen relativ kurzfristig auf Veränderungen in der Entscheidungssituation anzupassen (Habermas, 1966; Schmidt, 2010).

Auch das *offen rekursive Modell* von Weingart (2011) spricht von einer wechselseitigen Beeinflussung im Rahmen einer "*Verwissenschaftlichung der Politik*" und einer "*Politisierung der Wissenschaft*". Die Perspektive von Wissenschaft und Politik als gegensätzliche Handlungslogiken ist hier nicht mehr gültig. Stattdessen beobachtet man eine "*komplexe Abhängigkeitsbeziehung*" (Bogner & Menz, 2002, S. 385) und permanente Rückkopplungen. Das Besondere an diesem Modell ist, dass es offen ist für weitere wissenschaftsexterne Akteure (z. B. Medien, Bürger, Praxisakteure) (Leggewie, 2006; Lompe, 2006). Dieses Modell berücksichtigt den neuen, offenen Modus 2 der transdisziplinären Wissensproduktion, denn hier ist die traditionell duale Struktur von zwei nach außen abgegrenzten Systemen mit institutionellen Grenzen vollends aufgelöst (Mayntz, 1994; Weingart, 1983, 2011; Weingart & Lentsch, 2008). Die Prozesse der Wissensgenerierung und der Forschungsprozess haben sich entgrenzt. Die wissenschaftliche Forschung erweiterte ihre Potenziale und Möglichkeiten sowie ihre Aufgaben- und Einflussbereiche durch die soziale Einbettung ihrer Forschungsaktivitäten. Ihre Wissensproduktion fand zunehmend auch im Dialog verschiedener Akteure, auch aus unterschiedlichen Disziplinen, statt und das vorhandene Wissen wurde im Praxiskontext erprobt und kontextualisiert. Die in der Praxis getätigten Erfahrungen können wiederum in einem iterativen Prozess die Basis für weitere Modifikationen der Wissensgrundlage darstellen (Falk, Rehfeld, Römmele & Thunert, 2006; Hölscher & Suchanek, 2011; Kahlert, 2011; Matys, 2014; Nowotny et al., 2001; Oreszczyn, Lane & Carr, 2010; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008; Theandersson & Rolandsson, 2013)

3.2.2. Formen der disziplinübergreifenden Wissensproduktion

Für die modernen Gesellschaften beschreiben zahlreiche Studien, dass die Prozesse der Wissensproduktion seit den 1970er Jahren zunehmend nicht mehr linear und monodisziplinär ablaufen, sondern können stattdessen als entdifferenziert, reflexiv, interaktiv, diskursiv, kooperativ und hybrid charakterisiert werden (Jeong & Choi, 2014; Nowotny et al., 2001; Osborne, 2015). Es entstanden unterschiedliche disziplinübergreifende Forschungsansätze („*cross-disciplinary research*“), die zumeist in drei Subkonzepte unterteilt werden. Da jedoch keineswegs Einigkeit bezüglich der Definitionen und Abgrenzungen dieser Subkonzepte herrscht, werden diese nachfolgend abgegrenzt (Bergmann, 2008; Clark & Wallace; Hadorn-Hirsch et al., 2008; Klein, 2010; Mutz et al., 2014; Popa et al., 2015; Stember, 1991).

Das erste Konzept der disziplinübergreifenden Forschung ist die „*Multidisziplinäre Forschung*“ („*multidisciplinary research*“). Dies ist eine Forschungsstrategie, in der ein bestimmtes Phänomen aus den Perspektiven unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen betrachtet wird. Jede Disziplin bleibt dabei innerhalb der Grenzen ihrer disziplinären Theorien und Methoden.

„*multidisciplinary [...] many done separately*“ (Lawhon, Manomaivibool & Inagaki, 2010, S. 1213).

Das zweite Konzept ist die „*Interdisziplinäre Forschung*“ („*interdisciplinary research*“). Sie ist eine integrative Form der disziplinübergreifenden Wissensproduktion, die versucht, Wissen und Methoden aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zu integrieren und zu synthetisieren („*mixed methodologies*“). Sie bringt unterschiedliche Wissenskontexte zusammen und bündelt diese im Idealfall in einem harmonischen Zusammenhang. Hieraus resultieren deutliche Überlappungen, Überschneidungen und Schnittmengen zwischen den disziplinären Wissensformen (Pohl et al., 2010).

„*inter [...] working between*“ (Lawhon et al., 2010, S. 1213).

Das für die vorliegende Arbeit relevanteste Konzept ist die Strategie der „*Transdisziplinären Forschung*“ („*transdisciplinary research*“). Diese ist ein besonders integratives Konzept, welches gesellschaftliche Fragestellungen neben den interdisziplinären wissenschaftlichen Perspektiven auch aus den Perspektiven relevanter Stakeholder, z. B. Betroffene, Politiker oder Praxisexperten, betrachtet und die verschiedenen Perspektiven in die Problemlösung integriert (Pohl et al., 2010; Scholz & Steiner, 2015c).

„*[T]ransdisciplinarity is defined as a form of research that transcends disciplinary boundaries to address and to solve problems related to the real life world.*“ (Zinsstag, Perrig-Chiello, Paulsen & Truffer, 2014, S. 253).

Diese Ansätze tragen der Tatsache Rechnung, dass Expertise in die Gesellschaft und ihre sozialen Systeme diffundiert und dadurch *kontextualisiert*,³⁰ d. h. *demokratisiert*, *kommerzialisiert* und *pluralisiert* wird und dass sich die sozialen funktionalen Systeme immer stärker miteinander verflechten (Nowotny et al., 2001; Osborne, 2015; Weingart, 2011).

³⁰ Kontextualisierung bedeutet hier, dass der Forscher bzw. der Wissensakteur die Gelegenheit hat und die Bereitschaft zeigt, auf gesellschaftliche Inputs zu reagieren (Nowotny et al., 2001).

Aus diesem Grund ist das Ziel dieser transdisziplinären Ansätze, neben wissenschaftlichen Deutungen eben auch relevanten Stakeholdern aus der Gesellschaft die Möglichkeit zu geben, ihr Wissen, ihre Ziele, Erfahrungen und Relevanzen in die spezifische Problemlösung zu integrieren (Ferring et al., 2008; Scholz & Steiner, 2015a; Zinsstag et al., 2014).

Diese Art der Wissensgenerierung, die interdisziplinäre Forschungen in den Diskurs von unterschiedlichen Wissensakteuren bringt, zeichnet sich vor allem durch ihren selbstreflexiven Charakter aus. Dieser verbindet gesellschaftliche und wissenschaftliche Probleme miteinander, indem er sie auf Basis ganz unterschiedlicher Wertesysteme, Hintergründe und normativen Orientierungen reflektiert und diskutiert. Voraussetzung ist hier vor allem die Bescheidenheit („*humility*“) sowie die Offenheit, mit anderen Akteuren arbeiten zu wollen und von ihnen geleitet zu werden. Denn zumeist ist nur dann ein fruchtbarer Austausch und ein produktives Überschreiten von Grenzen möglich, wenn tatsächlich eine Gleichwertigkeit der Akteure im Prozess der Wissensproduktion gegeben ist. (Osborne, 2015; Scholz & Steiner, 2015b).

„trans [...] moving beyond“ (Lawhon et al., 2010, S. 1213).

Auch wenn in den realen Anwendungskontexten eine trennscharfe Zuordnung und Unterteilung dieser Konzepte kaum möglich ist und auch bei der Selbstbeschreibung viel „Etikettenschwindel“ betrieben wird, so ist das Konzept der transdisziplinären Forschung das relevante für den Untersuchungskontext der vorliegenden Arbeit. Denn wie sich im Laufe der Fallstudien zeigen wird, besteht das hier betrachtete Hybride Forum der „European Expert Group on Youth Indicators“ strukturell aus unterschiedlichen disziplinären Wissenskontexten (aus Wissenschaft und unterschiedlichen Stakeholder-Bereichen), die wechselseitig voneinander lernen und profitieren und ihre Expertise miteinander verbinden sollen (Scholz & Steiner, 2015a, 2015b; van Kammen et al., 2006) (Siehe Aufbau der Gruppe in Abschnitt 1.1.2 in Teil D der vorliegenden Arbeit). Weiterhin kommen die Akteure der Expertengruppe zusätzlich auch aus unterschiedlichen nationalen Kontexten. Die European Expertgroup on Youth Indicators ist also ein transdisziplinäres und zugleich transnationales Hybrides Forum (Bergmann & Schramm, 2008; Jahn et al., 2012).

3.2.3. Erweiterungen und modifizierte Modelle der transdisziplinären Wissensproduktion

Es gibt zahlreiche weitere Studien, welche die neuartigen Wissensproduktionen in modernen Gesellschaften beschreiben. Neben dem hier vornehmlich genutzten „Modus 2“-Konzept von Gibbons (1994) gibt es zahlreiche weitere Ansätze, die sich mit der Entdifferenzierung und Öffnung der Wissensproduktion beschäftigen. Zu nennen sind hier u.a. die „*Finalisierte Wissenschaft*“ (Böhme, van den Daele & Krohn, 1973), die „*Post-normal Science*“ (Elzinga, 1996) oder die „*Postacademic science*“ (Ziman, 1996). Weingart (1999) stellt jedoch fest, dass die Beobachtungen und Ergebnisse an vielen Stellen ähnlich sind.³¹

Weiterhin gibt es gerade aktuell viele Studien, die bei diesen Konzepten ansetzen und versuchen, sie weiter zu präzisieren. Sie betonen z. B., dass sie die Diffusion des Wissens in die Gesellschaft, deren Beteiligung in den Prozess der Produktion von Wissen und Innovation aufnehmen und proklamieren deswegen einen neuen Modus, den „*Modus 3*“ (Carayannis & Campbell, 2012; Carayannis & Campbell, 2006). Oder sie differenzieren die Helix der Kooperationsstruktur des Wissensgenerierungsnetzwerkes detaillierter aus und rücken die Interessen der Öffentlichkeit, der Nutzer und der Betroffenen in das Zentrum der Aktivität („*triple-*“ (Etzkowitz & Leydesdorff, 2000), „*Quadruple-*“ oder „*Quintuple Helix*“; Carayannis und Rakhmatullin (2014)).

Jedoch sind die Grenzen zwischen Modus 2 und diesen Erweiterungen fließend und für diese Arbeit von untergeordneter Bedeutung. Denn relevant ist hier vor allem der Gedanke, der Modus 2 und den alternativen Konzepten gemeinsam ist: Nämlich eine Expertengruppe bzw. ein heterogenes Expertennetzwerk zu bilden, in dem jeder seine spezielle Relevanzwelt und sein Expertenwissen einbringen kann, um einen „grenzüberschreitenden“ Verhandlungskontext (z. B. transdisziplinären, transnationalen) zu bilden, in dem eine Wissensgrundlage zur Lösung eines spezifischen Anwendungsproblems generiert wird („*Co-operative research network*“; Nowotny et al. (2001)). Diese Lösungen sollen aus möglichst vielen unterschiedlichen Expertenperspektiven reflektiert und dadurch möglichst „*sozial robust*“ sein (Nowotny et al., 2001; Scholz & Steiner, 2015a, 2015b; Schoonmaker & Carayannis, 2013).

³¹ Auch in der Innovationsforschung werden mit Konzepten wie „*Open Innovation*“ (Chesbrough & Appleyard, 2007) oder „*Communities of Innovation*“ (Coakes & Smith, 2007) ähnliche Öffnungsprozesse beschrieben.

3.3. Entgrenzung der Wissensproduktion im Hybriden Forum: Der transdisziplinäre Modus

Wie bereits angedeutet, verändern Hybride Foren, die Wissen im Modus 2 produzieren, die Struktur der an der Forschung und an der Wissensproduktion beteiligten Akteure mit dem Ziel den spezifischen realen Entscheidungssituationen gerecht zu werden.

Hierfür gibt es unterschiedliche Gründe. Einerseits konnten rein wissenschaftliche Wirklichkeitsanschauungen häufig diesem Anspruch an Präzision in der sozialen Anwendung des Wissens nicht gerecht werden, weil sie aufgrund ihrer spezifischen Anlage nicht für eine praktische Anwendung gedacht sind, sondern allgemeingültig sein wollen und sollen, auf Annahmen und Einschränkungen beruhen sowie häufig nur theoretisch und modellhaft gültig sind (Berger & Luckmann, 1969; Giddens, 2000). Hieraus resultiert, dass der durch sie betrachtete Realitätsausschnitt in seiner Komplexität häufig reduziert ist. Mit dieser Reduktion kann die handelnde oder entscheidende Person in der praktischen Anwendung jedoch in der Regel nicht umgehen, denn die Folgen der Entscheidung werden häufig direkt verbindlich (Bader, 2014; Sharman & Holmes, 2010). Dies ist für die Entscheider ein „unauflösliches Dilemma“ (Beck, 2007; Limoges, 1993). Ein weiterer Grund für die Veränderung der Wissensproduktion besteht darin, dass sich zunehmend auch in gesellschaftlichen Teilbereichen eine große Anzahl an gut ausgebildeten, kompetenten Wissensakteuren findet. Diese sind zu einem großen Teil das Produkt der ausdifferenzierten Bildungssysteme der Wissensgesellschaften (Nowotny et al., 2001; Weingart, 2011). Dies beeinflusste die Denkmodi, Denkkultur und die Art und Weise, wie und wo Wissen und Expertise produziert bzw. reflektiert oder bewertet werden. Hier spielen vor allem auch die unterschiedlichen Interessen, Relevanzen und Traditionen der sozialen Systeme eine wichtige Rolle, aus denen die Akteure stammen, denn

„... wo Handeln interferiert muss man wissen, wer handelt und welche Interessen und Motive er einbringt. Dies gilt auch, wenn es sich um Handeln zum Zwecke des Wissensgewinns handelt“ (Luhmann, 1992, S. 143).

Diese Entwicklungen veränderten nach und nach die Routinen der Wissensproduktion und gingen mit Prozessen der Entdifferenzierung und der Auflösung bestehender institutioneller Grenzen einher. In dieser Arbeit sind dies vor allem zwei Ebenen: die disziplinäre Ebene und die Ebene nationalstaatlicher Basisinstitutionen der Wissensproduktion (Renn & Klinke, 2015; Scholz, 2011; Scholz & Steiner, 2015a; van Rijnsoever & Hessels, 2011; Weingart, 2011).

3.3.1. Die Überschreitung disziplinärer Grenzen bei der Wissensproduktion als Konsequenz der Anwendung im spezifischen realen Kontext

Dieser Abschnitt betrachtet die Veränderungen der Wissensproduktion auf der Ebene der Überschreitung disziplinärer Grenzen. Denn in vielen modernen Kontexten ist es zunehmend unwichtiger, aus welchem funktionalen Bereich das Wissen stammt, viel wichtiger ist zumeist die Tatsache, dass dieses Wissen tatsächlich etwas dazu beitragen kann, die Unsicherheit im Entscheidungskontext zu reduzieren (Enria, 2015; Scholz, 2011; Scholz & Steiner, 2015a; Weingart, 2011).

„Erfolgreiche Verwissenschaftlichung von öffentlichen Diskursen bedeutet gleichzeitig eine Veralltäglicung des wissenschaftlichen Ergebnisangebots ebenso wie eine Öffnung des [...] Deutungsmonopols gegenüber dem kundigen Common Sense des Laien“ (Lau & Beck, 1989, S. 40).

Zwar ist wissenschaftliches Wissen immer noch ein primärer Bezugspunkt der handelnden Akteure (Weingart, 2003), jedoch wird dieses durch andere Wissensformen produktiv ergänzt (Ferring et al., 2008; Jahn et al., 2012; Lau & Böschen, 2003; Popa et al., 2015). Der Prozess der Wissensproduktion hat sich in zwei Richtungen erweitert. Er hat sich einerseits vergrößert, in dem die Zahl der am Wissensproduktionsprozess beteiligten Personen angewachsen ist, denn in der Regel werden mehrere Experten befragt. Weiterhin verbreiterte sich die Struktur der beteiligten Akteure ebenfalls, was bedeutet, dass der Modus 2 der Wissensproduktion die disziplinären Strukturen des traditionellen Modus 1 zunehmend auflöste und es zu der angesprochenen Pluralisierung der Wissensarbeiten kam (Clark & Wallace, 2015; Meier & Schimank, 2014; Osborne, 2015). Die Grenzen der funktionalen Subsysteme (z. B. Wirtschaft, Politik, Wissenschaft oder Recht) und ihre Eigenlogiken sind in diesen breiten Beratungsstrukturen nicht mehr von großer Relevanz (Benard & de Cock-Buning, 2014; Böschen, 2003; Hansson et al., 2014 ; Krohn, 2003; Lau & Böschen, 2003; Scheuch & Scheuch, 2003b).³²

„Individuals from other social groups, whether members of other scientific communities, industrial partners or lay people, are now actively sought, valued and welcomed in the new game of knowledge production“ (Nowotny et al., 2001, S. 103).

³² Dieser Prozess der Entgrenzung bedeutet jedoch nicht, dass der Wissensproduktion von der Gesellschaft keine Grenzen mehr gesetzt werden. Das wird auch und insbesondere deutlich an Einrichtungen wie Ethikkommissionen mit ihren zahlreichen Richtlinien und Regulierungen für die Forschung oder sozialen Bewegungen, welche die Forschungen kritisch analysieren und zu begrenzen versuchen (Nowotny et al., 2001).

Strukturell spricht man hier beispielsweise von einer „De-Zentrierung der Wissensproduktion“, von „Wissensallianzen“ oder „*communities of practices*“, welche sich über den reflexiven Austausch von unterschiedlichen kalkulativen Szenarien im Idealfall der finalen Lösung kontinuierlich annähern (Bösch, 2003; Freshwater & Fisher, 2014; Jahn et al., 2012). Die beteiligten Akteure sollen sich reflexiv beeinflussen und von den jeweils anderen Parteien und deren spezifischen Relevanzwelten profitieren und lernen („*mutual learning*“) (Jahn et al., 2012, S. 3). Solche Prozesse werden beispielsweise als „*joint problem solving*“ oder „*adaptives bzw. integratives Risiko-Management*“ benannt (Renn & Klinke, 2013; Scholz & Steiner, 2015a). Um die Prozesse der reflexiven Beeinflussung und der Adaption von Wissen aus unterschiedlichen Akteursperspektiven bildlich zu beschreiben und zu verstehen bietet sich die Analogie von Erdenhofer und Kowarsch (2015) an:

„Der Kartograf wird seine Karte verändern müssen, wenn der Navigator einen Kontinent entdeckt, der gar nicht auf der Karte verzeichnet war. Und der Navigator wird lernen müssen, diese Karten zu lesen.“ (S. 10).

Die Endergebnisse oder der Outcome solcher Austausch- und Anpassungsprozesse nennt man dann beispielsweise „Ko-Kreationen“, „Ko-Konstruktionen“, „Ko-Produktionen“, „Co-Arrangements“ etc. (Hansson et al., 2014; Matys, 2014; Meier & Schimank, 2014; Scholz, 2011; van Kammen et al., 2006; Zinsstag et al., 2014).

Im Rahmen solcher Ko-Produktionen kann idealerweise jeder relevante Akteur etwas aus seinem spezifischen Expertise- bzw. Relevanzbereich zur Problemlösung beitragen, was die anderen Akteure als wertvoll bzw. gewinnbringend erachten. Im Prozess der „reflexiven Verwissenschaftlichung“ sind auch andere Wissensformen mit einbezogen, die aus nicht unbedingt wissenschaftlichen oder wissenschaftsnahen Hintergründen stammen (beispielsweise aus relevanten Stakeholder-Bereichen) (Böhle et al., 2004). Während diese Wissensformen im traditionellen Modus zumeist als minderwertig angesehen wurden, spielen sie im neuen Modus eine „*unersetzliche*“ und „*unverzichtbare*“ Rolle (Beck et al., 2004, S. 39). Je nach Anwendungskontext kann es sein, dass das Wissen der Stakeholder die wissenschaftliche Argumentation „aushebelt“ und es dem wissenschaftlichen Wissen vorgezogen wird (Beck et al., 2004; Weingart, 2011). Potenzielle Gründe hierfür sind beispielsweise, dass sie die Spezifik des realen Anwendungskontexts adäquater beschreiben und begründen als wissenschaftliche Modelle (Wesselink et al., 2014). Denn Stakeholder verfügen zumeist über eine Mischform bestehend aus theoretischem, instrumentellem und experimentellem (Erfahrungs-) und Kontextwissen, die es ermöglicht, das theoretische Wissen im Kontext der Anwendung zu differenzieren, zu kontextualisieren und zu präzisieren

(Nowotny et al., 2001). Im Gegensatz zur wissenschaftlichen Argumentation, die ihren Lösungsansatz zumeist „lediglich“ mit rationalen Argumenten begründen kann, stehen den Stakeholdern auch alternative Begründungsansätze zur Verfügung, wie z. B. materielle oder ideologische Faktoren sowie Überzeugungen und Gefühle (Böcher & Krott, 2011). Strassheim und Kettunen (2014) bezeichnen dieses Wissen als „*socially embedded*“ (S. 259), weil es in den sozialen Kontext der Anwendung eingebettet ist.

Es ist bisher nicht ausreichend geklärt, wie Argumente der Praxis mit den Argumenten des wissenschaftlichen Diskurses verhandelt werden (Böcher & Krott, 2011), jedoch könnte man auf eine „Laien-Rebellion“ (Berger & Luckmann, 1969) schließen, weil im Hybriden Forum Erfahrungswissen („*experience-based expertise*“), beispielsweise das Wissen eines Stakeholders, nicht mehr per Definition hierarchisch unter dem wissenschaftlichen Wissen („*certified expertise*“) einzuordnen ist (Bader, 2014, S. 427). In vielen Innovations- und Wissensfeldern wurde diese „*hierarchische Wissensordnung*“ durch eine „*verteilte Wissensordnung*“ abgelöst und der traditionelle Glaube an konventionelle akademische Expertise hat sich verändert. Er hat sich verändert hin zu einem Glauben an eine neue Form der gemeinsamen, explorativen Generierung von Wissen. Für einen realen zeit- und situationsspezifischen Anwendungskontext wird Wissen komplementärer ko-produziert (Krohn, 2003; Rammert, 2003; Seppo et al., 2014; Theandersson & Rolandsson, 2013).

3.3.2. Die Überschreitung nationalstaatlicher Grenzen bei der Wissensproduktion als Konsequenz anwachsender globaler Entscheidungskontexte

Aufgrund der anwachsenden globalen Risiko- und Entscheidungskontexte, beispielsweise im Rahmen einer „Weltrisikogesellschaft“ auf supranationaler Politikebene, gewinnen internationale Kooperationen immer stärker an Bedeutung. Denn viele globale Risiken können nicht durch nationale Institutionen bewältigt werden und werden immer häufiger gemeinsam angegangen (Beck, 2007; Carayannis & Rakhmatullin, 2014; Gornitzka & Sverdrup, 2008; Jeong & Choi, 2014; Klimkeit & Reihlen, 2015; Morales-Gómez, 1999; Renn & Klinke, 2013).

Beck spricht in diesem Kontext von einer „*Entgrenzung der Handlungs- und Wissenssphären im Bereich der [...] internationalen Politik, des Rechts, der Wissenschaft, der Arbeit und der Ökonomie*“ (Beck et al., 2004, S. 19).

Er beschreibt diesen Prozess als „*Kosmopolitisierungsprozess*“ oder „*kosmopolitische Wende*“ (Beck & Grande, 2010, S. 187), die institutionalisierten „*models of transnational co-operation*“ folgt. Es werden also Mitglieder aus unterschiedlichen Nationen in diese Gruppe aufgenommen, die gemeinsam an einer Problemlösung arbeiten (Mégie, 2014). Solche Kooperationsmodelle dienen als Mechanismus, um divergierende Problemwahrnehmungen einander anzugleichen, weniger entwickelten Ländern bei ihrer Entwicklung zu helfen und die Handlungen auf internationaler und nationaler Politikebene über die Integration von nationalen Stakeholdern in den Koproduktionsprozess zu legitimieren (Buess, 2014; Choi, Yang & Park, 2015; Maggetti & Gilardi, 2014; Seabrooke & Tsingou, 2015; Skogstad, 2011).

Auch im internationalen Bereich sind transdisziplinäre Kooperationen und Ko-Konstruktionen gängige Praxis und erfreuen sich steigender Beliebtheit. Einige Autoren sprechen etwa von einer routinierten Praxis auf der Ebene der Europäischen Kommission (Büttner & Mau, 2014; Field, 2013; Mégie, 2014; Peeters, Verschraegen & Debels, 2014; Vauchez, 2014). Sicherlich eines der populärsten Anwendungsbeispiele solcher supranationaler Kooperationen ist die „*Methode der offenen Koordinierung*“ im europäischen Kontext, welche Leitlinien, Zeitpläne und Benchmarks für die Verwirklichung von kurz-, mittel- und langfristigen Zielen für die EU-Mitgliedstaaten festlegt (Bieling, 2012; European-Commission, 2001b).

Für die Verhandlungen eines Konsenses auf internationaler Entscheidungsebene eines supranationalen Hybriden Forums bedeutet dies, dass zumeist neben disziplinären auch nationale Grenzen, Eigenheiten und Relevanzen der Wissensproduktion überschritten und in Einklang gebracht werden müssen (Mégie, 2014; Nowotny et al., 2001).

In dieser Betrachtungsweise der globalen Entscheidungskontexte ist besonders interessant, ob und inwiefern die nationalen Kontexte tatsächlich eine Rolle spielen und integriert werden. Die sicherlich radikalste Möglichkeit wäre, nationale Relevanzwelten und Untersuchungsebenen völlig zu ersetzen, sodass diese irrelevant werden: „*replacing the national*“ (Beck & Grande, 2010, S. 202). Dies würde jedoch die Reichweite, die Anwendungsmöglichkeiten und die Effizienz der Aktionen stark einschränken, weil sie auf nationaler Ebene auf wenig Befürwortung treffen würden oder ein solcher wenig reflektierter „*Übernahmesog*“ nicht ausreichend an die sozialen Probleme des jeweiligen Landes angepasst wäre und dadurch seine Wirkung verfehlen würde (Roggenthin, 2008).

Aus diesem Grund sind die supranationalen Akteure i.d.R. bestrebt, das Nationale weiter bestehen zu lassen und es in die Betrachtungsperspektive zu integrieren. Beck und Grande

(2010) bezeichnen dies als „*Einbettung des Nationalen*“ (S.202). Dies führt im Umkehrschluss dazu, dass sich traditionelle nationale Institutionen wandeln bzw. anpassen müssen oder sogar ersetzt werden. Ist dies nicht der Fall und geben die nationalen Akteure ihre Dominanz auf nationaler Handlungsebene nicht auf, so droht die transnationale Ebene zu einem bloßen „*Schauplatz des Nationalen zu verkümmern*“ (Beck & Grande, 2010, S. 204).

Der Kontext einer solchen „*kosmopolitischen Risikogemeinschaft*“ (Beck & Grande, 2010, S. 169) ist ein schwieriges Unterfangen, denn er setzt sich zumeist aus koordinierten nationalen Politiken, bilateralen und multilateralen Abkommen, inter-, trans- und supranationalen Institutionen, Stakeholder-Gruppen und ihren unterschiedlichen Relevanzwelten und Basisinstitutionen zusammen (Beck & Grande, 2010; Eisenstadt, 2000). Aus diesem Grund entstehen Netzwerke, in denen unterschiedliche Akteure aus relevanten nationalen Communities und Organisationen integriert werden, dort miteinander agieren und im Idealfall die Bedingungen einer globalen Lösung in einer gerechten Balance aushandeln.

„[T]he process whereby political actors in several distinct national settings are persuaded to shift their loyalties, expectations and political activities towards a new centre.“ (Haas, 1958, S. 16).

Dieses supranationale Zentrum der Wissensproduktion, welches die einzelnen nationalen Relevanzen bündelt, sollte möglichst „wertfrei“ und neutral sein (Beck & Grande, 2010). Denn nur dann kann man durch die Integration von heterogenen Akteuren den Bedürfnissen nach mehr Transparenz, Kompatibilität, Vergleichbarkeit, wechselseitigem Lernen und Profitieren sowie einer fairen, kollektiven Risikoabschätzung für die Entscheidungsfindung nachkommen (Eisenstadt, 2000; Eisenstadt, 2006; Heidenreich et al.; Wimmer & Glick Schiller, 2002).

Spannungsfeld zwischen Globalität und Lokalität

Der transkulturelle Transfer über geografische Grenzen und Interessen hinweg gestaltet sich jedoch nicht immer einfach (Dür & Mateo González, 2013; Nowotny et al., 2001). Denn je mehr die supranationalen Institutionen an Bedeutung gewinnen, umso mehr werden sie auch national relevant. Supranationale Interaktionen werden zum Referenzpunkt für politisches Handeln auf der nationalen Ebene (Bieling, 2012). Aus neofunktionalistischer Perspektive würde man dies als „*spill-over*“ von supranationalen Praxen in die nationalen Institutionen bezeichnen (Wolf, 2012, S. 60). Hier entsteht ein Konflikt, wenn diese „*one-size fits-all approaches*“ (Klimkeit & Reihlen, 2015) nicht kompatibel mit den nationalen Interessen und Eigenheiten sind und die nationale Freiheit bzw. die nationale Souveränität zu stark

eingeschränkt wird (Heidenreich et al.).³³ Dies kann beispielsweise der Fall sein, wenn spezifische nationale Probleme, Ziele oder Perspektiven mit denen der anderen Mitgliedstaaten in Form einer Mehrheitsentscheidung in eine globale universale Situationslösung verkettet werden. Denn ein auf supranationaler Ebene sinnvoller Standard muss in einem nationalen Kontext nicht unbedingt eine sinnvolle Rolle spielen (Hoffmann, 1966; Klimkeit & Reihlen, 2015; Knodt & Hüttmann, 2012; Rosenmann, Reese & Caneron, in Press; Schakel, Hooghe & Marks, 2014; Star & Lampland, 2009; Wimmer & Glick Schiller, 2002; Zürn, 2001). In der Regel werden solche internationalen Standardlösungen national Top-Down ohne zuverlässiges Wissen implementiert, was die Wahrscheinlichkeit reduziert, dass die dortige Bevölkerung diese Standardlösung annimmt (Morales-Gómez, 1999). Klimkeit und Reihlen (2015) unterscheiden drei mögliche Reaktionen auf eine solche Konformitätserwartung: „*full compliance*“, „*limited compliance*“ und „*non-compliance*“.

„[T]he pressures to be competitive in global markets reduce national policy autonomy“
(Madeira, 2014, S. 3).

Jedoch ist gerade eine möglichst spezifische und präzise Übersetzung und Sinngebung der supranationalen Inhalte in das nationale System besonders wichtig (Klimkeit & Reihlen, 2015), denn in einem solchen Fall von „*multi-level governance/policy*“-Programmen kann es dazu kommen, dass globale bzw. supranationale Standardisierungsambitionen mit lokalen Eigenheiten und Spezialitäten konkurrieren oder sogar rivalisieren (Baur, 2014; Clancy & Cronin, 2005; Kaiser & Prange, 2004; Mennicken & Heßling, 2007; Vītola, 2014; Wimmer & Glick Schiller, 2002; Zürn, 2001).

Eine solche Top-Down-Harmonisierung in die nationalen Kontexte funktioniert in der Regel jedoch nur so lange reibungslos, wie die Mitgliedsstaaten von ihr profitieren, die entstehenden Kosten gering, keine Pfadabhängigkeiten oder konkurrenzfähigen Alternativen vorhanden sind (z. B. nationaler Herkunft) oder die Position bzw. der (Entwicklungs-)Status des Landes im globalen Netzwerk nicht stark entwickelt ist (Bellamy & Weale, 2015; Hoffmann, 1966; Klimkeit & Reihlen, 2015; Porter, 2011). Es entsteht ein „*Spannungsfeld von Globalität und Lokalität*“ (Mennicken & Heßling, 2007, S. 209), in dem die Güte der Kooperation bzw. die Kooperationsbereitschaft sehr stark von der Anordnung der globalen und lokalen

³³ Hier fällt eine Paradoxie dieser Entwicklung auf. Die vorangehenden Abschnitte beschreiben eine Wissensproduktion, die sich gewandelt hat. Für den spezifischen Entscheidungskontext produziert sie statt der unspezifischen universal gültigen Wissensbasen der traditionellen mono-disziplinären akademischen Wissensproduktion sozial robuste Evidenzbasen, die im Rahmen von transdisziplinären Kooperationen für den spezifischen Entscheidungskontext generiert werden. Dieser Abschnitt beschreibt nun aber eine Entwicklung, die statt der spezifischen nationalen oder regionalen Evidenzquellen versucht supranationales und universal für unterschiedliche nationale Kontexte gültiges Wissen in den Entscheidungsprozess zu integrieren.

Präferenzbündel abhängt. Sind die globalen, supranationalen Bündel konvergent und komplementär mit den lokalen und nationalen, dann sind Verhandlungen über Kooperationen lukrativ. Divergieren diese jedoch, so ist der Raum zur Kooperation stark eingeschränkt (Steinhilber, 2012). Denn die Präferenzbündel repräsentieren die Relevanzwelten zweier unterschiedlicher „Raumrahmen“ politischer Steuerung mit zwei verschiedenen Deutungen der Realität, die miteinander in Konkurrenz treten. Bei dieser „Institutionenkonkurrenz“ kommt es bei divergierenden Standpunkten zu Kollisionen und Konflikten (Büttner & Mau, 2014; Heidenreich et al.; Vauchez, 2014; Vobruba, 2008).

Zwar sind auch die nationalen Eliten und ihre Institutionen diesen supranationalen politischen Urteilen unterstellt und bestrebt, die Differenzen zwischen den einzelnen Staaten abzubauen. Jedoch führt die Annahme solcher „one-size fits-all approaches“ zumeist zwangsläufig zur Kollision mit regional bzw. lokal etablierten Institutionen (z. B. Gesetzen, Ordnungen, Praxen und Systemen) (Mennicken & Heßling, 2007; Münch, 2006, 2010; Rosenmann et al., in Press). Denn auch diese repräsentieren wichtige nationalstaatliche Relevanzwelten, die sich aus einem Bottom-up-Prozess aus der spezifischen lokalen Situation (z. B. Kultur, ökonomische Leistungsfähigkeit oder geografische Lage) ergeben (Büttner & Mau, 2014; Vobruba, 2008, 2010; Zürn, 2001). Diese sind zumeist in den einzelnen Mitgliedsstaaten sehr heterogen (Eising, Rasch & Rozbicka, 2015). Aus diesem Grund stellt sich generell die Frage, ob es möglich ist, partikularen, d.h. in diesem Kontext nationalen bzw. lokalen Relevanzen und Interessen, adäquat über utilitaristische Modelle gerecht zu werden. Eine Harmonisierung und Aggregation ist in der Regel mit Informationsverlust, Problemen und Konflikten verbunden.

“When governments make commitments to one another about their future behaviour, they simultaneously need to be responsible and accountable to their domestic populations in order to retain their political legitimacy.” (Bellamy & Weale, 2015, S. 259)

Dieses Phänomen bezeichnet Münch (2010) als „*dialectic of trans-national integration and national disintegration*“ (S.26) und Beck und Grande (2010) bezeichnen es als „*kosmopolitische Dialektik*“ (S.195).

3.4. Die Regelungen, Voraussetzungen und Anforderungen der hybriden Wissensproduktion

Diese Entgrenzungsprozesse veränderten die Art und Weise, wie Wissen produziert und reflektiert wird, denn es entsteht nun aus einem Konsens verschiedener Relevanzwelten, der in ständig andauernden Verwaltungs- und Verhandlungsprozessen ausgearbeitet wird.

Luhmann bezeichnet dies als „*kooperative Wahrheitssuche von divergierenden Standpunkten aus*“ (Luhmann, 1983, S. 50).

In der Praxis ist dies jedoch zumeist ein schwer zu steuernder Prozess ohne Erfolgsgarantie (Rosenlund, Hogland, Johansson & Seddon, 2014). Denn mit dem Konzept der Reflexivität und der wechselseitigen Beteiligung der unterschiedlichen Wissensakteure im Rahmen dieser Hybriden Foren geht immer die Gefahr divergierender oder inkompatibler Vorstellungen einher (Foreman-Peck & Travers, 2015; Popa et al., 2015). Die Verhandlungen, die einen solchen Konsens erzielen möchten, finden zumeist im „öffentlichen Raum“ einer breiten politisch kulturellen Organisationsform statt. Nowotny et al. (2001) bedienen sich des Bildes einer griechischen „Agora“.³⁴ In dieser Organisationsform gelten eigene Regeln, Voraussetzungen und Kriterien, die das Wissen für die praktische Anwendung zu erfüllen hat, was auch die Art und Weise, wie Wissen produziert wird, verändert hat. Neben den klassischen, harten, zertifizierten und fachlichen Kompetenzen sind hier weitere Faktoren von Relevanz, um aktiv an der Wissensproduktion eines Hybriden Forums partizipieren zu können (Knoblauch, 2014).

3.4.1. Die Verschiebung des Reflexionsrahmens

Für eine gewinnbringende Beratung sind eine zielgruppengerechte „Übersetzung“ der Wissensgrundlage in die Sprache der jeweiligen Akteure sowie eine präzise Passung mit deren Interessen und der spezifischen realen Entscheidungssituation notwendig (Böcher & Krott, 2011; Vermeulen & Pyka, 2015). Ziel dieser Wissensproduktion ist es also, möglichst den Interessen aller beteiligten Stakeholder – ob disziplinär oder national – gerecht zu werden und dadurch die Problemstellungen möglichst präzise und umfassend formulieren bzw. im Idealfall lösen zu können (Burchard, 2015; Gibbons et al., 1994; Lau & Böschen, 2003; Limoges, 1993; Miller et al., 2008; Nowotny et al., 2001; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008).

³⁴ „[A]gora – the space in which market and politics meet and mingle, where the articulation of private emotions and meanings encounters the formation of public meanings and political consensus“ (Nowotny et al., 2001, S. 183).

„Our results show that there is a significant, robust and substantial effect that majority rule is inferior for truth-finding in deliberative committees“ (Lorenz, Rauhut & Kittel, 2015, S. 9).

Dies bedeutet, dass der neue Modus der Wissensproduktion die einzelnen Grenzen der disziplinären und anderer institutionalisierter Kontexte überschreitet, außerwissenschaftliche Blickwinkel, Relevanzen, Interessen und Einstellungen³⁵ integriert und versucht, alle in einen kontextuellen Zusammenhang eines gemeinsamen Konsenses zu bündeln (Böschen, 2003; Hansson et al., 2014; Jahn et al., 2012). Auf der outputorientierten Agora des Hybriden Forums sind beispielsweise die voneinander abgegrenzten wissenschaftlichen Disziplinen nicht länger die einzigen Orientierungs- und Reflexionsrahmen des Wissens und dieses muss auch nicht mehr unbedingt wissenschaftlich validiert sein (Clark & Wallace, 2015; Weingart, 2011). Neben sozialen Werten, normativen Zwecken, praktischen Arbeitsweisen, Erfahrungen und Zielen gewinnen Elemente wie Medienwirksamkeit oder die Verwertbarkeit der neuen Erkenntnisse an Bedeutung für die Wissensproduktion (Baur, Besio & Norkus, in press; Kübler, 2009).

„Deshalb gelten für die Erstellung von Expertise nicht allein und nicht einmal in erster Linie wissenschaftliche Maßstäbe, sondern sie ist eingebunden in Verhandlungen über Ziele und Umfang, Stellenwert und Publizität der Expertise“ (Weingart, 2006, S. 41).

Denn das „*organisationale Geschehen*“ (Matys, 2014, S. 60) wird neben internen Machthierarchien, daraus resultierenden Machtasymmetrien und expliziten Vorgaben (z. B. Regeln, Vorschriften, Leitbildern etc.) auch von impliziten Elementen beeinflusst. Diese sind nicht festgehalten oder dokumentiert, sondern finden in Denk-, Handlungs- oder Kommunikationsprozessen statt (Moschitz & Home, 2014). Vor allem aus dieser Kombination von Kriterien, die die Verhandlungen des Hybriden Forums prägen, generiert diese Form des Wissens ihre Autorität und Legitimität. Sie generiert Autorität und Legitimität daraus, dass sie viele heterogene, als relevant angesehene Wissensdimensionen miteinander in einem möglichst breiten „*Konsens demokratischer Partizipation*“ verknüpft und dass die Entscheidung durch ein breites gesellschaftliches Spektrum repräsentiert sowie durch viel Sachverstand getragen wird (Birrer, 2001 228; Böschen, 2003; Holden, 2009; Krick, 2010; Nowotny et al., 2001; Weingart, 2011).

„Rather, it is the outcome of a process of negotiation and aggregation of different positions that rests on competing experiences, backgrounds, values, convictions and perspectives and refers to a variety of validity norms, such as policy usefulness, social

³⁵ Auch die Einstellungen und Meinungen der Öffentlichkeit und die Berichterstattung der Medien sind hier von großer Bedeutung für die Forschung, denn hieraus können starke Oppositionen bis hin zur Blockade entstehen, wie beispielsweise bei Tierversuchen oder dem Klonen (Nowotny et al., 2001).

fairness or scientific rationality. Within hybrid advisory committees, these different positions are usually bound together by consensual procedures“ (Krick, 2014, S. 3).

Diese Form der „*negotiated expertise*“ (Krick, 2014) ist eine Entscheidungsgrundlage, die einerseits fundiert, hochwertig, also sozial robust ist und andererseits zu einem Ergebnis führt, welches im gesellschaftlichen Kontext als ausreichend legitimiert wahrgenommen und dadurch akzeptiert wird.

Die Veränderungen in der Wissensproduktion sind eine Reaktion auf die Tatsache, dass heutige Entscheidungen „*immer stärker von Unsicherheit und Nichtwissen gekennzeichnet*“ sind (Weingart, 2010, S. 92) und der Sicherheitsanspruch an die Information in den Vordergrund rückt (Sarris & Proto, 2014; Weingart, 2010). Eine Entscheidung wird als besonders sicher wahrgenommen, weil die Unsicherheit im Entscheidungsprozess über die mehrperspektivische Reflexion („*reflexive Artikulation*“ (Nowotny et al., 2001)) nach und nach abgebaut wurde. In Summe wird ein Wissen generiert, welches sich im Diskurs der heterogenen Parteien durchgesetzt hat und zugleich realisierbare Zielerfüllungspotenziale bzw. Politikoptionen darstellt (Buche, Jungbauer-Gans, Niebuhr & Peters, 2013; Hunt & Shackley, 1999; Nowotny et al., 2001; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008; Seabrooke & Tsingou, 2015). Das zentrale Ziel dieser Modelle besteht darin, dass sich die Akteure und ihre Relevanzwelten („*distributed knowledge*“ (Lamont, 2012)) gegenseitig ergänzen und als Resultat ein fundiertes, innovatives und komplementäres Ergebnis erzielen, welches sich über den Produktionsprozess sukzessive an die reale Problemsituation und die Bedürfnisse der Stakeholder anpasst (Buche et al., 2013; Franz, 2003; Galison, 2004; Nowotny et al., 2001; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008)³⁶.

Die einzelnen Akteursperspektiven sollen sich also über „*cross fertilization*“ Prozesse bestätigen oder sich komplementär ergänzen, wodurch man sich erhofft, die unsicheren, häufig prospektiv unbekannten und unvorhersehbaren Kontexte und Ereignisse durch die multiperspektivische Kalkulation gut zu bewältigen und die bestehende Wissenslücke möglichst präzise ausfüllen zu können (Choi et al., 2015; Jung, Korinek & Straßheim, 2014; Koier & Horlings, 2014; Levidow & Papaioannou, 2015; Pawson, 2007; Toivanen & Suominen, 2014; van Rijnsoever & Hessels, 2011).

³⁶ Einer der Pioniere dieser Denkweise war Kurt Lewin. Mit seinem Werk „*Group decision and Social Change*“ aus dem Jahre 1958 gilt er als Begründer des Action Researchs und der partizipativen Forschungsmethoden (Moschitz & Home, 2014).

„[R]eflexivity in social processes has been defined in a broad sense as a collaborative process of acknowledgement, critical deliberation and mutual learning on values, assumptions and understandings that enables the generation of new meanings, new heuristics, and new stakeholder identities“ (Popa et al., 2015, S. 3).

Eine erfolgreiche Lösung einer solchen hybriden Kooperation überschreitet somit in der Regel die disziplinären und ggf. auch den nationalstaatlichen Rahmen und versucht, das Phänomen auch aus der Perspektive der Kooperationspartner zu sehen und eine Lösung in der Schnittmenge zwischen den unterschiedlichen Perspektiven der Akteure zu finden (Koier & Horlings, 2014; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008; Popa et al., 2015). Eine wichtige Voraussetzung ist somit Empathie (Benard & de Cock-Buning, 2014). Die Akteure sollen also über kommunikative Austauschprozesse oder Kompromisse eine möglichst kollektiv akzeptierte, verbindliche Entscheidung erreichen, welche die Hindernisse der Intersubjektivität überwindet und subjektive Perspektiven miteinander verbindet (Enria, 2015; Krick, 2013).

3.4.2. Kommunikation und Interaktion als wichtiger Faktor der Wissensproduktion

Der vorangehende Abschnitt deutet bereits an, dass Interaktions- und Kommunikationsprozesse für die Wissensproduktion eines Hybriden Forums relevant sind, weil in den Ursprungskontexten der dort beteiligten Akteure unterschiedliche Regeln, Vorgehensweisen, Methoden und Terminologien herrschen und je andere Ziele verfolgt werden. In Hybriden Foren dienen Kommunikationen und Interaktionen dazu, die unterschiedlichen Standpunkte mit Argumenten plausibel zu machen, damit die unterschiedlichen Handlungslogiken und die Motive der Experten wechselseitig verständlich werden (Binder et al., 2015; Matys, 2014; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008). Wegen der Vielzahl der Disziplinen, der landessprachlichen und kulturellen Kontexte kommt einer gemeinsamen Sprache – jenseits von verschiedenen Fachterminologien – und einem gemeinsamen Verständnis für Wörter hier eine besondere Bedeutung zu (Lawhon et al., 2010; Marzano, Carss & Bell, 2006).

Denn das wechselseitige aufeinander Einstimmen und Verstehen sowie der Abbau der Differenzen und Zweifel zwischen den einzelnen Standpunkten ist die zentrale Voraussetzung für eine gemeinsame sozial robuste Konsenslösung für ein Anwendungsproblem (Krick, 2013, 2014). Diese Annäherung geschieht zumeist über eine klassische ökonomische Abwägung und Reflexion von Kosten, Nutzen sowie Chancen und Risiken der einzelnen

Lösungsansätze. Nicht ohne Grund werden die Akteure auch als „*broker between different fields*“ (Mégie, 2014, S. 4) und das Hybride Forum als „*trading zone*“ bezeichnet (Galison, 2004).

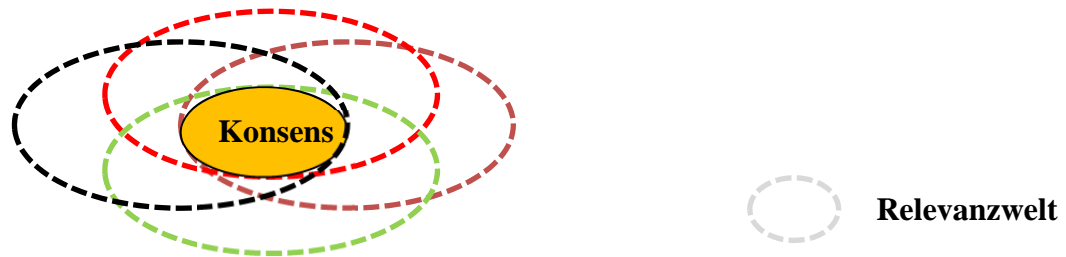
Die Bündelung der einzelnen Perspektiven und Relevanzwelten in einen gemeinsamen Konsens

Zentral ist hier die Suche nach sogenannten „*hinges*“, also Verbindungen, die zwei oder mehrere Relevanzwelten wie ein Scharnier miteinander vereinigen können und bewirken, dass diese zusammen funktionieren und in die Problemlösung integriert werden können. Durch solche hinges können ggf. die Opportunitätskosten in der Abwägung differierender Standpunkte reduziert werden, z. B. weil einzelne Relevanzen nicht aufgegeben werden müssen (Seabrooke & Tsingou, 2015). Bei dieser Suche sind sog. „*Hybrid Professionals*“ oder „*Katalysatoren*“ (Nowotny et al., 2001, S. 147) besonders wertvoll, denn sie verfügen neben Wissen in ihrem Schwerpunktbereich über weitere Kompetenzen, wie z. B. über die Fähigkeit, wie ein Mediator oder Übersetzer divergierende Logiken und Standpunkte zu Relevanzwelten zusammenzubringen bzw. zwischen diesen zu vermitteln (Baur et al., in press; Blomgren & Waks, 2015; Foreman-Peck & Travers, 2015; Klein, 2004; Limoges, 1993; Moschitz & Home, 2014; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008; Rietig, 2014; Seabrooke & Tsingou, 2015). Diese Position der „Hybrid Professionals“ besitzt im Wissensproduktionsprozess eine besondere Autorität, denn sie kann einerseits Wissensflüsse von sonst unverbundenen Parteien miteinander verbinden und andererseits zugleich den Wissensfluss zwischen diesen Parteien (Insider und Outsider) kontrollieren. Hybrid Professionals sind also in der Lage, strukturelle Lücken („*structural holes*“) zu schließen (Ingold & Leifeld, 2014, S. 8).

„Through their interactions, knowledge workers or ‘brokers’ build shared models of understanding, sites of social negotiation that can redress the problem of fragmentation of knowledge and information“ (Lingard, Schryer, Spafford & Campbell, 2007, S. 503).

Diese Form der Kompetenz ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass das Gesamtergebnis über die Verhandlungen zu komplementärem, also sich ergänzendem, zielführendem Wissen wird und somit mehr ist als die Summe der einzelnen Wissenskongimente der Akteure (Bergmann & Schramm, 2008; Lingard et al., 2007). Freshwater nutzt hier den Term „*focused diversity*“, welche zum Ziel hat, eine Reihe von unterschiedlichen disziplinären Wahrheiten mittels Verhandlungen zu einem gemeinsamen konsensuellen Ausgang zu führen (Freshwater, 2012, 2014; Gervais, Marion, Dagenais, Chiocchio & Houlfort, 2015).

Abbildung 2 Der Konsens als Schnittpunkt heterogener Relevanzwelten



Eigene Erstellung.

In diesem Konsens sollen die Interessensparteien und -akteure theoretisch gleichwertige Partner sein, welche interagieren, sich gegenseitig ergänzen und wechselseitig voneinander profitieren (Seppo et al., 2014). Durch die Integration der unterschiedlichen Relevanzwelten der beteiligten Akteure versucht man weiterhin, der spezifischen Qualität der zu steuernden Entität gerecht zu werden. Solche Ansätze sind insbesondere geeignet, um Prioritäten, Wünsche und Probleme von beteiligten Akteuren zu identifizieren, zu diskutieren und über eine gemeinsame Lösung zu verhandeln (Vaughn & Lohmueller, 2014; Vormbusch, 2012).

„In reality, expert committees do not simply aggregate or vote on their diverse beliefs.[...] people debate, exchange and revise their beliefs in order to produce a rational consensus about the state of the world and appropriate collective action.“
(Lorenz et al., 2015, S. 2).

Unterschiedliche Formen des Konsenses

Eine gemeinsame Lösung oder ein gemeinsamer Konsens zwischen den Akteuren muss nicht unbedingt bedeuten, dass die Verhandlungen des Hybriden Forums tatsächlich erfolgreich waren und jeder Akteur mit der Lösung zufrieden ist. Die Konsensergebnisse solch heterogener Kooperationen sind qualitativ unterschiedlich gut. Neben Einstimmigkeit in einer Gruppe lassen sich auch ganz andere Konsenssituationen finden. Zu nennen sind hier beispielsweise Mehrheitskonsense, bei denen eine Mehrheit einer Problemlösung zustimmt. Denkbar ist auch, dass ein Konsens gegen die Position der Mehrheit erreicht wird, beispielsweise weil interne Hierarchien und die Macht einzelner Akteure der Macht der Mehrheit überwiegen. Diese Lösungen unterscheiden sich deutlich gegenüber der Einstimmigkeitsregel, bei der alle Teilnehmer das gleiche Gewicht haben und bei Verletzung ihrer Interessen in aller Regel ein Veto einlegen können (Krick, 2013). In diesem Fall bedeutet Konsens, dass innerhalb der Verhandlungsrunden keine aktive Gegenwehr gegen das

ausgearbeitete Ergebnis vorhanden ist. Für dieses Ausbleiben gibt es jedoch neben der Zustimmung zur Lösung auch zahlreiche andere Faktoren auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Zu nennen sind hier motivationale Gründe, wie Resignation, Verdrossenheit oder geringe Identifikation, aber auch externe Drucksituationen wie Zeit-, Handlungs- oder Konformitätsdruck und persönliche oder soziale Eigenschaften der beteiligten Akteure (Krick, 2013). Das gebündelte Wissen der Stakeholder muss im Falle eines Konsenses also nicht bedeuten, dass die Entscheidung tatsächlich von allen Stakeholdern getragen wird. Eine Entscheidung ist dann legitimiert, wenn eine generalisierte Bereitschaft besteht, eine noch unbestimmte Entscheidung innerhalb einer gewissen Toleranzgrenze hinzunehmen oder nicht aktiv gegen diese vorzugehen (Luhmann, 1983).

Die duale und hybride Rolle der Experten

Diese Verhandlungen stellen alle Experten vor eine neue Situation, da sie häufig eine „duale Rolle“ einnehmen. Sie sind einerseits geladene Experten in einem Hybriden Forum und sollen ihr Spezialwissen möglichst neutral zur Verfügung stellen; andererseits sind sie jedoch auch Stakeholder, die Relevanzen ihrer organisationalen Identität (sei es disziplinar, national oder beides) vertreten. Weil die Übergänge zwischen diesen Rollen in der Regel nicht trennscharf sind, können sich die Entscheidungsbereiche überschneiden und einen Interrollenkonflikt generieren, unter dem die Expertise oder der Expertisebereich leiden kann (Chatterjee & Sankaran, 2015; Krick, 2013, 2014; Marzano et al., 2006). Die Experten müssen hier immer wieder unterschiedliche Dissonanzen und Distanzen, beispielsweise kognitiver oder kultureller Art überwinden, um die unterschiedlichen Perspektiven der Akteure zu reflektieren und ggf. für die eigene Problemhaltung zu adaptieren (Hölscher & Suchanek, 2011; Kahlert, 2011; Renn & Klinke, 2015; Steelman et al., 2015; Theandersson & Rolandsson, 2013; van Rijnsoever & Hessels, 2011).

Die Experten werden in dieser Situation zu „*horizontal translators*“, welche im Prozess der Wissensproduktion die Standpunkte anderer in ihre disziplinäre Relevanzwelt und ihren Standpunkt wiederum für die unterschiedlichen Stakeholder übersetzen müssen (Popa et al., 2015; Rosenmann et al.). Im transnationalen Rahmen gestaltet sich die Rolle noch komplizierter. Hier sind die Repräsentanten zugleich „*horizontal translators*“ und „*knowledge translators*“ bzw. „*vertical translators*“. Denn sie müssen zusätzlich auch zwischen den unterschiedlichen Politikebenen (supranational und national) übersetzen (Popa et al., 2015; Rosenmann et al.). Für diese Rolle zeigen Studien, dass die Aktivitäten der nationalen Repräsentanten auf internationaler Ebene zumeist durch die nationalen Relevanzwelten und

Identitäten geprägt sind, denn häufig vertreten sie diese auch automatisch im internationalen Kontext (Büttner & Mau, 2014; Mégie, 2014; Moschitz & Home, 2014; Rosenmann et al., in Press; Rossberger & Krause, 2014).³⁷ Exemplarisch kommt beispielsweise eine Studie von Radaelli und O'Connor zu dem Ergebnis, dass ein Großteil der Experten aus einer Position eines „*Repräsentanten ihres Heimatlandes*“ handelt. Sie agieren also nicht aus der neutralen Perspektive eines „*Repräsentanten des europäischen Volkes*“ oder des „*Experten auf einem speziellen Gebiet*“ (Radaelli & O'Connor, 2009).

Nowotny et al. vergleichen diese duale Rolle der Experten im Hybriden Forum mit der Situation eines Emigranten, welcher mehrfach zwischen den Perspektiven von Ankunfts- und Heimatland wechseln bzw. übersetzen muss. Er nimmt also eine hybride Identität an, die zugleich neues Wissen aufnimmt und Anknüpfungspunkte an vorhandenes Wissen sucht, aber auch bestrebt ist, alte disziplinäre Loyalitäten und Traditionen zu erhalten (Blomgren & Waks, 2015; Nowotny et al., 2001).

In dieser dualen Rolle besteht immer die Gefahr, dass die Kommunikation zwischen den Akteuren fehlschlägt oder dass sie ihr Wissen inadäquat repräsentieren, wenn sie versuchen, in diesem heterogenen Diskurs gegebene Distanzen zu überwinden.

„A romantic notion of ‘integration’ is contested, however, by the lived challenges of translating across boundaries, in which knowledge brokers struggle to represent their knowledge without oversimplifying, and listener scare at risk of taking up elements of a discourse with partial understanding“ (Lingard et al., 2007, S. 506).

Denkbar ist also beispielsweise, dass sie das eigene Wissen unterkomplex für die anderen Akteure übersetzen oder Elemente anderer Wissensformen oder -kulturen übernehmen, für die sie nur ein partielles Verständnis besitzen, was wiederum das Fundament der eigenen Argumentation angreifen kann (Lingard et al., 2007). Auch findet sich nicht immer ein Scharnier, welches die divergierenden Wertorientierungen und Relevanzwelten verbindet. Dann mündet die Wissensproduktion in der Regel in Konflikten, geringer sozialer Kohäsion, Prozessen wechselseitiger Abhängigkeit bzw. Beeinflussung oder einer Konkurrenz um Macht und Ressourcen (Buche et al., 2013; Nowotny et al., 2001; Tajfel & Turner, 1979, 2004).

³⁷ Vergleiche z. B. die „*social identity*“ Theory (Schwartz, 2004; Tajfel & Turner, 2004) oder die Arbeiten von Geert Hofstede, wie sein „*model of six dimensions of national cultures*“ (Hofstede, 2011).

3.4.3. Die Relevanz von Hierarchien für die Wissensproduktion

Im vorherigen Abschnitt wurde bereits beschrieben, dass formale und hierarchische Strukturen in der Gruppe von Relevanz für die Wissensproduktion sind. Sie bestimmen die einzelnen Rollen der Akteure im Hybriden Forum und inwiefern sie ihr Wissen in die Problemlösung einbringen können. Dies birgt die Gefahr, dass die einzelnen Teilnehmer die Konsens- oder Wissensproduktionsprozesse zu stark lenken oder steuern können, den Output filtern oder nur ausgewählte Akteure an den finalen Entscheidungsprozessen beteiligt sind. Goebel, Hill, Fincham und Lawhon (2010) empfehlen einen Führungsstil, der Raum dafür schafft, dass jeder Teilnehmer die Möglichkeit hat, intellektuell zu „wachsen“. Beispielsweise soll die Leitung der Gruppe die Teilnehmer möglichst unauffällig führen, ohne sie zu kontrollieren. Binder et al. (2015) sprechen davon, dass die Realisation eines „*co-leaderships*“ der beteiligten Akteure der Idealfall transdisziplinärer Kooperationen ist. Dieser geht zwar auch mit klar definierten Rollen und Verantwortlichkeiten einher, richtet diese jedoch an der gemeinsamen Definition der Ziele aus und akzeptiert, dass die einzelnen Teilnehmer auch unterschiedliche Bedürfnisse besitzen. Sind die Hierarchien in der Gruppe jedoch nicht gleichmäßig verteilt, so kann hieraus ein Ungleichgewicht im Prozess der Wissensproduktionen auf unterschiedlichen Ebenen entstehen, was sich vor allem negativ auf die Autonomie der Wissensproduktion auswirkt (Enria, 2015; Nowotny et al., 2001).

Verlust der Autonomie der Wissensproduktion

Die Autonomie der Wissensproduktion kann verloren gehen, wenn die Auftraggeber der Beratung beispielsweise über vorgegebene Fragestellungen oder eine gezielte Vergabe des Forschungsauftrages die beratende Institution in Richtung ihrer Ziele lenken und so die Wissensproduktion des Hybriden Forums rahmen (De Munck & Zimmermann, 2015; Popa et al., 2015; Star & Lampland, 2009).

Im ersten Fall wird die Produktion von Wissen dahingehend beeinflusst, dass die Auftraggeber die Wissensakteure formalisierten und institutionellen Vorgaben unterwerfen, welche die Wissensproduktion wie ein „*Käfig oder Kokon*“ eingrenzen (Nowotny et al., 2001, S. 219). Dies ist z. B. der Fall, wenn Auftraggeber implizit oder explizit bestimmten Theorien anhängen oder gewisse Vorstellungen, Interessen, Pfadabhängigkeiten o.ä. in den relevanten Entscheidungsbereichen haben.

„[O]ptions are restricted from the outset, problems are defined and issues are framed and only certain perspectives and sources of knowledge and information are deemed relevant.“ (Porteous, 2015, S. 2)

In diesem Falle kann es also passieren, dass sie ihre Position als Auftraggeber ausnutzen und Regeln, Methoden oder Untersuchungsziele und -bereiche vorgeben, welche strikt zu befolgen sind und dadurch die Wissensproduktion einschränken (De Munck & Zimmermann, 2015; Popa et al., 2015; Star & Lampland, 2009).

Im zweiten Fall resultiert der Verlust der Autonomie aus dem Wettbewerb der Wissensakteure und Wissenschaftler mit einer Vielzahl alternativer Beratungsinstitutionen und der daraus resultierenden Konkurrenz der Orientierungsrahmen. Sie konkurrieren um Beratungs- und Forschungsaufträge und die damit einhergehenden Finanzierungen auf nationaler und internationaler Ebene (Münch & Baier, 2012; Theanderson & Rolandsson, 2013). Dörre und Neis (2010) warnen beispielsweise vor einer *„kapitalistischen Landnahme der Universitäten, die einer neuen Wettbewerbslogik folgen müssen“* (S.150). Nowotny et al. (2001) sprechen von Wissenschaftlern oder Wissensproduzenten, welche versuchen, über eine ökonomische Rationalität und Verkaufstechnik Fördermittel zu generieren.

Diese erhöhte Konkurrenzsituation ermöglicht es den Entscheidungsakteuren, der Expertise den Zuschlag für einen Forschungsauftrag zu erteilen, die ihrer eigenen Problemperspektive am deutlichsten entspricht und repräsentiert sowie ihren Zielen, Vorstellungen und Programmen am meisten zustimmt (Böcher & Krott, 2011; Hitzler, 1994; Krick, 2014 ; Renn, 2015).

“No amount of evidence will have any impact unless it chimes with concerns and priorities of policy makers and politicians.”(Riddell, 2014, S. 11)

Die Wissensproduzenten müssen sich in beiden Fällen an den Vorstellungen, Interessen und Handlungsrestriktionen der Auftraggeber orientieren und ihre Aktionen und Ergebnisse immer in diesem Kontext reflektieren. Das kann in beiden Fällen dazu führen, dass die Autonomie³⁸ der Wissensproduktion untergraben wird, weil ggf. wichtige reflexive, dialogische Elemente und Kontextualisierungen in der Kooperation fehlen (Bader, 2014; Beck & Grande, 2010; Cefai et al., 2015; Dluhy & Swartz, 2006; Lau & Beck, 1989; Lorenz et al., 2015; Nyhlén & Lidén, 2013). Aus diesem Grund sollte in der Organisation der Gruppe

³⁸ Autonomie meint hier *de facto* die Unabhängigkeit im Rahmen des „Produktionsprozesses“ des Wissens, welches produziert wird, um eine rationale Entscheidung zu treffen. Eine durchgehende Kontrolle und Abhängigkeit von der Zustimmung der Auftraggeber ist im Wissensproduktionsprozess kontraproduktiv für das Endprodukt.

Formal sollte schon eine Abhängigkeit vom Auftraggeber zu finden sein, damit auch problemadäquate „workable solutions“ generiert werden (Verhoest, Peters, Bouckaert & Verschuere, 2004).

immer darauf geachtet werden, dass möglichst keine Partei oder kein Akteur den Prozess der Wissensgenerierung zu stark dominiert.

Denn eine der großen Gefahren solcher Ansätze besteht darin, dass die Ko-Produktionen, die diese Gruppen generieren, lediglich die Machtverhältnisse innerhalb des Wissensnetzwerkes reproduzieren (Dluhy & Swartz, 2006; Moschitz & Home, 2014) oder zu nachhaltigen Konflikten³⁹ führen, welche sich negativ auf den Output der Gruppe auswirken (Buche et al., 2013; Hardeman, Frenken, Nomaler & Ter Wal, 2014; Jahn et al., 2012).

„The central assumption [...] on collaborative networks and policy networks is that political outcomes are affected by a variety of state and non-state actors. Some of these actors are more powerful than others and can therefore have a considerable effect on decision making.“ (Ingold & Leifeld, 2014, S. 1).

Besonders kritische Stimmen nehmen auf genau solche Fälle Bezug. Sie fragen, inwiefern es noch unabhängige Sachverständige im Politikberatungsprozess geben kann, schreiben vom „neutralen Experten ...[, der] allenfalls eine zweckdienliche Fiktion“ ist (Murswieck, 1994, S. 104), von dem „Spannungsverhältnis zwischen Gefälligkeitsgutachten und unangenehmer Wahrheit“ (Weingart & Lentsch, 2008, S. 16), dem „Konflikt zwischen Wissen und Macht“⁴⁰ (Weingart, 2006, S. 36) oder kritisieren die Wissenschaft als eine „Bastelwissenschaft“, die sich durch einen eingeschränkten Wahrheitsbezug kennzeichnet (Lau & Böschen, 2003, S. 226). Im Bereich der Policy-Analysen entstehen Begriffe wie „policy-based-evidence-gathering“ (Sharman & Holmes, 2010, S. 310), „policy-based-evidence-making“ (Strassheim & Kettunen, 2014, S. 259) oder „cherry-picking of evidence“ (Pawson, 2007, S. 7).

Jedoch auch in weniger drastischen Fällen kann bei deutlichen Hierarchieunterschieden nicht von einer idealtypischen, transdisziplinären Synthese unterschiedlicher Akteursperspektiven gesprochen werden, die sich wechselseitig beeinflussen und von der jeder Akteur profitiert (Knodt & Hüttmann, 2012; Moschitz & Home, 2014; Pohl & Hirsch Hadorn, 2008).

³⁹ Siehe hierzu beispielsweise (Leonard & Levine, 2006; Tajfel, 1981; Tajfel & Turner, 2004).

⁴⁰ Während die Wissenschaft das Ziel verfolgt, sich der Wahrheit möglichst präzise und allumfassend anzunähern, ist die Politik häufig gezwungen, möglichst zeitnah eine bindende Entscheidung zu treffen und zugleich die Zustimmung der öffentlichen Meinung zu erlangen und dadurch ihre Machtstellung zu erhalten (Weingart, 2010; Weingart & Lentsch, 2008).

Hierarchieverteilungen in den Expertengruppen der Europäischen Kommission und deren Folgen für die Wissensproduktion

Mit einem Blick auf den Kontext der vorliegenden Arbeit sind vor allem die Hierarchiestrukturen von Expertengruppen der EU interessant. Formal sind die Expertengruppen zwar eine beratende Einheit, welche unter der Führung der Kommission Lösungen ausarbeiten soll. Faktisch besteht jedoch ihre mehrheitliche Aufgabe darin, die Kommission bei der Erstellung von legislativen Vorschlägen und Politikinitiativen zu beraten sowie diese zu legitimieren und im Verlauf zu verfolgen und zu bewerten (Field, 2013; Gornitzka & Sverdrup, 2008; Krick, 2014).

„Expert groups do not formally make decisions, but they feed the decision making with processes by giving expert advice, providing scientific knowledge, sharing practical experience and information“ (Gornitzka & Sverdrup, 2008).

Dies zeigt sich auch in der Hierarchiestruktur. Hier stellen Maggetti und Gilardi (2014) fest, dass die Europäische Kommission in der Hierarchie einer solchen Expertengruppe in der Regel eine Doppelfunktion ausfüllt. Sie agiert parallel als „*principal*“ und als „*partner*“. Als Prinzipal ergibt sich hieraus für die Kommission die Möglichkeit, die Prozesse, Aktionen sowie den Output der Gruppe aktiv zu lenken und sogar „*eine Gruppe von Akteuren [...] systematisch aus dem Entscheidungsfindungsprozess aus[zuschließen]*“ (Krick, 2013, S. 195).

Es ist also denkbar, dass der Austausch zwar zwischen allen relevanten Stakeholdern stattfindet, die finale Entscheidung aber unabhängig vom Austausch der Kooperationspartner des Hybriden Forums getroffen wird, wenn auch mit einem schwachen Konsens (Krick, 2013).

„Die Tatsache, dass Regionen und andere subnationale Akteure auf europäischer Ebene aktiv sind, bedeutet zudem nicht, dass sie auch einen konkreten und messbaren Einfluss auf die politischen Entscheidungsprozesse nehmen können“ (Knodt & Hüttmann, 2012, S. 196)

3.4.4. Die Relevanz von unterschiedlichen Arten von Kompetenzen für die Wissensproduktion

Ob und inwiefern die Akteure ihr Wissen überhaupt einbringen können, hängt neben den bereits erwähnten Hierarchiestrukturen auch von gruppenspezifischen und individuellen Faktoren ab. Diese werden in den nachfolgenden Abschnitten kurz beschrieben.

Die Ambivalenz der Diversität einer Gruppe

Dem Idealbild einer fruchtbaren Kooperation und eines wechselseitigen voneinander Profitierens auf der Gruppenebene stehen Gefahren und Faktoren gegenüber, die das Ergebnis negativ beeinflussen können (Lorenz et al., 2015).

Beispielsweise macht Bader (2001) darauf aufmerksam, dass je flexibler und unstabiler eine Organisation ist und je mehr unterschiedliche Felder und Relevanzwelten integriert werden, desto geringer wird theoretisch auch die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Lösung (S.29). Aus diesem Grund besteht bei der Zusammensetzung einer heterogenen Gruppe immer ein Trade-Off zwischen der Verschiedenartigkeit bzw. Vielfalt (*„Inklusion von unterschiedlichen Perspektiven“*) und einer produktiven Konvergenz der Akteure (*„Workability“*) (Bader, 2014, S. 428; Popa et al., 2015, S. 2).

Es ergeben sich einerseits Potenziale für Synergieeffekte, Innovationen oder Kreativität, andererseits kann dies aber auch mit Gefahren, Konflikten und Missverständnissen verbunden sein. Denn gerade bei hochkomplexen Prozessen können deutliche Unterschiede bezüglich kultureller Wertvorstellungen, Perspektiven oder Verfahrensweisen (bspw. wie man eine Diskussion führt) Hindernisse sein, welche die Wissensproduktion stagnieren lassen können (Inoue, 2014; Voss, Albert & Ferring, 2014). Während die Akteure beispielsweise häufig noch offen dafür sind, allgemein etablierte Forschungen und Praktiken zu hinterfragen bzw. zu überprüfen, so ist dies bezüglich Kritik an den eigenen, verinnerlichten Werten und Wissensformen seltener der Fall (Lompe, 2006; Popa et al., 2015).

Weiterhin erschweren hohe räumliche Distanzen zwischen den an u.U. weit entfernten Orten arbeitenden Akteuren in der Regel auch die gemeinsame Wissensproduktion sowie die Ausbildung einer gemeinsamen Gruppenidentität. Denn einerseits führen die Entfernungen häufig zu einer schwächeren Verbundenheit und Identifikation der einzelnen Akteure (Rosenlund et al., 2014; Seabrooke & Tsingou, 2015) und erschweren andererseits die reflexiven Lernprozesse, denn diese sind insbesondere im Rahmen von direkten face-to-face Interaktionen am produktivsten. Sie sind mit zunehmender geographischer Distanz immer

schwerer zu realisieren (Hardeman et al., 2014). Weiterhin haben auch die Regelmäßigkeit und Kontinuität von Meetings einen positiven Effekt auf Teams (Amabile et al., 2001; Jeong & Choi, 2014; Seabrooke & Tsingou, 2015).

Aus sozialpsychologischer Sicht wirken sich in diesem Zusammenhang u.U. auch Polarisierungsdynamiken und Gruppendenken verzerrend auf die Endergebnisse aus. Im Falle der Gruppenpolarisierung sind sowohl die Positionen der einzelnen Akteure als auch die Positionen der jeweiligen Gruppen nach einer Diskussion deutlich extremer als vorher. Ebenfalls kann durch einen hohen Erwartungs-, Konformitäts- bzw. Uniformitätsdruck eine Art Gruppendenken entstehen, welches partikulare Interessen nicht mehr toleriert (Kerr & Tindale, 2004; Krick, 2013; Renn, 2015, S. 27).

Individuelle Faktoren und Kompetenzen, die die Wissensproduktion beeinflussen

Auch individuelle Faktoren der Akteure können einen Einfluss darauf haben, ob und wie stark ein Akteur die Problemlösung beeinflusst. Hier spielen neben intellektuellen und fachlichen Kompetenzen vor allem auch weiche außerfachliche Kompetenzen eine Rolle (Hardeman et al., 2014).

Unter weichen Kompetenzen versteht man unterschiedliche kognitive, soziale und kommunikative Kompetenzen, welche die Grundvoraussetzungen für die Partizipation am Diskurs der Gruppe sind. Einerseits sind Empathie, Flexibilität, Offenheit und die generelle Fähigkeit, ein Projekt zu managen die Grundvoraussetzungen, um die Wissensinputs der anderen Experten zu verarbeiten, zu reflektieren und zu verstehen. Andererseits aber benötigen die Experten Charisma, Extrovertiertheit, Anpassungsfähigkeit und Durchsetzungsvermögen, um ihre Positionen und Relevanzen als eigenen Wissensinput in die Verhandlungen einzubringen (Hardeman et al., 2014; Krick, 2013, 2014; Lingard et al., 2007; Mégie, 2014; Rietig, 2014).

Ist auf internationaler Ebene keine Simultanübersetzung gegeben, so sind zudem Sprachkompetenzen (zumeist Englisch) eine notwendige Voraussetzung, um den Diskussionen zu folgen und aktiv am Austausch zu partizipieren. Sie beeinflussen, inwiefern ein Experte sich einbringen kann und den Input der anderen Akteure versteht (Jeong & Choi, 2014; Voss et al., 2014).

„Fluency in a particular language was the main reason for being appointed to certain positions ... Another resource, closely connected to issuing statements and making speeches, was decisive in the case of European co-operation: the chance for experts to publish texts on EU issues.“ (Mégie, 2014, S. 8).

3.4.5. Organisatorische Veränderungen und Einflüsse

Ein Hybrides Forum und die damit einhergehende Kooperation heterogener Akteure sind zumeist mit erhöhtem Aufwand verbunden. Neben zusätzlichen Aufwendungen in Form von Zeit und Geld sind diese vor allem mit einem organisatorischen Mehraufwand verbunden. Die organisierenden Instanzen sollten hier die Voraussetzungen dafür schaffen, dass aufseiten aller Akteure die Aufgaben und Ziele der Gruppe präsent sind und eine gewissenhafte Vorbereitung auf die Zusammentreffen im Rahmen der Meetings möglich ist. Denn nur dann bestehen beste Voraussetzungen für ein zielgerichtetes und präzises Arbeiten während der Meetings (Binder et al., 2015; Scholz, 2011; Scholz & Steiner, 2015a, 2015b).

Die Wichtigkeit einer Ziel- und Rollendefinition für die Gruppe

Wie bei jeder Teamarbeit ist es auch für ein Hybrides Forum besonders wichtig, dass Ziele exakt definiert werden und in dieser Definition auch präzise herausgearbeitet wird, wie die einzelnen Akteure von der Kooperation profitieren können. Scholz und Steiner (2015c) sprechen von einem „*double bind character*“ solcher Kooperationen. Zahlreiche, vor allem psychologische Studien, zeigen hier, dass es für die Teamarbeit zentral ist, ein kollektiv geteiltes mentales Modell der Gruppenziele, des Geltungsbereichs ihrer Aktivitäten und der einzelnen Rollen der Akteure zu generieren (Ellwart, Konradt & Rack, 2014; Scholz & Steiner, 2015b; Zajac, Gregory, Bedwell, Kramer & Salas, 2014). Dieses soll die Aktivitäten der Gruppe rahmen, die Kommunikation optimieren und dadurch der Gefahr einer Informationsüberflutung entgegenwirken (Baur, 2014; Burke, Stagl, Salas, Pierce & Kendall, 2006; Eppler & Mengis, 2004; Gervais et al., 2015; Ilgen, Hollenbeck, Johnson & Jundt, 2005; Wickson, Carew & Russell, 2006). Auch empfehlen Lawhon et al. (2010) den Austausch zwischen den unterschiedlichen Akteuren als wichtiges Ziel der Zusammenkunft herauszustellen und die Unterschiede in den Sichtweisen und Interessen der einzelnen Akteure explizit zu thematisieren. Denn daraus resultiere ein tieferes Verständnis der Einzelnen für die unterschiedlichen Rahmungen des Problems. Jedoch zeigte sich in der Praxis, dass all diese Aspekte häufig unterschätzt werden. Gründe hierfür seien unter anderem Zeitdruck oder die schlichte Unterschätzung des Wertes für die Produktivität der Gruppe.

Kontinuierlicher Informationsfluss

Auch die kontinuierliche Versorgung der Akteure mit aktuellen Informationen über das Projekt ist ein wichtiger Faktor für die Wissensproduktion. Dies sind zum einen die im vorherigen Kapitel angesprochenen Informationen über die Ziele und Rollen in der Gruppe. Zum anderen sind damit aber auch Maßnahmen gemeint, welche die Akteure mit Informationen und Materialien über den Kontext der Teilnahme an den Meetings und den Aufgaben während der Meetings informieren. Hier bietet es sich beispielsweise an, eine gemeinsame Grundlage an Readings zur Vorbereitung auf eine Zusammenkunft vorzubereiten, welche die Perspektiven der unterschiedlichen Disziplinen repräsentiert und in die relevanten Konzepte und Ziele einleitet. Denn eine gemeinsame Wissensgrundlage kann das Verständnis und den Austausch der unterschiedlichen Akteursperspektiven befördern, wenn nicht gar dazu führen, dass ein gemeinsames Verständnis und ein gemeinsam geteiltes mentales Modell gebildet wird (Lawhon et al., 2010; Scholz & Steiner, 2015a, 2015b). Ist dieses nicht vorhanden, besteht die Gefahr, dass aufgrund der unterschiedlichen Relevanzwelten während der Meetings zu allererst die Unterschiede zwischen den jeweiligen Relevanzen, Erfahrungen, Schwerpunkten und Praktiken der einzelnen Akteure und Länder geklärt werden müssen (Rosenlund et al., 2014).

3.4.6. Veränderung der Bewertungskriterien für die Qualität des Wissens als Outcome

Nicht nur die Anforderungen und Prozesse der Produktion sowie der Anwendungskontext des Wissens haben sich verändert, sondern damit einhergehend auch die Gültigkeitsansprüche und die Qualitätskriterien. Wissen muss nun nicht mehr nur im Labor gültig sein, sondern auch in der Anwendung in realen Kontexten.

Im traditionellen wissenschaftlichen Modus 1 der Wissensproduktion geschieht die Qualitätsbeurteilung im Normalfall innerhalb des wissenschaftlichen Kontextes. Die traditionelle Definition von reliablem Wissen bezieht sich hier auf das Einvernehmen im disziplinären oder subdisziplinären Kontext. Für den realen Anwendungskontext ist diese Konvention jedoch nur bedingt geeignet. Denn eine zentrale Schwäche der Definition betrifft die Zuverlässigkeit für die verbindliche Anwendung des Wissens im spezifischen realen Einzelfall. Denn das Wissen des Modus 1 besteht in der Regel auch nur zu einem Bruchteil aus einem wirklich eindeutigen Konsens, wenn es um seine praktische Anwendung geht. Häufig sind sich die wissenschaftlichen Disziplinen oder sogar die Forscher innerhalb einer

Disziplin nicht darin einig, wo sich in der praktischen Entscheidung Unsicherheiten ergeben können (Clark & Wallace, 2015; Nowotny et al., 2001; Ziman, 1991).

Da der neue Modus durch seine Öffnung für andere Akteure versucht eben genau diese Unsicherheit aus dem realen Entscheidungskontext zu eliminieren, setzt er auch bei der Qualitätsbewertung neue Kriterien und Maßstäbe an. Die Erkenntnis- und Wissenskontrolle durch wissenschaftliche Instanzen ist hier zumeist lediglich ein Teil eines gesamtgesellschaftlichen Lern- und Erprobungsprozesses (Böschen, 2003).

„In this process of negotiation, [...] empirical information is pooled not only by scientists but also by policy-makers and other stakeholders “ (Heink et al., 2015, S. 6).

Die Gültigkeitsansprüche des Wissens für die praktische Anwendung werden im neuen Modus dahingehend verändert, als sie durch reale Komponenten des spezifischen Anwendungskontextes ergänzt werden (Koier & Horlings, 2014; Nowotny et al., 2001). Hier spielen neben den wissenschaftlichen Kriterien, wie die adäquate Definition des Problembereiches oder die Umsetzung eines spezifisch geplanten Designs, Instruments oder Modells, beispielsweise auch die Passung mit den Bedürfnissen und Zielen des Anwenders und der Konsens aller Beteiligten eine wichtige Rolle (Gervais et al., 2015).

“A collaborative process is seen as a key ingredient in developing instruments whose inferences will be both scientifically valid and, consequently, appropriate to the [...] context”(S.5)

Daraus resultiert im Umkehrschluss, dass die Wissensgrundlage eines Hybriden Forums dann reliabel ist, wenn sie als Lösungsansatz im sozialen Kontext des kollaborativen Wissensnetzwerkes auf Zustimmung trifft und es realistisch ist, diese Lösung in den sozialen Problemkontext zu integrieren und dort in der Entscheidung anzuwenden (Nowotny et al., 2001).

„The most reliable route to defensible and implementable solutions is through the pathways of deliberative democracy, explicitly engaging a multiplicity of communities on terms that make sense to them.” (Holden, 2009, S. 445).

Erfüllt das Wissen diese Bedingungen, so bezeichnet man es als „*case specific knowledge*“ (Pohl & Hirsch Hadorn, 2008, S. 119), „*socially robust knowledge*“ (Nowotny et al., 2001) oder „*socially robust orientation*“ (Scholz & Steiner, 2015a). Das Besondere an dieser sozial robusten Wissensform ist nach Krick (2013), dass sie eine „*dreifache Autorität*“ ausstrahlt (S.27). Sie basiert durch die Einbindung von Experten auf „*Sachverstand*“, repräsentiert durch die Einbindung von Stakeholdern „*gesellschaftliche Interessen*“ und bündelt beides in einem „*ausgehandelten Konsens*“.

Aus diesem Grund argumentieren Nowotny et al., dass die Bedingungen, um einen Konsens heterogener Relevanzwelten zu erreichen, in einem Hybriden Forum noch herausfordernder und schwerer sind als im homogenen Kontext der wissenschaftlichen Wissensproduktion. Sie sehen deshalb auch keinen Anlass dafür, dass der Wert oder die Wichtigkeit eines erzielten Konsenses im neuen Modus abnehmen sollte.

„It is not clear, why the importance of consensuality should be less within such diverse group, despite the (apparently) greater difficulties in communicating and reaching a consensus.“ (Nowotny et al., 2001, S. 175).

Man kann also zwar aus der Perspektive der traditionellen Wissenschaften argumentieren, dass die Kriterien der universellen Wahrheitsorientierung bei heutigen Expertisen deutlich schwächer sind, weil diese nicht mehr dem Motiv einer allgemeinen Gültigkeit des Wissens folgen (Krohn, 2003). Jedoch sollte man bedenken, dass diese Form des Wissens dies auch gar nicht anstrebt. Vielmehr haben sich die Anforderungen an das Wissen geändert und zwar dahingehend, dass der Sicherheitsanspruch für die Entscheider immer stärker in den Vordergrund rückt (Weingart, 2010).⁴¹ Das zentrale Anliegen besteht also darin, eine möglichst schnelle und vor allem passgenaue Lösung einer lokalen, situationsspezifischen Problemwahrnehmung mit zeitlich eingeschränkter Geltung zu finden (Jung et al., 2014; Krohn, 2003). Weiterhin ist es in vielen Anwendungsbereichen ein wichtiges Merkmal des Wissens, dass es flexibel ist, um auf Veränderungen in seinen Kontexten zu reagieren. Dies ergibt sich indirekt aus der Situationsspezifität der Anwendung, denn mit der Entscheidung oder Handlung verändert sich in der Regel die Anwendungssituation. Hier ist es dann wichtig, dass die Wissensbasis flexibel genug ist, diese Veränderung wahrzunehmen und zu dokumentieren. Zugleich muss die Wissensbasis aber auch Ansatzpunkte bzw. Potenziale für adaptive Erweiterungen oder Präzisierungen bieten, wenn eine veränderte Situation dies gebietet (Gervais et al., 2015).

⁴¹ Solche Implikationen beschränken sich in der Regel nicht nur auf die Anwendung, sondern umfassen auch nicht intendierte Folgen der Wissensproduktion und versuchen, auch hierfür Szenarien zu integrieren. (Nowotny et al., 2001).

3.5. Die Bündelung multipler Relevanzwelten im Hybriden Forum zur Produktion von spezifischem Wissen für die praktische Anwendung im realen Kontext

Um diesem Anliegen zu entsprechen, werden möglichst viele Akteure am Reflexionsprozess beteiligt. So sollen idealerweise alle externen Faktoren integriert werden und dadurch eine möglichst breite Folgenabschätzung gewährleistet werden. So kann das Entscheidungsrisiko gestreut und auf die Schultern verschiedener Interessensakteure verteilt werden. Zusätzlich zur Streuung des Entscheidungsrisikos wird bei dieser Strategie auch durch das Reflektieren möglichst vieler Risiken versucht die Ungewissheiten der Entscheidungssituation zu minimieren.

"Theory provides practice with new concepts and theories, and practice presents theory with unexpected facts." (Roll-Hansen, 2009, S. 20).

Die Kombination beider Perspektiven zielt darauf ab, dass man eine möglichst hohe Passung von kalkulativer Planung und tatsächlichem Ergebnis in der Anwendung realisiert, die zugleich durch den Konsens von Experten aus unterschiedlichen Disziplinen legitimiert ist. Hier gilt, dass die Expertise in der Regel umso passgenauer und wertvoller ist, je spezifischer und detaillierter die Problemstellung ausgearbeitet war (Nowotny et al., 2001; Renn & Klinke, 2015).

Diese neue Form der Wissensgenerierung hat also nicht den Anspruch, den Status oder die Validität des Wissens zu reduzieren, sondern möchte beides vielmehr erhöhen und ein Wissen generieren, welches sowohl im wissenschaftlichen als auch im gesellschaftlichen Sinne robust ist (Nowotny et al., 2001).

"Most importantly, local actors care for their case, and not for any general knowledge. They force researchers to be as specific as possible [...] local experts and practitioners fill in with their experience based knowledge. Negotiating the acceptability of the research strategy with local authorities, concerned people, and lobbyists of organized interests, compels the experts to be as explicit as possible about potential risks and uncertainties." (Krohn, 2008, S. 372).

Ziel ist es also, eine Forschung zu betreiben, welche die Realität beschreibt und erklärt sowie die Entscheider (beispielsweise aus der Politik) bei evidenzbasierten Maßnahmen durch Wissen – häufig sogar in Form von präzisen Handlungsempfehlungen – unterstützt (Goeze, 2011; Weingart, 2011). Die eingangs erwähnte luhmannsche „axiomatische Differenz“ von Produktion und Anwendung von Wissen ist hier in der Regel also kaum noch vorhanden. (Nowotny et al., 2001).

Mode 2 shortens „drastically the link between knowledge and action, between expert advice and putting policy into practice“ (Nowotny et al., 2001, S. 116).

Zusammenfassend hat also kein Paradigmenwechsel von „Wissenschaft zu Nicht-Wissenschaft“ oder von „allgemeiner Objektivität zu lokaler Objektivität“ stattgefunden. Der neue Modus der Wissensproduktion ist vielmehr ein Anpassungsprozess an die immer komplexeren Strukturen der modernen Gesellschaften (Nowotny et al., 2001). Dieser Anpassungsprozess zu „*shared and co-produced knowledge*“ (Theandersson & Rolandsson, 2013, S. 2) verändert zwar die Vorgehensweisen der einzelnen Disziplinen, dennoch bewahren diese ihre Identitäten (Bergold & Thomas, 2010; Galison, 2004). Der neue Modus soll über die Verhandlungen einerseits Wissenslücken schließen und andererseits die Reichweite und Nutzung des Wissen erhöhen (Gervais et al., 2015; van Kammen et al., 2006).

4. Soziale Indikatoren und Sozialberichterstattung als Entscheidungsbasis politischer Steuerung

In den vorangehenden Kapiteln wurde erläutert, dass etwa seit Beginn der 1960er Jahre eine steigende Nachfrage nach Kalkulationen, Wissen und Verantwortlichkeit bei Handlungen sowie nach Transparenz und Effizienz von Prozessen und Outputs zu verzeichnen ist. Ein zentrales Motiv für diese Nachfrage ist das Bedürfnis, Sozialen Wandel zu planen und zu steuern. Sozialstatistische Kennzahlen eignen sich für eine solche Planung und Steuerung. Indem man die Vielfalt sozialer Strukturen und Prozesse im Handlungs- oder Entscheidungsraum auf einzelne Kennzahlen reduziert, gewinnt man eine zusammenfassende Beschreibung des Handlungsszenarios (Noll, 2003; Noll, 2004; Zapf, 1976, 1994, 2000). Sie sind also ein Kommunikationsmedium von Wissen,⁴² welches dabei helfen kann, komplizierte Sachverhalte greifbar zu machen, um dann in geeignetem Maße auf diese zu reagieren (z. B. die Messung globaler Erwärmung) (von Auer, 2007). Eine Messung – z. B. Messungen im Rahmen von „*evidence-based-decision-making*“- oder „*evidence-based-policy-making*“-Kontexten (Niemeijer, 2002; Noll, 1999; Sanderson, 2002) – kann als Grundlage des Handelns bzw. als Grundlage einer Entscheidung verwendet werden (Abels, 1993; Desrosières, 2002; Rössel, 2009; Schmidt, 2015; Zapf, 1978),.

Aus diesem Grund wird in der „*Quantifying Society*“ (Porter, 2006, S. 1274) eine große Anzahl empirischer Messungen und Forschungen durchgeführt, die in einem Handlungs- oder Entscheidungsprozess reflektiert und so zu kollektiven Repräsentationen der gesellschaftlichen Sozialstruktur werden. Hier symbolisieren die Zahlen bzw. ihre Ausprägungen die Gesellschaft und ihre Struktur. In solchen Anwendungsfällen spricht man von „Sozialen Indikatoren“, denn diese beschäftigen sich damit, Theorien über die Realität und über Beobachtungen gegenüberzustellen und dadurch die Theorien empirisch zu fundieren (Baur & Wagner, 2013; Knoblauch, 2014; Lamont, 2012; Le Roy, Offredi & Ottaviani, 2015). Messungen dienen dann zumeist als erster Schritt einer kalkulativen Rekonstruktion und Reflexion eines sozialen Phänomens oder als Begründungsbasis bzw. Leistungsindikator für Handlungen und Entscheidungen (Davis, Fisher, Kingsbury & Merry, 2012; Davis, Kingsbury & Merry, 2012; Desrosières, 2002; Espeland & Sauder, 2007; Heintz, 2012; Højlund, 2014; von Auer, 2007).

⁴² Vergleiche hierzu die Ausführungen in Abschnitt 2.1.1

Eine besondere Eigenschaft solcher Quantifizierungen sozialer Phänomene ist, dass diese zumeist als neutrale, nicht wertende und vor allem präzise Information wahrgenommen werden (Desrosières, 2002; Porter, 2006), was dazu führt, dass auch Entscheidungen und Entscheidungsprozesse auf Basis von quantitativen Indikatoren unparteiisch, effizient, transparent, wissenschaftlich fundiert und dadurch objektiv bzw. legitim wirken (Bjørnholt & Larsen, 2014; Davis, Kingsbury, et al., 2012; Desrosières, 2002; Porter, 1996). Zudem werden die Unsicherheiten, die mit dem Wissen auf Basis von Indikatoren verbunden sind, in der Regel nicht in die politischen Interpretationen aufgenommen. Dort interessiert lediglich die quantifizierte Ausprägung des Indikators. Seine Entstehung und seine Wissensbasis bleiben in der Anwendung in vielen Fällen unhinterfragt (Alastalo & Pösö, 2014; Tilbury, 2004).⁴³

Dies ist sicherlich ein Grund, warum die Politik gerne auf solche Quantifizierungen zurückgreift, um ihre eigenen Belange und Positionen im Kampf um Interessen und Relevanzen zu stärken (Bjørnholt & Larsen, 2014). Denn solche Zahlen und Fakten sind eine traditionell anerkannte Möglichkeit, substantiell in soziale Ordnungen einzugreifen und den sozialen Wandel zu beeinflussen (Mennicken & Vollmer, 2007; Vormbusch, 2012).

Diese Vorgehensweise, eine Entscheidung anhand von sozialen Kennzahlen zu treffen oder zu bewerten, erinnert sehr stark an eine in der Ökonomie verbreitete Logik. Der Bereich eines betrieblichen Accountings *„umfasst all jene Aktivitäten der Identifizierung, Sammlung, Ordnung, Aufzeichnung, Auswertung und Kommunikation von Daten, die für die Koordination, Steuerung und Kontrolle (ökonomischer) Aktivitäten benötigt werden“* (Vormbusch, 2004, S. 33).

Soziale Indikatoren können vor diesem Hintergrund in Bezug auf die Gesellschaft und ihre Wandlungsprozesse als das interpretiert werden, was das Accounting für ein Unternehmen und die Wandlungsprozesse darstellt. Die Kennzahlen haben hier eben nicht nur einen abbildenden, sondern auch einen performativen Charakter. Sie bringen beispielsweise im einfachsten Fall Kategorisierungen hervor (Jugendliche, Ausländer, Frauen, etc.) und sie dienen als Basis von Entscheidungen, die ggf. die sozialen Strukturen der Gesellschaft verändern (Espeland & Stevens, 1998; Rössel, 2009; Vormbusch, 2004).

⁴³ Diese Aussage gilt natürlich nicht für verschiedene Bereiche der Wissenschaft, zu deren traditionellen Pflichten es gehört, Kritik an der amtlichen Datenproduktion und der Datenverwendung zu üben (Zapf, 1976, S. 166).

4.1. Quantifizierungen als ein zentrales Begründungsmoment von Entscheidungen

Doch warum belegen Entscheider ihre Argumente gerne anhand von statistischen Kennzahlen und sozialen Indikatoren? Mit Zahlen können institutionell abgesicherte (Erfolgs-)Parameter für gesellschaftliche Prozesse gut definiert werden (Vormbusch, 2004). Eine Entscheidung wird auf Basis eines gewonnenen Informationspools getroffen und im Anschluss durch die Veränderung der Ausprägung der Indikatoren evaluiert (Porter, 2006). Dies hat zur Folge, dass Zahlen – genauso wie Sprache oder Bilder – ein Instrument zur „*Welterzeugung*“ sind (Heintz, 2012, S. 7).

Soziale Indikatoren haben einen „*Doppelcharakter*“, weil sie einerseits Entitäten erschaffen, die es ermöglichen, die Realität zu beschreiben und zu begründen und andererseits auch die Wirklichkeit beeinflussen bzw. herstellen (Esposito, 2007; Heintz, 2012). Vollmer (2003) beschreibt mit Bezug auf Baudrillard, Foss, Patton und Beitchman (1983), dass die Sozialen Indikatoren eine Art „*Hyperrealität*“ der Kennzahlen schaffen, die als Substitut für die Realität dient und diese anhand von festgelegten Kriterien nachstellt. Dieses Substitut ist dann zumindest bis zu einem gewissen Grad selbstreferentiell (Rosenmann et al., in Press; Vollmer, 2003). In einer Argumentation bietet diese Form der Kennzahlen unterschiedliche Vorteile auf praktischer und auf argumentativer Ebene, die in den folgenden Abschnitten näher erläutert werden.

4.1.1. Praktische Vorteile von Zahlen in der Argumentation

Zahlen haben im alltäglichen und praktischen Gebrauch viele Vorteile, vor allem weil sie ein komplexes Phänomen zumeist vereinfacht, im Idealfall durch die Ausprägung einer einzigen Zahl, darstellen können. Weiterhin können sie relativ unproblematisch, mit einem geringeren Risiko von Missverständnissen, zwischen unterschiedlichen Kontexten kommuniziert werden (Espeland & Stevens, 2008; Heintz, 2007, 2010, 2012; Porter, 1996, 2006).

Die Übersichtlichkeit und Einfachheit von Sozialen Indikatoren und numerischen Informationen

Die Informationen, die durch Soziale Indikatoren repräsentiert werden, sind i. d. R. übersichtlich und in aufgearbeiteter Form schnell und leicht, ohne spezielle Trainings oder Workshops und ohne Spezialwissen (zumindest transitiv) zu interpretieren und zu kommunizieren. Die Argumente für oder gegen eine Entscheidung werden nachvollziehbar und ermöglichen gegebenenfalls einen Konsens oder eine Reflexion und Verteidigung der Entscheidung auf Basis des zum Zeitpunkt der Entscheidung vorhandenen Wissens (Desrosières, 2002; Porter, 2006; Vormbusch, 2004, 2007).

“Numbers are the quintessential form of information, which [...] means knowledge flattened and simplified“ (Porter, 2006, S. 1279).

Weiterhin bieten Zahlen die Möglichkeit, Informationen über längere Distanzen zu transportieren und transkulturell bzw. transkontextuell zu vergleichen (Carruthers & Espeland, 1991; Heintz, 2007, 2010; Heintz & Huber, 2001; Porter, 1996, 2006; Vormbusch, 2012).

„Indem Statistiken heterogene und weltweit verstreute Ereignisse auf einige wenige Vergleichsdimensionen reduzieren, erzeugen sie einen Vergleichszusammenhang, der unter Umständen globale Reichweite hat“ (Heintz, 2012, S. 7).

Aus diesem Grund kommt Porter (2006) zu dem Schluss, dass Zahlen eine „*technology of distance*“ (S.1282) darstellen.

Visualität von Zahlen

Zahlenmäßige Repräsentationen sozialer Phänomene sind kein identisches Abbild der Realität, sondern eher Werkzeuge, welche unter pragmatischen Gesichtspunkten helfen, eine Orientierung zu verschaffen und anschließende Handlungen zu vereinfachen (Desrosières, 2002; Vormbusch, 2012). Diese unvollständige Abbildung und Kommensuration der Realität kann in Entscheidungssituationen ggf. ein Problem sein, weil sie zu unkalkulierten und unintendierten Folgen führen kann.

Im Rahmen einer Argumentation kann dies jedoch sogar ein Vorteil sein. Denn Zahlen werden in der Regel über anschauliche Tabellen oder Grafiken visualisiert. Visualisieren bedeutet hier, dass sie den Blick eines Rezipienten lenken, dirigieren und disziplinieren (Heintz, 2012). Sie sind also eine nahezu ideale Wissens- und Argumentationsform, um Entscheidungen zu begründen und zu legitimieren. Vormbusch geht sogar so weit zu behaupten, dass

„[D]ie gesellschaftliche Macht der Zahlen zunehmend darin [besteht, ...] von einem Mittel zum Zweck [(im Sinne einer Argumentation)] zu einem Zweck aufzurücken, der jedes Mittel heiligt“ (Vormbusch, 2004).

Dies leitet zum nachfolgenden Abschnitt über, der sich mit der kommunikativen Eigenwirkung von Zahlen beschäftigt und beschreibt, warum Zahlen ein gutes Element der Substanzialisierung (vgl. hierzu Abschnitt 2.5 in Teil B) von Argumenten sind.

Die kommunikative Eigenmacht der Zahlen als Vorteil in der Argumentation

Zahlen besitzen jedoch nicht nur auf einer praktischen Ebene Vorteile, sondern auch auf argumentativer Ebene haben sie positive Eigenschaften. Im Gegensatz zu Wörtern, die häufig nicht identisch zu übersetzen oder kontextabhängig sind, lassen Zahlenausprägungen i. d. R. wenig Interpretationsspielraum zu und sind eindeutig (Heintz, 2012; Porter, 2006; Vormbusch, 2007).

Aus diesem Grund gilt Nachfolgendes über den Gebrauch von Zahlen in Argumenten auch für Soziale Indikatoren als potenzielle Entscheidungsbasis:

„Es ist nicht nur relevant, was mitgeteilt wird und in welchem Kontext dies geschieht, entscheidend ist auch, wie etwas mitgeteilt wird, ob sprachlich, numerisch, visuell oder nonverbal“ (Heintz, 2012, S. 10).

Der Gebrauch von Zahlen in der Argumentation weist zumeist mediale Eigenqualitäten auf, welche die Annahmewahrscheinlichkeiten von Kommunikationen und Handlungen erhöhen. Ähnlich wie Bilder sind Zahlen im Vergleich zur Sprache schwerer zu negieren. Hierfür benötigt man alternative Zahlen oder zumindest Wissen darüber, wie die zur Diskussion stehenden Zahlen entstanden sind. Eine Ablehnung dieser Art von Fakten ist somit voraussetzungsvoller (Heintz, 2007, 2010, 2012; Heintz & Huber, 2001).

Weiterhin beschreibt Opp (2012), dass es schwer sei, eine Zahl, die sich als anerkannter Fakt etabliert hat, in der öffentlichen Wahrnehmung zu revidieren; und das selbst bei erfolgreicher Falsifizierung, also der Erfüllung der o.g. Voraussetzungen zur Negierung des Wissens. Diese kommunikative Eigenwirkung, die fast automatisch Akzeptanz herstellt, beschreibt Heintz analog zur „*ikonischen Differenz*“ (beispielsweise in Boehm, 2007) als „*numerische Differenz*“ der Zahlen (2010, 2012).

4.1.2. Probleme bei der Arbeit mit Kennzahlen als Repräsentanten sozialer Phänomene

Jedoch besitzen Zahlen als Repräsentanten von realen sozialen Phänomenen nicht nur Vorteile. Auch wenn sie häufig eine hohe Präzision für sich in Anspruch nehmen, der sie teilweise gar nicht gerecht werden können, sollte man sich immer bewusst sein, dass mit einer Abbildung über Zahlen immer eine Standardisierung und Kommensuration einhergeht, dass also ein großer Teil der Diversität der Realität aus der Betrachtung ausgeschlossen wird (Desrosières, 2002; Porter, 2006; Star & Lampland, 2009; Vormbusch, 2012). Dies führt zu einer Urschärfe bzw. zu einer Unkenntnis, was die entscheidenden Akteure auch in die Irre führen kann (Freshwater, 2014; Riles, 2006; Strassheim & Kettunen, 2014; Wagner, 2015).

„[C]alculative renditions [...] are reducing [...] processes to only what is measurable, and so miss their significance“ (Toivanen & Suominen, 2014, S. 759).

In enger Verbindung dazu steht die Tatsache, dass selbst die beste Kalkulation – unabhängig davon, ob sie auf Sozialen Indikatoren oder anderen Evidenzquellen basiert – nicht dafür sorgen kann, dass die Entscheidungen unter vollständiger Sicherheit getroffen werden können. Neben der Komplexität

und dem nicht steuerbaren Teil des Sozialen Wandels (vgl. Abschnitt 1.3 in Teil B), ist auch die Geschwindigkeit, in der sich der Soziale Wandel vollzieht, ein Grund hierfür. Kalkulationen sind lediglich ein Mittel, um Unsicherheiten so gut wie möglich auszuschließen (Bradburn & Fuqua, 2010; Porter, 2006).

„Die Dinge entwickeln sich völlig unabhängig von allen Prognosen. Sosehr man sich auch müht, die Zukunft zu errechnen und der Zufälligkeit zu entziehen, man kann sich nie sicher sein, daß [sic!] die fiktiven Vorhersagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung tatsächlich eintreten werden“ (Esposito, 2007, S. 35).

In Bezug auf die Indikatoren resultiert hieraus, dass es schwer wird, geeignete bzw. bedeutsame Kennzahlen zu finden, welche die gesellschaftlichen Strukturen und Prozesse dauerhaft repräsentieren.

„what is of direct normative interest today may not be of so next year“ (Sheldon & Freeman, 1970, S. 98).

Aus der Komplexität der modernen Gesellschaft und der Tatsache, dass viele reale Phänomene nicht explizit präsent sind, entsteht weiterhin die Gefahr, dass zentrale Probleme oder Bereiche übersehen werden oder – umgekehrt – ihnen aufgrund der Kennzahlen zu viel Beachtung geschenkt wird.

Erstes kann daraus resultieren, dass in einem Bereich keine Indikatoren verfügbar sind oder diese Phänomene als nicht messbar bzw. quantifizierbar gelten (Vormbusch, 2004). Miller (2001) beschreibt dieses Szenario mit:

„What is counted usually counts“ (S.386)

Zweites kann der Fall sein, wenn eine Messzahl stark in den Fokus der Betrachtung rückt. Das kann zur Folge haben, dass die Entscheidungsakteure ihr Verhalten dahingehend abstimmen, um möglichst in der Performance dieser einen Messzahl gut abzuschneiden, statt die tatsächlichen Verhältnisse zu verbessern (Le Roy et al., 2015; Radermacher, 2005; Wesselink et al., 2014). Ein solches *„rank-seeking-behaviour“* (Høyland, Moene & Willumsen, 2012, S. 2) fördert eine Handlungsstrategie, die sich auf kurzfristige empirische Performance-Effekte konzentriert, statt auf langfristige und innovative Verbesserungen (Bjørnholt & Larsen, 2014).

4.2. Die Evolution in der Disziplin quantitativer Sozialberichterstattung

Die Sozialberichterstattung ist eine Institution, welche Wissen traditionell für unterschiedliche Anwendungskontexte produziert. Sie ist eine Antwort auf die hohe Nachfrage von Politik und öffentlichem Sektor nach besseren Informationen in ihren Verantwortungsbereichen (Espeland & Sauder, 2007). Sie dient der regelmäßigen empirischen Beobachtung, Erforschung und Bewertung

gesellschaftlicher Zieldimensionen (Zapf et al., 1987), indem sie versucht, die Theorien anhand von historischen Fakten, also „Fakten der Vergangenheit“ zu testen (von Auer, 2007). Indikatoren sind ein informatorischer Gehalt, welcher die strategische Unsicherheit der politischen Akteure verringert und die „Performance“ von politischen Entscheidungen nachhaltig beeinflusst (Cobb & Rixford, 1998; Desrosières, 2002; Vogel, 1997; Voigt, 2009).

“Unemployment, inflation growth, poverty, fertility: these objective phenomena, and statistics that measure them, support descriptions of economic situations, denunciations of social injustices, and justifications of political action.” (Desrosières, 2002, S. 1)

Der Beginn der Sozialberichterstattung auf Basis von quantitativen Indikatoren war in den USA ca. im 17. Jahrhundert zu verzeichnen. In Europa entwickelte sich die Disziplin erst deutlich später, kurz vor Beginn des 19. Jahrhunderts und mit dem Beginn der Industrialisierung. Die Sozialberichterstattung fokussierte nicht die ökonomischen Statistiken wie die traditionelle politische Arithmetik, sondern sie befasste sich intensiv mit den Sozial- und Bevölkerungsstatistiken (Heintz, 2012; Land, 1983; Noll, 1996). Heute, im 21. Jahrhundert, ist die Disziplin vielschichtig und komplex entwickelt.

„In the first decades of the 21th century, we still find ourselves in an era of governance by performance measurement“ (Bjørnholt & Larsen, 2014, S. 401).

Es gibt ein Nebeneinander unterschiedlicher Berichtssysteme, welche auf Indikatoren aus möglichst allen gesellschaftlichen Teilbereichen zurückgreifen, um Evidenz für Entscheidungen und Maßnahmen zu produzieren. Das folgende Kapitel befasst sich genauer mit der Entwicklung dieser Disziplin.

4.2.1. Die Anfänge der quantitativen Sozialberichterstattung und das „Social Indicator Movement“ in den USA

Als Startpunkt der quantitativen Sozialberichterstattung wird häufig der „United States Census of 1790“, also der erste durchgehende periodische Zensus in Amerika erwähnt (de Heer, 1999). Diese Volkszählung hat bis heute eine große Bedeutung für die USA. Die Bezeichnung *Sozialindikator* bzw. „*social indicator*“ wurde allerdings erst viel später, unter anderem durch die „American Academy of Arts and Sciences for National Aeronautics and Space Administration“ geprägt, welche die Konsequenzen des amerikanischen Weltraumprogramms evaluieren wollte (Land, 1983). Hier ist insbesondere ihr Mitglied Raymond Bauer zu nennen, der im Rahmen dieses Messprojektes vermutlich eines der ersten theoretisch begründeten Konzepte für ein Indikatorsystem entwickelte. Dieses Indikatorsystem sollte es ermöglichen, Sozialen Wandel – im Speziellen die Effekte der Automatisierung von Fabrikprozessen – auf die Ökonomie und die Gesellschaft abzubilden (Bauer, 1967; Noll, 1996). Solche Messprojekte waren jedoch keineswegs Einzelfälle. In den 1960ern wurden jährlich erscheinende Economic Reports erstellt, deren ökonometrische Modelle in den wirtschaftspolitischen Entscheidungen der USA berücksichtigt wurden (Innes & De Neufville, 1975; Land, 1983).

Aufgrund des großen Erfolges dieser ökonomischen Reports und ihrer Kennzahlen, wurden diese ab 1969 durch die Studie „Towards a Social Report“ um soziale Daten ergänzt (United States. Dept. of Health & Welfare, 1969), um ein damals diskutiertes Auseinanderdriften von ökonomischen und sozialen Bedingungen genauer zu beobachten (Noll, 1996).

„If the economy is up, why is America down?“ This question [...] demonstrates quite clearly, that looking at the economy and economic indicators only is not enough to get a comprehensive view of the state of a nation. We certainly need information on the economy, but we also need additional information on the social situation and social development as it is provided by social indicators” (Noll, 1996, S. 1).

Im Jahr 1969 tauchte zum ersten Mal der Begriff „*Social Indicator Movement*“ oder „Sozialindikatorbewegung“⁴⁴ auf (Ben-Arieh, 2008; Duncan, 1969), der eine Schule bezeichnet, die eine empirisch ausgerichtete Soziologie praktizierte. Die Vorgehensweisen und Methoden dieser Schule prägten die heute gängige Form der Sozialberichterstattung maßgeblich. Die Forscher dieser Gruppe versuchten, mithilfe von statistischen Kennzahlen den Stand und die Entwicklung der Lebensbedingungen einer ganzen Gesellschaft zu erfassen und entwickelten hierfür zahlreiche Konzepte und Indikatoren (beispielsweise Wohlfahrt, Lebensstandard, Gesundheit, Bildung und

⁴⁴ Eine Übersicht über die Vielzahl an Forschungsanstrengungen und anfänglichen Studien in diesen Bereichen gibt Wilcox in seiner bibliografischen Arbeit (Wilcox, 1973).

Kultur). Diese Indikatoren und Kennzahlen ermöglichen es, sozialen Wandel zumindest partiell zu messen und zu prognostizieren (Cobb & Rixford, 1998; Fuchs-Heinritz, 1994; Vogel, 1997).

“[T]he Statistical Society, with its motto, was also trying out a novel relationship of science to power, in which social science provided information and left it to legitimate authorities to draw conclusions and take action.”(Porter, 2006)

Es etablierten sich daraufhin regelmäßige Handbuchpublikationen und statistische Serien. Diese berichteten u.a. über soziale Trends in den USA (z. B. durch das US-Department of Commerce in den Jahren 1974, 1977). Ab 1980 gab es ergänzend dazu zahlreiche Spezial- und Sozialreporte auf nationaler und lokaler Ebene (Land, 1983). Weiterhin entstanden eine große Anzahl an Essays, welche sich mit dem sozialen Wandel bzw. mit den Veränderungen der amerikanischen Bevölkerungsstruktur auf Basis von sozialen Indikatoren befassten (Sheldon & Moore, 1968).

4.2.2. Die Anfänge der Sozialberichterstattung in Europa

In Europa ist die Entwicklung der Sozialberichterstattung und somit die Erhebung von Sozialindikatoren eng mit der Industrialisierung und den daraus resultierenden Phänomenen verbunden, wie z. B. Binnenmigration, Wachsen von Industriestädten und Veränderung der Wohnverhältnisse. Auch in Europa entwickelte sich daher ein starkes Informationsbedürfnis, beginnend in den englischen Industriestädten, wo sowohl objektive Indikatoren der sozialen Lage z. B. über Arbeits- und Wohnbedingungen, Ernährung und gesundheitliche Lage als auch erstmals subjektive Aspekte des Lebens, wie z.B. die religiöse Einstellung, erhoben wurden, (Porter, 2006).⁴⁵

In Deutschland wurden analog zum späteren Einsetzen der Industrialisierung auch die „sozialen Fragen“ erst später erkannt. Ähnlich wie in England war auch hier die Lage der Arbeiterschaft in den Industriestädten und die spezifische Wirtschaftsstruktur auf dem Land im Fokus dieser Erhebungen (Desrosières, 2002; Noll, 1996). Eine der populärsten Studien aus dieser Zeit ist die 1892 erschienene Untersuchung über „die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland“ an der Max Weber maßgeblich beteiligt war (Weber, 1892). Später, unterstützt durch die Evolution im Bereich der Computertechnologie (Langzeitdatenspeicherung, neue Rechen- und Analyseverfahren, die es beispielsweise ermöglichten, Zukunftsszenarien statistisch zu schätzen), wurde die Sozialberichterstattung auch in Deutschland eine etablierte Disziplin (Bohle, 1981; Kumm, 1975).

⁴⁵ Einen kurzen Überblick über die historischen Datenerhebungen bietet z. B. de Heer (de Heer, 1999).

4.3. Sozialberichterstattung heute: Ein fester Bestandteil von Politik und Gesellschaft

Bis tief in das 19. Jahrhundert hinein entstanden Bevölkerungsstatistiken und Soziale Indikatoren größtenteils aus sozialwissenschaftlichen Projekten bzw. Forschungen und waren lediglich eine deliberative Informationsinstanz für öffentliche und administrative Stellen. Ein spezifischer Diskurs zwischen den Akteuren fand hier in der Regel nicht statt (Porter, 2006; Weishaupt, 2007). Seit den 2000er Jahren ist jedoch ein stark ansteigendes Interesse der Politik an Wirkungsevaluationen und Informationen zu Steuerungsmöglichkeiten zu verzeichnen. Zum einen sollen die politisch getroffenen Entscheidungen fundiert und transparent gemacht werden und zugleich sollen ihre Wirkungen dokumentiert, Vergleiche mit anderen Kontexten ermöglicht und dadurch Lernprozesse angeregt werden (Davis, Kingsbury, et al., 2012; Hezri & Dovers, 2006; Peeters et al., 2014; Stockmann, 2006; Zeitlin, 2005). Bradburn und Fuqua (2010) bezeichnen diese Evaluationen daher als „*learning orientated*“ und zugleich „*outcome orientated*“.

„Die Regierungsstellen gaben Bestandsaufnahmen in Auftrag und Sozialforscher wurden feste Ratgeber“ (Scheuch, 2002, S. 56).

Die Sozialberichterstattung gehört heute zur demokratischen Infrastruktur und versorgt die Politik sowie die Gesellschaft mit Fakten und Informationen und liefert häufig den Zündstoff für öffentliche Diskussionen und Debatten. Sie ist ein fester Bestandteil der heutigen Wissensgesellschaften (Fricke, 2007; Høyland et al., 2012; Weishaupt, 2007).

„A glance at newspapers, political documents, or a search of the Internet shows that social indicators are the heart of the modern vocabulary, be it related to the quality of the health system, educational institutions, or welfare arrangements or connected to discourses of social exclusion or distributive justice.“ (Frønes, 2007, S. 5).

Zwar sind Zeitungsartikel zumeist eine einfach gehaltene – da an die allgemeine Öffentlichkeit adressierte – Form der Sozialberichterstattung, aber Soziale Indikatoren sind ein fester Bestandteil unserer Alltagswelt, wie an dem Zitat deutlich wird (Høyland et al., 2012). Nach Noll (1999) ist die Sozialberichterstattung als Anwendungsbereich der Sozialindikatorforschung mittlerweile ein institutionalisierter und routinierter Prozess der Politikberatung geworden (Noll, 1999).

4.3.1. Anforderungen und Leistung der Sozialberichterstattung

Die Anforderungen, die eine Sozialberichterstattung erfüllen soll sind heute vielfältig und komplex (Zapf, 1994, S. 921). Das bloße Erkennen von Gesetzmäßigkeiten reicht hier zumeist nicht mehr aus. Eine gesellschaftspolitisch einflussreiche Sozialberichterstattung bietet Informationen auf Abruf an und ermöglicht es, diese über konkrete Fragestellungen zu interpretieren (Wagner, 2002,

S. 411; Zapf, 1976). Sie bietet Wissen auf mikro- und vor allem makrosoziologischer Perspektive an und ermöglicht es den politischen Entscheidern, ihre Entscheidungen durch den Verweis auf (wissenschaftliche) Expertise absichern sowie innerparteilich und öffentlich legitimieren zu können (Eichhorst, 2006; Weingart). In der Regel gelingt dies auch in sehr übersichtlicher und kompakter Form anhand weniger Zahlen (De Neufville, 1975; Peeters et al., 2014).

„So, when scientifically-validated indicators are used within methodologies of risk assessment [...] they help publics and their governments over the divisive and emotionally-fraught processes of decision making in contentious situations.“ (Holden, 2009, S. 444).

Für die meisten politischen Entscheider in den modernen Gesellschaften sind sozialwissenschaftliche Daten *„ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden“* (Noelle-Neumann & Petersen, 2005, S. 625). Denn über diese ist es im Idealfall möglich, die Anpassungszeiten einer mit Wissen abgesicherten Entscheidung zu verkürzen (Noll, 1996; Radermacher, 2005; Zapf, 1976). Sie sind so etwas wie die *„Warnlämpchen“* und *„Stellschrauben“* des *„sozialdemokratischen Wachstumsmotors“* (Scheuch & Scheuch, 2003b, S. 293).

Im Rahmen der wissenschaftlichen Politikberatung erfüllen sozialwissenschaftliche Daten viele zentrale Aufgaben. Bohle (1981) fasst die Funktionen unter den Begriffen Identifizierungs-, Gewichtung-, Vergleichs-, Beobachtungs-, Antizipations- und Evaluationsfunktion zusammen. Sozialwissenschaftliche Daten ermöglichen es über eine Dauerbeobachtung die Variabilität und die Unterschiede einer Gesellschaft zu beschreiben und zu überwachen, Resultate von Maßnahmen und Interventionen zu beobachten und zu kontrollieren oder sich beim Setzen von Zielen oder Standards zu orientieren. Weiterhin führen sie dazu, dass die politischen Entscheidungsprozesse viel transparenter werden. Auf der einen Seite lässt sich mit ihnen der Entwicklungs- und Bewegungsraum, in dem sich die Entscheidungsentität verändern kann, kalkulieren und den Entscheidern ein Set an unterschiedlich fundierten Entscheidungsalternativen bzw. -szenarien liefern (siehe *„socially robust orientations“* in Abschnitt 3.4.6 von Teil B). Andererseits verbessern sie die Verantwortungs- und Rechenschaftslegung (bspw. durch eine bessere Informationslage) und ermöglichen es, die Auswahl der jeweiligen Alternative, also die tatsächliche Entscheidung, nachträglich zu reflektieren und zu bewerten (*„result-based-management“*, *„Folgenreflexion“*) (Anderson Moore, Brown & Scarupa, 2003; Davis, Kingsbury, et al., 2012; Heintz, 2010; Hezri & Dovers, 2006; Jacob, 2006; Vormbusch, 2012; Zapf, 1976).

Weiterhin bemerken Davis, Kingsbury, et al. (2012), dass Indikatoren genutzt werden, um Staaten/Regionen oder andere Aggregationsebenen miteinander zu vergleichen und z. B. in eine Rangfolge zu bringen. Es wird sehr deutlich, dass die moderne Sozialberichterstattung *„nicht nur*

Zahlen produzieren, sondern damit Einfluss auf die Gesellschaft [ausüben kann, ...] durch Aufklärung, das heißt durch Fakten in ihrem Kontrast zu Normen des Wünschenswerten“ (Wagner, 2002, S. 405).

4.3.2. Das Nebeneinander von Sozialberichterstattungen in der modernen Gesellschaft

Dies führte dazu, dass die Nachfrage nach und dadurch das Angebot an Sozialberichterstattungen im Laufe der Jahre immer höher wurde. Es entstand ein „Nebeneinander von Berichtssystemen“, welche die gesellschaftlichen Veränderungen beobachten und sich häufig wechselseitig ergänzen. Die nachfolgende Tabelle 1 soll einen groben Überblick über die gängigen Typen der Sozialberichterstattung geben und dadurch das Nebeneinander der Berichtssysteme illustrieren.

Tabelle 1 Typologie der Sozialberichterstattung

Ebenen	Berichterstattungstypen	Akteure
<ul style="list-style-type: none"> • Supranational • National • Regional, subnational • Lokal, kommunal 	<ul style="list-style-type: none"> • Umfassend, bereichsübergreifend <p>Speziell:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Einzelne Lebensbereiche • Teilpopulationen • Spezielle soziale Probleme (z. B. Armut, Arbeitslosigkeit) 	<p>Amtlich:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Statistische Ämter • Ministerien <p>Nichtamtlich:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Forschungsinstitute • Verbände

In Anlehnung an Noll (1997, S. 9)

Diese Typologie macht deutlich, dass die Berichterstattungen nach verschiedenen räumlichen Ebenen, Berichtstypen und den beteiligten Akteuren unterschieden werden können. Während die Unterscheidungen der Ebenen und Akteure relativ unstrittig und eindeutig sind, so ist eine eindeutige Zuordnung der Berichterstattungstypen häufig weniger einfach. Noll (1997) differenziert in seiner Typologie zwischen umfassenden bzw. lebensbereichsübergreifenden Berichten und speziellen Berichten, welche jeweils über unterschiedliche Sektoren informieren, beispielsweise:

- Berichte mit Fokus auf spezielle Lebensbedingungen oder Politikbereiche (z. B. Berufsbildungsbericht, Gesundheitsberichterstattung oder Arbeitsmarkt-Monitoring).
- Berichte, welche bestimmte gesellschaftliche (Personen-)Gruppen beobachten und beschreiben (Alte oder Jugend, Migranten, Obdachlose).
- Berichte, die sich mit speziellen sozialen Problemen der Gesellschaft befassen (Armut, Sozialhilfeempfänger, Menschen mit Handicap, Integration).

Hieraus wird deutlich, dass beispielsweise ein Jugendbericht ein Bericht ist, der über eine spezielle Teilpopulation (die Jugendlichen) informiert. Dieser kann jedoch zugleich als ein Bericht klassifiziert werden, der mehrere Themenbereiche umfasst, also ein allgemeiner umfassender Bericht oder als Themenbericht über einen spezifischen Bereich (z.B. Jugendarmut, Transition ins Erwachsenenalter). Die Kontexte der einzelnen Sozialberichte sind also vielfältig und die Übergänge zwischen den einzelnen Typen sind fließend und nicht immer eindeutig.

Gemeinsam ist allen Berichtstypen, dass die Auswahl und Aufbereitung der Informationen sowie der Detaillierungsgrad und der Berichterstattungskontext sich im Wesentlichen nach der Adressatengruppe des Sozialberichtes richten (Jacob, 2006). Hier sind z. B. die Wissenschaft, die Politik, die Medien, die Wirtschaft bzw. Praxis oder die Öffentlichkeit zu nennen (Ben-Arieh & Goerge, 2001). Diese Adressaten unterscheiden sich in der Regel stark bezüglich ihrer tatsächlichen Interessen und Motive, diese Indikatoren zu nutzen. Während die wissenschaftlichen Motive in der Regel klare Forschungs- und Erkenntnismotive sind, so können die Motive bei anderen Akteuren deutlich pragmatischer orientiert sein (Entscheidungsfindung, Kontrolle der Situation etc.).

“Strategies of statistical measurement, quantitative modeling, [...] have been shaped partly by these contexts of use.” (Porter, 2006).

Entscheidungen werden in der Regel nicht ausschließlich auf Basis von Wissen aus quantitativen Indikatoren getroffen und legitimiert. Jedoch sind diese zumindest ein beeinflussender Faktor. In den meisten Anwendungsfällen werden Indikatoren im Anschluss an eine ökonomische Abwägung von Vor- und Nachteilen als Begründungsbasis einer Argumentation gebraucht. Die potenziellen Nutzer reflektieren hier, inwiefern sich die Nutzung dieser Indikatoren lohnt und ob die Indikatoren auf Resonanz⁴⁶ treffen. Denkbar ist auch, dass Indikatoren als symbolische Entscheidungsbasis genutzt werden, beispielsweise um öffentlichen Erwartungen zu entsprechen (vergleiche hierzu Abschnitt 2.6 von Teil B) (Hezri & Dovers, 2006).

4.4. Transdisziplinäre und integrierte Gestalt der Sozialberichterstattung

Die im vorherigen Kapitel beschriebene Hybridisierung der Wissensproduktion kann man auch bei der Produktion von Sozialindikatoren beobachten (Lüders, 2007). Denn Sozialberichte sind „*an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis angesiedelt*“ (Krüger, Rauschenbach & Sander, 2007, S. 6), werden anwendungs- bzw. problemorientiert und aus diesem Grund im transdisziplinären bzw. je nach Adressatenkontext auch transnationalen Dialog von Akteuren mit unterschiedlichen Relevanzwelten erstellt (Wagner, 2002). Die Wissenschaft, als traditioneller Produzent von Sozialberichten, ist in einem solchen Hybriden Forum lediglich eine relevante Community unter vielen. In den meisten Fällen ist sie nicht einmal eine zentrale oder wichtige Instanz (Holden, 2009). Heutige „Berichterstattungsphilosophien“ sind offen, d. h. sie beziehen möglichst alle relevanten Akteure in die Konzeptionierung des Berichtes ein. Hier genügt es in der Regel nicht, einzelne Faktoren wie die Arbeit, das Sozialsystem oder die Migration abzubilden, sondern es ist zumeist wichtig, die Multikausalität des Problemzusammenhangs, also das Zusammenspiel von einzelnen Faktoren, herauszuarbeiten. Diese Multikausalität ist jedoch selten rein disziplinärer Natur und häufig situationsspezifisch (Mardorf, 2006). Der Bedeutungswandel der Sozialberichterstattung zu einer Disziplin, die Wissen produziert, welches in der Realität angewendet wird, beeinflusste auch ihre Methoden und Routinen (Hezri & Dovers, 2006).

⁴⁶ Hezri und Dovers (2006) beschreiben Resonanz wie folgt: „‘resonance’ connotes a situation where an indicator ‘strikes a chord’ with its intended audience”.

Beispielsweise beschreibt Holden (2009), dass heute bei einem Sozialbericht vier Community-Ebenen mit ganz unterschiedlichen Relevanzwelten von Bedeutung sind und die Erstellung von Sozialen Indikatoren beeinflussen.

1. Die Ebene der Politiker bzw. gewählter Offizieller
2. Die Ebene der professionellen Community
3. Die Ebene der engagierten Akteure bzw. der Öffentlichkeit (publics)
4. Die Ebene von regionalen und kulturellen Differenzen

Alle Communities verfügen über unterschiedliche Interessens- und Wissensformen sowie über unterschiedliche Relevanzwelten und Ansichten darüber, was die zentralen Informationen sind, die Indikatorsysteme enthalten sollten. Diese werden dann im Idealfall im Rahmen des Hybriden Forums mit dem Ziel der Konsensfindung demokratisch ausgehandelt und integriert (Holden, 2009).

“It is thus to construct modes of revelation of shared values and goals around the notion of well-being based on objective dialogue, public debate, and collective learning” (Le Roy et al., 2015).

Eine solche Strategie ermöglicht eine ganzheitliche ressortübergreifende Betrachtung der sozialen Phänomene, Probleme und Fragestellungen. Die Sozialberichte verlassen die „kontextlose Tunnelperspektive“, die häufig bei sub- oder monodisziplinären Betrachtungen vorzufinden war (Mardorf, 2006, S. 240) und öffnen den „(Zahlen-)Blick für alternative Gegenwarten und potenzielle Zukünfte“ (Vormbusch, 2012, S. 241). Wie bereits im vorherigen Kapitel detailliert beschrieben, liegen die Vorteile integrierter Strategien darin, dass sie zumeist als dauerhafte und nachhaltige Programme auf verschiedenen sozialen Ebenen konzipiert werden (Hermann, 2006). Die moderne Sozialberichterstattung findet also im Dialog heterogener Akteure im Rahmen eines Hybriden Forums statt. Wie auch bereits im vorangehenden Kapitel beschrieben, beeinflussen die einzelnen Rollen der Akteure und die damit einhergehende Hierarchiestruktur den Outcome der Gruppe nachhaltig. Während im Idealfall des Hybriden Forums alle Akteure auf einer gleichwertigen Hierarchieebene agieren, findet man in der Praxis zumeist unterschiedlich stark ausgeprägte Hierarchiedifferenzen und damit einhergehende Machtasymmetrien. Solche hierarchischen Strukturen lassen sich mehr oder minder stark ausgeprägt auch im Bereich der Sozialberichterstattung finden. Im Folgenden werden drei Idealtypen der politikberatenden Sozialberichterstattung charakterisiert, die sich insbesondere in den Rollenverteilungen der einzelnen Akteure unterscheiden.

4.4.1. Der Regierungsbericht:

Das primäre Ziel eines Regierungsberichtes ist eine gezielte Legitimationsbeschaffung im Sinne der eigenen Politikgestaltung. Das heißt, dass diese Strategie Informationen generieren möchte, anhand derer die eigene Machtposition mit einem möglichst geringen Risiko geschwächt wird (Lück-Filsinger, 2006; Lück-Filsinger, 2014). Der Bericht wird bei dieser Strategie ausschließlich durch Regierungsmitarbeiter erstellt und verantwortet. Die Informations- und Deutungshoheit liegt hier ausschließlich bei ausgewählten Akteuren der Politik. Diese Berichterstattungsstrategie ist für die Politik in dem Sinne von Vorteil, als sie die Ergebnisse und Informationen, die der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden, gut kontrollieren und beeinflussen kann. Auf legitimatorischer Ebene kann es jedoch passieren, dass das produzierte Wissen unter dem schwachen Konsensmodus und der Tatsache, dass die Wissensproduktion nur in einem internen Prozess stattfindet, leidet. Hieraus kann eine geringere externe Akzeptanz des Wissens resultieren. Das hier generierte Wissen ist nur schwach kontextualisiert, denn der Anwendungsbezug basiert auf politischen Imperativen (Krick, 2013, 2014; Lück-Filsinger, 2006; Lück-Filsinger, 2014; Nowotny et al., 2001).

4.4.2. Der Kommissionsbericht:

Im Rahmen eines Kommissionsberichtes wird der Bericht durch eine unabhängige Expertenkommission erstellt. Der Bericht ist i.d.R. eine unabhängige und eigenständige Expertiseform. Bei dieser Berichtsform ist die Zusammensetzung der Kommission, die Ausarbeitung inhaltlicher Vorgaben und die Ressourcenaufteilung prinzipiell Hauptaufgabe der Politik. Diese drei Ebenen sind auch diejenigen, die der Politik die Möglichkeit bieten, die Unabhängigkeit der Gruppenarbeiten zu beeinflussen (Lück-Filsinger, 2006; Lück-Filsinger, 2014).

Schafft die Politik jedoch die entsprechenden Voraussetzungen für eine qualifizierte unabhängige Berichterstattung, kann ein Kommissionsbericht eine fundierte, reflektierte und akzeptierte Wissensgrundlage sein (Nowotny et al., 2001). Hieraus ergibt sich ein deutlich höheres Legitimationspotenzial, weil ein solcher Bericht wie eine externe Leistungsüberprüfung oder Leistungsbilanz gesehen werden kann. Für die Politik ist eine solche Strategie jedoch auch mit einem Kontrollverlust und einem Verlust der Informationshoheit und den damit einhergehenden Risiken verbunden. Beispielsweise birgt diese Berichterstattungsstrategie die Gefahr, dass ein Wissen generiert wird, welches die bisherigen politischen Aktionen infrage stellt oder sogar diskreditiert (Krick, 2013, 2014; Lück-Filsinger, 2006; Lück-Filsinger, 2014).

4.4.3. Die Koproduktion:

Berichterstattungen sind heute zumeist eine Mischform aus Regierungs- und Kommissionsbericht. Solche Berichterstattungen sind zwar zumeist wissenschaftsbasiert (theoretisch, empirisch, methodologisch), jedoch sind häufig auch Experten aus anderen institutionellen Kontexten, z. B. politisch-administrative Akteure oder Vertreter der professionellen Praxisinstitutionen, an den Prozessen der Wissensproduktion aktiv beteiligt (Bitzan, 2014; Lück-Filsinger, 2014; Perrig-Chiello & Hutchison, 2014). Vor diesem Hintergrund sind in den hybriden Expertengruppen unterschiedliche, auch konkurrierende Deutungen von Sachverhalten des Gegenstandsbereichs zu erwarten. Die Konsequenzen sind Aushandlungsprozesse über gültiges und relevantes Wissen und das Neu-Arrangement von Deutungsmustern. Diese Vorgehensweise kann man, in Anlehnung an den von Nowotny et al. (2001) geprägten Begriff, als Modus 2 der Sozialberichterstattung bezeichnen.

4.4.4. Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Typen

Es wird deutlich, dass die in der Praxis angewandten Formen häufig nicht trennscharf einem dieser Idealtypen zugeordnet werden können. Aber schon allein die Existenz dieser Idealtypen und Mischformen der Berichterstattung stellt eine strategische Ressource der Politik im Sinne eines Reputationsgewinnes dar (vergleiche hierzu auch Abschnitt 2.6 von Teil B). Weiterhin ist allen Ansätzen gemein, dass Sie versuchen *„gesellschaftliche Phänomene im Medium des organisierten Zahlengebrauchs ... [zu] rekonstruieren“* (Vormbusch, 2007, S. 44).

Zentrale Unterscheidungskriterien hingegen sind die Machtstrukturen innerhalb der Gruppe und damit eng zusammenhängend die Verfahrensweise mit politikexternem Wissen (Krick, 2010, 2013, 2014). Machtstrukturen, Machtasymmetrien und Aushandlungsprozesse sind zentrale Untersuchungsvariablen bei Analysen von Gruppen, Gruppenarbeiten jeder Art (Bergold & Thomas, 2010). Sie beeinflussen den Prozess des gemeinsamen Lernens und des voneinander Profitierens nachhaltig (Jahn et al., 2012) und indirekt auch beispielweise die Verfahrensweise mit politikexternem Know-how, also die Aufnahme von Informationen aus politikexternen Gruppen. So zeigen Rydin, Holman, Hands und Sommer (2003) wie eine transdisziplinäre Indikatorerstellung nachhaltig durch die Leitungsfunktion der Politik beeinflusst werden kann und beeinflusst wird. Die Gründe und Motive hierfür liegen darin, dass mit einer Öffnung für externe Experten neben den Vorteilen (höhere Anschlussfähigkeit, größere soziale Robustheit der Ergebnisse, ggf. höhere

Anzahl an Entscheidungsalternativen) auch Nachteile verbunden sind (Risiko von Kontrollverlusten, Gefahr von Kritik an der bisherigen Strategie, Schwächung der eigenen Machtposition zugunsten externer Parteien) (Krick, 2013, 2014; Lück-Filsinger, 2006).

Die Aufgabe der Sozialberichterstattung ist heute vielseitiger als früher. Neben dem Hervorbringen von wissenschaftlichem Wissen und (alternativen) Deutungen soll sie auch einen Beitrag zur Politikgestaltung und zur (Weiter)-Entwicklung einer institutionellen und professionellen Praxis leisten. Hierfür ist die „*geordnete und selbstreflexive Koproduktion*“ (Lück-Filsinger, 2006, S. 266) nahezu die einzig geeignete Strategie. Denn sie ist die Voraussetzung für einen möglichst umfangreichen Zugang zu Daten, zu forscherscher Kompetenz von Wissenschaft und Praxis sowie zu einem großen Legitimationspotenzial (Lück-Filsinger, 2006). Jedoch sind die Aktivitäten der Berichterstatter dann häufig durch politisch-strategische Kalküle und Vorgaben gerahmt. Das kann dazu führen, dass alternative Deutungsmuster von der Politik im Vorfeld ausgeschlossen werden und nicht in den Diskurs der Berichterstattungsakteure gelangen oder dass die Indikatorentstehung nicht ausreichend hinterfragt wird oder die Indikatoren zweckrational statt theoriegeleitet und wertneutral eingesetzt werden (Holden, 2009; Krick, 2013, 2014; Lück-Filsinger, 2014). Eine „Marginalisierung des Berichts“ wäre eine mögliche und gefährliche Folge (Lück-Filsinger, 2006, S. 252).

5. Die methodologischen Grundlagen der Indikatorentwicklung: Wissenschaftliche Kriterien, Perspektiven und Vorgehensweisen

Wie im vorherigen Kapitel angedeutet, gibt es in der Sozialberichterstattung eine lange Forschungstradition, aus der sich ein Nebeneinander an Berichterstattungssystemen entwickelt hat. Es verwundert, dass aus diesen Traditionen bisher kein methodologisches Standardwerk entstanden ist, welches sich detailliert und möglichst ganzheitlich mit methodischen allgemein anerkannten Standards und Herausforderungen einer quantitativen Sozialberichterstattung auseinandersetzt und die hier entstehenden Probleme beschreibt (Mardorf, 2006). Bartelheimer (2001) bezeichnet die Disziplin der Sozialberichterstattung weiterhin als „Experimentierfeld“ (S.44).

Jedoch sind genau solche einheitlichen, qualitätsgesicherten und kontinuierlichen Standards vor allem in Bezug auf die Datenerfassung die Basis einer jeden quantitativen Berichterstattung. Sind diese nicht gewährleistet, so sind weder vergleichende Analysen noch Trendbeobachtungen – zumindest unter wissenschaftlichen Qualitätsansprüchen – möglich (Jacob, 2006). Eine solche Sammlung von Standards wird benötigt, um den Einfluss des transdisziplinären Diskurses auf die Methoden der Indikatorerstellung zu untersuchen, weshalb es für diese Arbeit zentral ist, die traditionellen, methodologischen Standards und Perspektiven der wissenschaftlichen Methodologie (in Bezug auf die vorherigen Kapitel des Modus 1 der Sozialberichterstattung und der Indikatorentwicklung) über gezielte Dokumentenanalysen aufzuarbeiten, zu reflektieren und zu systematisieren.

Dies geschieht nachfolgend über eine Dokumentenanalyse von Einzelstudien sowie Werken verwandter Querschnittsdisziplinen, wie z. B. der Methodenlehre, Wissenschaftstheorie, Umfrageforschung, Evaluationsforschung oder Sekundärdatenanalyse. An ihnen werden relevante Perspektiven aufgearbeitet und zu einem methodischen Kriterienkatalog zusammengefasst, der zugleich den methodischen Reflexions- und Interpretationsrahmen der empirischen Ausarbeitung dieser Studie bildet.

5.1. Messen über Indikatoren: Definitorische Abgrenzungen

Dieser Abschnitt umfasst unterschiedliche Definitionen dazu und Sichtweisen darauf, was man unter einem Indikator versteht und wie Indikatoren genutzt werden können, bevor er im Anschluss den Prozess des Messens aus messtheoretischer und aus praktischer Perspektive behandelt.

5.1.1. Definition Indikator

Die Repräsentation von realen Phänomenen über Indikatoren ist weit verbreitet; neben den Sozialwissenschaften werden sie auch von anderen Wissenschaftsdisziplinen, bis hin zu Akteuren aus Politik und Praxis genutzt. Daraus resultiert, dass es unterschiedliche Betrachtungs- und Interessensperspektiven im Indikatorkontext gibt, was sich auch darin widerspiegelt, dass sich für den Begriff Indikator vielfältige Definitionen aus vielen unterschiedlichen Bereichen finden lassen.

1. *„Soziale Indikatoren sind Aspekte einer Gesellschaft, die gemessen werden können, die sich im Zeitverlauf verändern und die so verstanden werden, dass sie latente Zustände der Gesellschaft sichtbar machen“* (Marshall & Barthel, 1994).

Diese Definition sagt aus, dass ein Indikator eine statistische Kennzahl ist, welche gesellschaftliche Strukturen, die nicht direkt beobachtbar und greifbar sind, über Messvorgänge quantifiziert und sichtbar macht. Im empirischen Fachvokabular würde man von einem latenten theoretischen Konstrukt sprechen, welches durch manifeste Variablen dargestellt oder erklärt werden soll (Weiber & Mühlhaus, 2014).

Ausgehend von der Definition ist es für diese Ausarbeitung sinnvoll eine weitere Präzisierung vorzunehmen, um eine Abgrenzung zwischen sozialen Statistiken und sozialen Indikatoren vornehmen zu können. Bradburn und Fuqua (2010) erklären, dass Soziale Indikatoren streng genommen immer soziale Phänomene über die Zeit darstellen und darauf fokussiert sind, einen Wandel zu beschreiben. Statistiken hingegen können zwar auch in Zeitserien erhoben werden, müssen jedoch nicht unbedingt auf die Darstellung von Sozialem Wandel gerichtet sein. Viele Statistiken werden im politischen Sektor lediglich einmalig nachgefragt und sind aus diesem Grund nutzlos für ein Monitoring-System und nach konservativen Kriterien auch keine Indikatoren im beschriebenen Sinne. Diese Unterscheidung nimmt Bohle (1981) in seine Definition mit auf und beschreibt Indikatoren als:

2. *„[...] Daten, die Operationalisierungen theoretischer Konstrukte darstellen, auf Dauer erhoben werden und somit Aussagen über gesellschaftliche Entwicklungen ermöglichen und schließlich normative Implikationen aufweisen, weil sie politisch relevante Fragestellungen repräsentieren“* (S.140).

Soziale Indikatoren sollen es also ermöglichen, soziale Phänomene zu messen, zu identifizieren, zu beschreiben, zu kommunizieren und zu verstehen, was dann wiederum die Vorbereitung auf gezielte Entscheidungen oder Handlungen sein kann (Hoernig & Seasons, 2005).

All diese Definitionen beschreiben Indikatoren eher als empirisch zu erfassende Ausprägung, die einen Soll-Ist-Bezug auf eine festgelegte Zielgröße ermöglichen. Problematisch bei solch zielbezogenen Definitionen ist, „dass dadurch nicht intendierte Handlungsfolgen oder Nebeneffekte aus dem Blick geraten“ (Meyer, 2007, S. 197). Soll ein Indikator zusätzlich zu seiner zentralen Funktion als Anzeiger auch noch bewertet und interpretiert werden, so muss er in eine Relation mit Vergleichswerten gebracht werden. Diese können einerseits „*normativ begründet*“ (z. B. angestrebter Zielwert), „*theoretisch abgeleitet*“ (z. B. Wirkungshypothesen über Grenzwerte) oder „*empirisch produziert*“ über Vergleichsmessungen sein (z. B. Längsschnitt oder Vergleichsmessung) (Ferriss, 1988, S. 601; Meyer, 2007, S. 197). Die nachfolgenden Indikatordefinitionen nehmen diese Aspekte mit auf:

3. „*Statistics [...] and other forms of evidence- that enable us to assess where we stand and [...] and where we]are going with respect to our values and goals.*“ (Bauer, 1967, S. 1).
4. „*Indikatoren sind Kenngrößen, die über einen festgelegten, nicht oder nur sehr schwer messbaren Tatbestand Auskunft geben sollen. Dank der ermittelten [...] Informationen sind Vergleiche mit kritischen Schwellenwerten (Grenzwertperspektive), früheren Messwerten (Entwicklungsperspektive), ex-ante bestimmten Zielwerten (Zielerreichungsperspektive) oder den Ergebnissen anderer Beobachtungseinheiten (Bilanzierungsperspektive) möglich. Diese lenken die Aufmerksamkeit auf Stärken und Schwächen der Beobachtungseinheiten und stellen bei Evaluationen den Ausgangspunkt für die Ursachenforschung dar.*“ (Meyer, 2004, S. 7).

Indikatoren dienen demnach einerseits als Anzeiger oder Repräsentant sozialer Phänomene, indem sie im Rahmen des Messvorgangs über quantifizierende Prozesse explizit und greifbar werden. Zusätzlich kann ein Indikator auch ein Instrument der Bewertung, der Evaluation, der Reflexion und der Interpretation sein und zwar in dem Sinne, als er die Aufmerksamkeit der Forscher steuern, unwesentliche und wesentliche Informationen („*Relevanzfunktion*“) voneinander trennen kann („*Selektionsfunktion*“), um im Anschluss an die wesentlichen Informationen reflektieren („*Verstehensfunktion*“) und interpretieren zu können („*Interpretationsfunktion*“) (Ruhrmann, 1989, S. 46).

5.1.2. Der Vorgang des Messens aus unterschiedlichen Perspektiven

Der Vorgang des Messens sozialer Phänomene über Soziale Indikatoren kann aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden. Gemein ist diesen, dass sie einen technischen Vorgang beschreiben, bei dem versucht wird, eine Verbindung zwischen Zahlen (den Ausprägungen des Indikators) und spezifischen realen Objekten herzustellen (Neyland, 2014). Desrosières (2002) unterscheidet zwei

unterschiedliche Perspektiven auf den Messvorgang; die erste Perspektive fokussiert die Messung einer gegebenen Realität, die zweite fokussiert die Messung des Objektes selbst. Der zentrale Unterschied zwischen beiden Perspektiven besteht darin, dass in der messtheoretischen Perspektive die Realität von der Messtätigkeit unabhängig ist und nicht infrage gestellt wird. In der Perspektive der Praxis stellt diese lediglich eine Konvention dar, über die man diskutieren kann und muss.

Messen aus messtheoretischer Perspektive

Die erste Definition stammt von einem Pionier der Messtheorie, welcher Messen ganz technisch als das Zuordnen von Symbolen – in der Regel Zahlen – zu bestimmten Objekten oder Zuständen auf Basis bestimmter Regeln ansieht:

„Measurement, in the broadest sense, is defined as the assignment of numerals to objects or events according to rules.“ (Stevens, 1946, S. 677).

Diese numerischen Objekte werden wiederum als Symbole verwendet, die mathematisch-statistische Operationen ermöglichen (Noll & Zapf, 1994; Zapf, 1994).

In der Messtheorie bedeutet eine zuverlässige Messung, dass die in der Realität existierenden Strukturen und Relationen – das empirische Relativ – in die Menge der Zahlen – das numerische Relativ – transportiert werden. Man spricht dann von einer „Äquivalenzrelation“. Hierfür müssen empirisches und numerisches Relativ nicht unbedingt identisch sein, sondern bezüglich der betrachteten Merkmale äquivalent⁴⁷ (Diekmann, 2007; Huber & Schmerkotte, 1976, S. 57; Schnell, Hill & Esser, 2011, S. 131).

Zentrale Bedingung für eine Repräsentation und zugleich das technische Ziel der Indikatormessung ist die Zuordnung möglichst aller relevanter Merkmale eines sozialen Phänomens über die Beobachtung der relevanten Objekte und deren Zuordnung in eine symbolische Kategorie, die die beobachteten Verhältnisse empirisch darstellt.⁴⁸ Man spricht dann von einer „strukturkonformen“ oder „strukturtreuen Abbildung“ der Realität, in der die Repräsentationen der Objekte transitiv vergleichbar werden (Huber & Schmerkotte, 1976, S. 56; Schnell et al., 2011, S. 131). Es darf also beispielsweise nicht vorkommen, dass zwei Sachverhalte aufgrund der Wahl einer bestimmten Skala als gleich und von einer äquivalenten Skala als ungleich oder verschieden beurteilt werden (Diekmann, 2007; Huber & Schmerkotte, 1976).

⁴⁷ Huber und Schmerkotte (1976) ziehen hierfür ein sehr anschauliches Beispiel einer gleicharmigen Waage zur Illustration hinzu. Gleichgewicht bedeutet hier, dass eben keine „gleiche Identität“ gemessen wird, sie bezieht sich nur auf das Gewicht. Gleich schwere Gegenstände können ganz unterschiedlich beschaffen sein, bezüglich Volumen, Beschaffenheit, Gestalt, etc.

⁴⁸ Ist diese Zuordnung über die Äquivalenzrelation „umkehrbar“, so wird von einem Isomorphismus gesprochen, ist sie nicht umkehrbar so wird von einem Homomorphismus gesprochen (Diekmann, 2007; Schnell et al., 2011, S. 131).

Die Wahl der Skala und auch des Detaillierungsgrades des Indikators ergibt sich zumeist aus der Forschungsfrage. Die Entscheidung bedeutet hier in der Regel die Reflexion von drei unterschiedlichen Ebenen (Meyer, 2004, 2007):

1. *Die technische Ebene*, die vor allem die Frage reflektiert, wie präzise die zur Verfügung stehenden Messinstrumente den Sachverhalt überhaupt widerspiegeln können.
2. *Die Kosten-Nutzen-orientierte Ebene*, die das Verhältnis von Aufwand und Ertrag der realisierbaren Detaillierungsgrade eruiert.
3. *Die Ebene des Forschungsfokus*, die sich damit auseinandersetzt, wie detailliert die Informationen sein müssen, um die Forschungsfrage ggf. fundiert beantworten zu können. Die Reflexion sollte hier in zwei Richtungen gehen. Erstens kann beispielsweise ein zu großer Detaillierungsgrad marginale Unterschiede betonen, die inhaltlich wenig relevant sind und gröbere Gemeinsamkeiten ausblenden, die bei einem geringeren Detaillierungsgrad zu interessanten Klassen und Typen mit verwandten Eigenschaften führen würden. Zweitens geht ein zu geringer Detaillierungsgrad mit der Gefahr einher, im Extremfall Konstanten oder auch künstliche Unterschiede zu produzieren.

Hier sollte versucht werden unnötige Komplexität oder Unübersichtlichkeit in der Datenlage zu vermeiden, um einen ressourcensparenden Vergleichsprozess zu ermöglichen. Auch wenn eine überdetaillierte Messung häufig eine hohe Messpräzision und Qualität suggeriert, sagt diese in der Regel nicht direkt etwas über die Qualität einer Messung aus. Sie kann beispielsweise auch eine Präzision suggerieren, die vom Messinstrument niemals erreicht werden kann, was dann zu einer schlechteren Datengrundlage als bei einer detaillierteren Messung führen kann (Jacob et al., 2013; Meyer, 2004, 2007).

Der Vorgang des Messens aus praktischer Perspektive

Der Messvorgang kann jedoch nicht nur aus technischer Perspektive betrachtet werden. Mindestens genauso zentral ist die Perspektive der Anwendung bzw. der Praxis, deren Ziel eine möglichst präzise Repräsentation der interessierenden realen Objekte über eine realistische Kalkulation⁴⁹ ist. Diese Kalkulation soll dazu verhelfen, unterschiedliche Entscheidungsszenarien und Handlungsalternativen für eine spezifische reale Entscheidungssituation zu generieren und im Idealfall in eine klare lineare Präferenzordnung zu bringen (Vormbusch, 2012).

⁴⁹ Anhand der nachfolgenden Definition von Kalkulation wird eine Nähe zu den Aufgaben von Indikatoren deutlich „Kalkulation hat so gesehen die Aufgabe, das nicht direkt Messbare, Nicht-Sichtbare sowie das zukünftige für die beteiligten Akteure sicht- und verhandelbar zu machen und damit organisatorisch beziehungsweise gesellschaftlich verfügbar zu machen“ (Vormbusch, 2012, S. 25).

Das zu kalkulierende reale Objekt ist in der Praxis des Messens jedoch zumeist kein greifbares Objekt, sondern lediglich eine Konvention, ein idealisiertes Modell, welches aus einem Set an Elementen besteht, auf die sich die Forscher geeinigt haben (können) (Meyer, 2007; Porter, 2006).

„Messen ist ein sozialer Prozess, der mit der Verständigung über die zu messenden Merkmale beginnt, in die Diskussionen über die Operationalisierung in Indikatoren und bestimmte Skalenformen fortgeführt wird und schließlich in der Auseinandersetzung über die Ergebnisinterpretation und die erreichte Messqualität mündet“ (Meyer, 2007, S. 196).

Der Messvorgang ist also ein Diskussionsprozess auf mehreren Ebenen (Bailey, 1986; Meyer, 2007; Popper, 1982). Es werden hier folgende Ebenen unterschieden:

1. Es gibt die Ebene der *Realität*, welche unabhängig von den anderen beiden Ebenen existiert und die Ebene der „wirklichen Welt“ darstellt,
2. die Ebene der *Indikatoren*, welche sich auf bestimmte Aspekte der Realität bezieht, die der Forscher messen will und
3. die Ebene der *theoretischen Konzepte*, die versuchen, abstrakte Vorstellungen dieser beiden Ebenen miteinander zu verbinden und zu verknüpfen.

Während dem Vorgang des Messens trifft der Forscher somit, vor allem ausgehend von der Latenz der Konstrukte, eine Vielzahl von kontingenten Entscheidungen und unterstellt unterschiedliche hypothetische Zusammenhänge, durch die er aktiv Einfluss nimmt (Peeters et al., 2014; Vormbusch, 2012). Man spricht hier von „vereinbartem Messen“ oder auch „*measurement by fiat*“ (Schnell et al., 2011). Bei diesem Vorgang trifft der Forscher vor einer Messung technische und definitorische Entscheidungen, welche die Ergebnisse der Forschung nachhaltig beeinflussen und verzerren sowie im schlimmsten Falle sogar fehlleiten können (Espeland & Stevens, 1998, 2008).

„Substantial results often differ due to the use of different basic concepts, indicators or types of data“ (Lohmann, 2011).

Messungen orientieren sich hier im Idealfall an formalisierten theoretischen und praktischen Zielvorstellungen, und ermöglichen dadurch auf mathematischem Weg Hypothesen abzuleiten und zu prüfen (Diekmann, 2007; Hornbostel, 1999).

5.2. Die Operationalisierung von Indikatoren in zwei Schritten

Operationalisierung bedeutet, dass der Forscher die auf der Theorieebene formulierten Konstrukte auf der empirischen Ebene in geeignete Indikatoren transformiert (Schnell et al., 2011; Weiber & Mühlhaus, 2014). Daraus folgt, dass unterschiedliche reale Qualitäten und individuelle Merkmale in eine gemeinsame Messmetrik (Zahlen, z.B. Merkmalsausprägung) zusammengefasst werden, die sie kategorisierbar und vergleichbar macht (Heintz, 2012). Diesen Prozess der Aggregation nennt man auch Kommensuration (Desrosières, 2002; Espeland & Sauder, 2007; Peeters et al., 2014).

„Commensuration transfers qualities into quantities, difference into magnitude“ (Espeland & Stevens, 1998).

Eine solche Aggregation führt in der Regel dazu, dass Aspekte des Lebens im Messmodell ausgeklammert und dadurch „unsichtbar“ bzw. „irrelevant“ werden (Alastalo & Pösö, 2014; Espeland & Stevens, 1998; Heintz, 2007; Peeters et al., 2014). Aus diesem Grund beeinflussen Indikatoren und die damit verbundenen Kommensurationen nachhaltig wie wir die Welt und ihren Sozialen Wandel in Kategorien einordnen bzw. verstehen. Sie haben Einfluss auf das Wissen, welches generiert wird und beeinflussen somit indirekt wiederum den Sozialen Wandel (Espeland & Stevens, 1998).

Ein zentraler Ansatzpunkt und Begründungszusammenhang für eine solche Strategie ist das Hempel-Oppenheim-Schema (Hempel & Oppenheim, 1948). Dieses besagt unter anderem, dass wir bei der Beschreibung von Phänomenen und Objekten in der Regel lediglich eine feste Anzahl von Eigenschaften bzw. quantitativen Variablen nutzen. Diese bilden den relevanten Eigenschaftsraum („*property space*“) des Phänomens bzw. Objekts (Lazarsfeld, 1984). Zur Beschreibung einer bestimmten Person könnte der Eigenschaftsraum beispielsweise aus Variablen wie Alter, Geschlecht, Haarfarbe, Hautfarbe, Beruf, etc. bestehen. Die zentrale Frage, die sich hier während der Operationalisierung immer stellt, ist die nach einer ausreichenden „*Adäquation*“ zwischen dem, was die Indikatoren darstellen und der Realität (Menges, 1964). Den Grundfragen der empirischen Sozialforschung folgend benötigt es für eine gute Adäquation zwei Schritte. Der erste Schritt ist die Konzeptspezifikation. Diese umfasst die genaue Definition des Gegenstandsbereichs, des Messziels und seiner Zieldimensionen. Hier soll geklärt werden „*was*“ der Forscher messen will und „*warum*“ genau dieser Bereich wichtig ist, um das Phänomen abzubilden (Jacob et al., 2013; Meyer, 2007, S. 201; Schnell et al., 2011; Weiber & Mühlhaus, 2014). Der zweite Schritt umfasst die Details, die sich damit befassen „*wie*“ das soziale Phänomen repräsentiert und gemessen werden soll (Atteslander, 1991; Peeters et al., 2014).

5.2.1. Konzeptspezifikation als Prozess zur Definition des Gegenstandsbereiches über Theorien und theoretische Konstrukte

Die meisten Gegenstandsbereiche sozialwissenschaftlicher Untersuchungen sind so komplex, dass sie in ihrer Gesamtheit weder beobachtbar noch empirisch prüfbar sind (Bortz & Döring, 2006). Um solche Konstrukte zu beobachten, muss man die fassbaren Ausschnitte, also theoretischen Konstrukte, welche diese Theoriebereiche repräsentieren sollen, theoriegeleitet definieren (Atteslander, 1991; Merton, 1968b, S. 144). Oder mit Durkheims Regeln einen inneren Tatbestand, der sich uns entzieht, durch einen äußeren Tatbestand ersetzen, welcher ihn symbolisiert und dann den inneren Tatbestand über den greifbaren äußeren analysieren (Durkheim, 1984, 1999). Genau dies beschreibt eine Operationalisierung eines Indikators oder eines Indikatorsets.⁵⁰

Theorien können dann als relevante „Teilmenge“ des Wissens über den Gegenstandsbereich beschrieben werden oder als Versuch, über ein Gefüge von systematisch formulierten und verbalisierten Aussagen über einen bestimmten Gegenstandsbereich, gesellschaftliche Zusammenhänge der sozialen Wirklichkeit zu erklären.

Theorien sind ganz allgemein: „Sätze von Aussagen, die in einem logischen Zusammenhang stehen, die einer wissenschaftlichen Untersuchung als Bezugsrahmen dienen, eine begrifflich-systematische Ordnung der Ergebnisse ermöglichen und zu praktischem Handeln befähigen können“ (Haftendorn, 1975, S. 9f).

Ziel dieser theoriebasierten Vorgehensweise ist es in einem möglichst neutralen und intersubjektiv nachvollziehbaren Prozess theoretische „Vermutungen“ über die Realität in Hypothesen zu formulieren und im Rahmen einer empirischen Studie mit der beobachteten Realität zu konfrontieren (Heintz, 2012; Selvin, 1965; von Auer, 2007). Die Vorausgehende theoretische Analyse ermöglicht es dem Messenden und Analysierenden explizit im Voraus zu spezifizieren, welches die zentralen Elemente des zu untersuchenden komplexen Phänomens sind (Atteslander, 1991; Clark & Wallace, 2015). Popper nutzt die Metapher eines Netzes, „dass wir auswerfen, um die Welt einzufangen – sie zu rationalisieren, zu erklären und zu beherrschen.“ (Popper, 1982, S. 31). Dieses Netz besteht aus mehreren Teilbereichen, welche man als theoretische Konstrukte bezeichnet. Sie definieren die eigentlich interessierenden und aus einer Theorie abgeleiteten Sachverhalte (Schnell et al., 2011).

⁵⁰ Merton (1968b) spricht in diesem Zusammenhang auch von einer „Revision der Daten“.

Nach Bieling & Lerch, (2012) und Haftendorn (1975) lassen sich folgende Funktionen von Theorien aufführen:

1. Sie helfen aus dem empirischen Material die relevanten Daten und Fakten auszuwählen (*Selektionsfunktion*).
2. Sie tragen dazu bei, dass die Beobachtungen strukturiert und kategorisiert werden (*Ordnungsfunktion*).
3. Sie sollen durch die Selektion und Ordnung der Beobachtungen eine bessere Übersicht gewährleisten und so zu Einsichten über Zusammenhänge, Ursachen und Gründe führen (*Erklärungsfunktion*).
4. Sie sollen dazu beitragen, dass wir unser Wissen in der Praxis anwenden können (*operative Funktion*).

Theoretische Systeme werden durch die Wissenschaft ständig überprüft, um das von Popper angesprochene Netz immer weiter zu verdichten und die Theorie weiterzuentwickeln (Popper, 1982). Hierzu muss ein theoretisches System unterschiedliche Eigenschaften erfüllen: Es sollte von den anderen Systemen abgrenzbar und systematisch aufgearbeitet sein, was wiederum bedeutet, dass es eine „mögliche Wirklichkeit“ ohne Widersprüche übersichtlich und eingegrenzt darstellen sollte. Weiterhin sollte es nicht metaphysisch sein, sodass es bestenfalls bestehendes Wissen und Erfahrungen explizit darstellt und „greifbar“ macht (Popper, 1982).

5.2.2. Die Indikatorentwicklung: Die Messhypothese als Verbindungsstück zwischen Theorie und Realität

Weil die theoretisch ausgearbeiteten Konstrukte in der Regel nicht direkt greifbar bzw. beobachtbar und messbar sind, muss man im Anschluss an die theoretische Problembeschreibung und -eingrenzung in einem weiteren Schritt jedem als relevant erachteten theoretischen Konstrukt einen geeigneten Indikator zuordnen. Dieser fungiert als „*Stellvertreter*“, „*Anzeiger*“ oder „*Übersetzer*“ für die nicht direkt messbaren Sachverhalte.

„Jede Operationalisierung erfordert [...] die philosophische Begriffserörterung an einer bestimmten Stelle abubrechen und auf die gröberen Verfahren der empirischen Forschung einzulassen.“ (Zapf, 1976).

Die Indikatoren stellen über eine Messhypothese den empirischen Bezug zwischen Realität und Theorie her, indem die Realität schematisch, basierend auf ihren wichtigsten, charakteristischsten Merkmalen, strukturell dargestellt wird (Lazarsfeld, 1959, 1966, 1968; Reinecke, 2014).

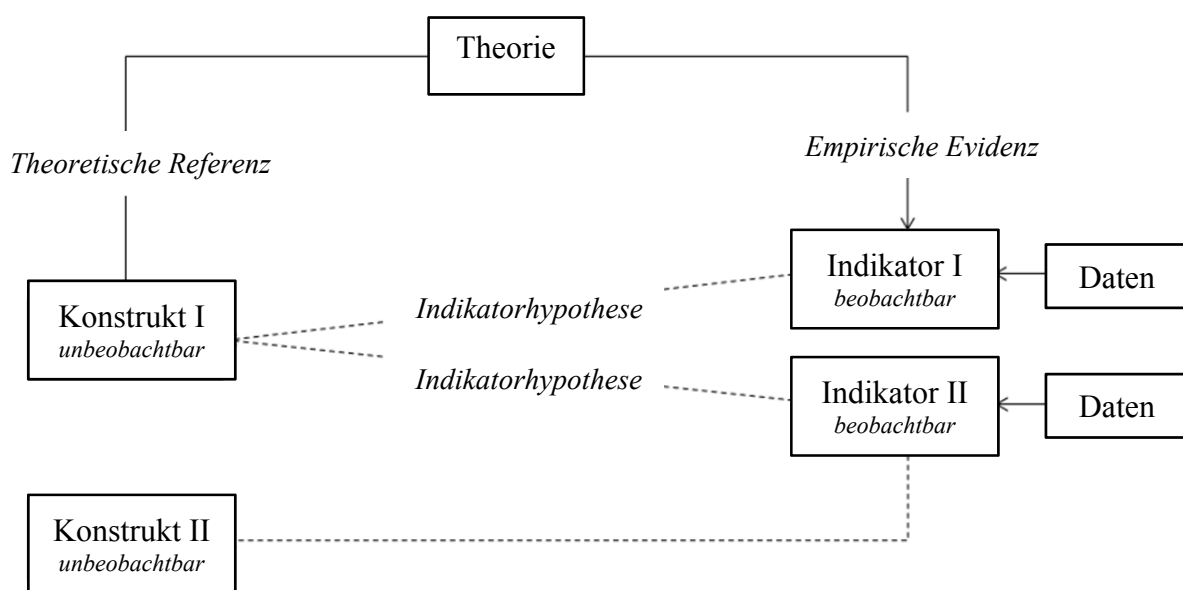
5.2.3. Gefahren bei der Umsetzung von theoretischen Konstrukten in Indikatoren

Bei der Umsetzung dieses Bezuges entstehen unterschiedliche Probleme. Einerseits kann ein theoretisches Konstrukt in der Regel nicht ausschließlich durch einen Indikator dargestellt werden. Im Gegenteil, die meisten Phänomene können durch verschiedenste Indikatoren auf unterschiedliche Art und Weise abgebildet werden und die entsprechenden Ergebnisse dieser unterschiedlichen Indikatoren können auch zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen führen. Die Messungen sind dementsprechend immer auch verbunden mit einer selektiven Auswahl an individuellen und als relevant betrachteten Indikatoren (Heintz, 2012). Hieraus ergibt sich, dass die Entscheidung für einen Indikator nicht unbedingt eindeutig ist und aus messtheoretischer Perspektive, bei der Auswahl von geeigneten Indikatoren auf unterschiedlichen Ebenen, Passungsprobleme entstehen können. Mit diesen befasst sich unter anderem die Zweisprachentheorie von Carnap.

Austauschbarkeit von Indikatoren

Das Prinzip der „Austauschbarkeit von Indikatoren“ ist ein traditionelles Problem bei der Darstellung sozialer Phänomene durch Indikatoren. Es beschreibt, dass jedes soziale Phänomen durch verschiedenste und unterschiedliche Indikatoren dargestellt werden kann und dass es unter der Annahme eines homogenen Indikatoruniversums eines „domain sampling models“ (Nunnally, 1978, S. 175f) egal ist, welche Indikatoren aus dem entsprechenden Universum als Repräsentanten des Konstruktes verwendet werden (Schnell et al., 2011; Wolf, 1995).⁵¹

Abbildung 3 Theorie, Konstrukte, Indikatoren



Quelle: In Anlehnung an (Nohlen & Schultze, 2005, S. 907).

Für die Praxis lässt sich jedoch festhalten, dass in der Regel weder das komplette Indikatoruniversum bekannt oder verfügbar ist, noch von einer Homogenität der Indikatoren ausgegangen werden kann. Hieraus resultiert die Gefahr, dass der Forscher Entscheidungen treffen muss, die sich unmittelbar auf die Ergebnisse auswirken. Er nimmt mit der Auswahl von Indikatoren aus einem relevanten Indikatoruniversum aktiven Einfluss auf die Studienergebnisse. Unterschiedliche Operationalisierungen des gleichen sozialen Phänomens können in der Folge dann zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen führen und dies trotz der Tatsache, dass sämtliche

⁵¹ An dieser Stelle sei angemerkt, dass dies nur für reflexive Messmodelle gilt. In diesen werden Indikatoren als beobachtbare Folge oder als Repräsentant der latenten Konstrukte gesehen. In formativen Messmodellen hingegen ist das latente Konstrukt als Folge der Indikatoren zu sehen. In solchen Messmodellen verändert ein Austausch von Indikatoren die Validität des Messmodells i. d. R. nachhaltig (Edwards & Bagozzi, 2000; Rossiter, 2002).

Anforderungen und Standards einer sauberen Konzeptspezifikation erfüllt sind (Davis, Kingsbury, et al., 2012; Deeming & Gubhaju, 2014; Espeland & Stevens, 1998; Hussain, 2016; Schnell et al., 2011).

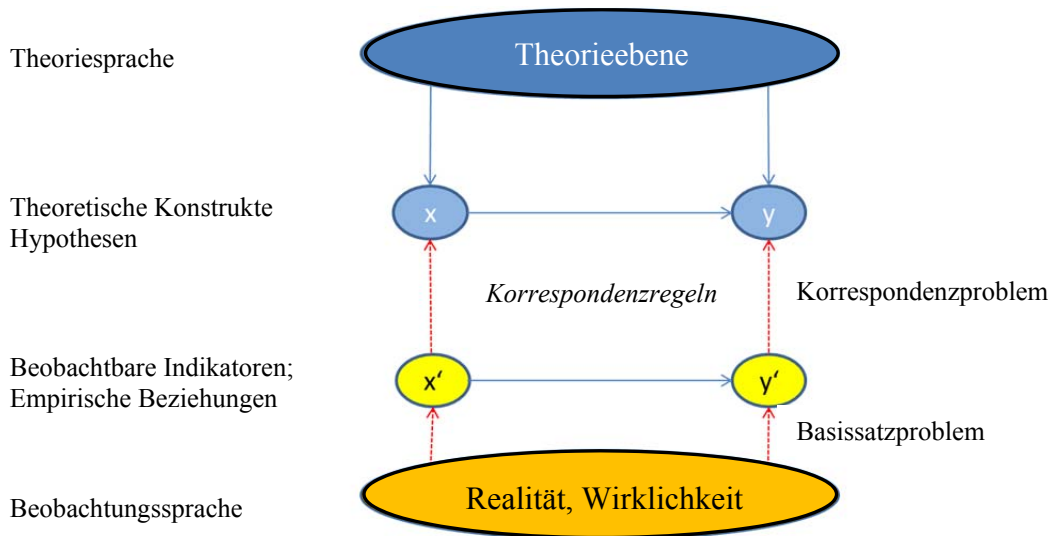
„[S]eemingly simple decisions with regard to ‘how and what to measure’ have serious consequences on the rankings of different national systems.” (Peeters et al., 2014, S. 20).

Bei der Übersetzung der theoretischen Konstrukte in Indikatoren kann es also zu Problemen kommen, was dazu führt, dass eine Analyse der Indikatorperformance zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen kann, je nachdem welcher Indikator vom jeweiligen Forscher ausgewählt wurde. Hieraus resultiert, dass der Forscher dadurch, dass er zwischen unterschiedlichen Indikatoren auswählen kann, auch in Gefahr läuft Indikatoren auszuwählen, die nicht gut geeignet sind, um seine Forschungsfragen zu repräsentieren. Hier ist es einerseits denkbar, dass er Indikatoren wählt, die weniger gut geeignet sind, um die realen Phänomene zu beschreiben, oder aber dass der Forscher Indikatoren wählt, bei denen die Passung zwischen theoretischem Konstrukt, also einem Argumentations- und Interpretationsrahmen, und empirischem Phänomen nicht ausreichend gegeben ist (Hussain, 2016).

Zweisprachentheorie von Carnap

Carnap beschreibt dieses Problem in seiner Zweisprachentheorie als ein „*Übersetzungsproblem*“ zwischen zwei unterschiedlichen „Sprachebenen“. Die erste ist die *theoretische Sprachebene*, welche auf Basis von theoretischen Begriffen Hypothesen aufstellt und Forschungsfragen formuliert, jedoch der direkten Beobachtung entzogen ist. Die zweite Ebene ist die *Beobachtungssprache*, die Indikatoren formuliert, welche die theoretischen Fragestellungen repräsentieren und über Korrespondenzregeln der theoretischen Sprache zugeordnet werden sollen und somit den Bezug zwischen Theorie und Empirie herstellen (Carnap, 1966).

Abbildung 4 Zweisprachentheorie nach Carnap



Darstellung in Anlehnung an: (Weiber & Mühlhaus, 2014, S. 86) und (Carnap, 1966, S. 223f)

Hier können, vor allem bei den in Abbildung 4 dargestellten Querschnittspunkten, Übersetzungsprobleme entstehen, was wiederum zu einer schlechten Eignung des Indikators zur Beantwortung der Fragestellungen führen kann. Bei der Suche nach geeigneten Indikatoren beschreibt Carnap zwei unterschiedliche Probleme (Bortz & Döring, 2002, S. 24; Raithel, 2008, S. 22):

1. *Das Basissatzproblem:* Es müssen Indikatoren gefunden werden, welche die tatsächlichen Gegebenheiten in der Wirklichkeit erfassen. Es muss also eine Adäquation im Verhältnis zwischen Realität und Beobachtung gegeben sein.
2. *Das Korrespondenzproblem:* Theoretisches Konstrukt und empirischer Indikator müssen korrespondieren, d. h., die Indikatoren müssen das erfassen, was mit den Theoriekonstruktionen gemeint ist.

Bei beiden Vorgängen muss der Forscher aktiv Einfluss auf den Messprozess nehmen. Aus diesem Grund sind die Ermittlung der theoretischen Konstrukte, das Abbilden des realen Gegenstandsbereichs und die Ableitung der relevanten Indikatoren, die die theoretischen Konstrukte messen, nicht objektivierbar. Jedoch kann man zumindest die Wissenschaftlichkeit, die Qualität und die Angemessenheit dieser Prozesse durch intersubjektive Nachvollziehbarkeit einer „plausiblen“ Vorgehensweise gewährleisten. Aus diesem Grund sollte die Konzeptspezifikation und die Umsetzung in Indikatoren möglichst transparent in allen Schritten dargestellt werden, sodass sie für Dritte nachvollziehbar ist (Espeland & Stevens, 1998; Jacob et al., 2013; Schnell et al., 2011).

5.2.4. Strategien der Indikatorbildung

Die vorausgehenden Gedanken zeigen, dass der Prozess der Indikatorfindung ein zentraler Bereich im Rahmen der Operationalisierung ist, in dem der Forscher aktiv in die Forschung eingreift und dass dieser weiterhin sehr kontext- und situationsspezifisch ablaufen kann.

Sozialberichterstattungen sollen heute in der Regel mindestens zwei unterschiedlichen Zielvorstellungen gerecht werden. Den Zielsetzungen und Strategien des Untersuchungsfeldes, also praxis- bzw. anwendungsbezogen und durchführbar sein. Andererseits sollen sie durch interdisziplinäre und sozialwissenschaftliche Theorien untermauert sein. Diese beiden Zielvorstellungen und Interessenspole bilden ein zentrales Problem bei der praktischen Umsetzung eines Sozialberichtes.

„Theorien und Konzepte, zur Erstellung von [...] Sozialberichten, die an der Datenverfügbarkeit vorbeigehen, sind ebenso unbrauchbar, wie aufgelistete Datenbanken, die jeglicher theoretischer und konzeptioneller Grundlage entbehren“ (Mardorf, 2006, S. 23).

Es spielen unterschiedliche Faktoren, Einflüsse und Relevanzen eine Rolle, die den Prozess der Operationalisierung beeinflussen. Hierzu zählen neben der wissenschaftlichen Theorie und Methodik, z. B. auch das Forschungsbudget, die Verfügbarkeit von und der Zugang zu Daten. Aber auch der Kontext, in dem Indikatoren entwickelt werden, die vertretenen Relevanzen, Agenden und Zielsetzungen der Adressaten sowie der Zweck, zu dem die Berichterstattung angefordert wird,⁵² beeinflussen den Vorgang der Operationalisierung (Hanafin & Brooks, 2009; Jacob, 2006). All das deutet an, dass der Prozess der Indikatorerstellung heute zunehmend hybride und eingegrenzt abläuft und dass je nach Zusammensetzung und Struktur der an der Berichterstattung beteiligten Gruppe, unterschiedliche Herangehensweisen zur Ermittlung der Indikatoren entstanden sind.

Die im Folgenden ausgearbeiteten Ansätze sind Reinformen solcher Strategien und Herangehensweisen. In dieser Form kommen sie jedoch in der Berichterstattungspraxis eher selten vor. Gängig sind vielmehr Mischformen aus diesen Strategien. Es ist trotzdem zweckmäßig sich mit den modellhaften Reinformen genauer auseinanderzusetzen, um die Folgen, die mit der Auswahl eines Approaches verbunden sind, übersichtlich und möglichst trennscharf abbilden zu können.

⁵² Fordern Fachwissenschaftler tendenziell sehr differenzierte Informationen und Ausarbeitungen, um die Vorgehensweise möglichst detailliert nachvollziehen zu können, so fordern Politik, Medien und Öffentlichkeit hingegen meistens wenige, hoch aggregierten Informationen. Ihr Ziel ist meist möglichst schnell und präzise mit Faktenwissen versorgt zu werden (Hermann, 2006).

Der traditionelle Theory-Driven-Approach als wissenschaftlicher Idealtypus der zweistufigen Operationalisierung

Der Theory-Driven-Approach ist das wissenschaftliche Idealbild der Indikatorbildung und läuft in etwa so ab, wie die Operationalisierung in den vorherigen Abschnitten beschrieben wurde. Sie besteht aus zwei Schritten, wobei die Theoriearbeit die zentrale Rolle beim Finden eines geeigneten Indikators spielt. Sie begründet im ersten Schritt der Operationalisierung die Nutzung des Indikators (Bunge, 1975).

„A theory-driven approach is here defined as one that focuses on selecting the best possible indicators from a theoretical point of view“ (Niemeijer, 2002).

Dieser Approach läuft klassisch nach den Regeln der wissenschaftlichen Methodologie ab, bei denen die erste Aufgabe des Forschers darin besteht, die Definition und Einordnung der relevanten Tatsachen und die Festlegung des Untersuchungsbereichs anhand von vorhandenem theoretischem Wissen vorzunehmen (Durkheim, 1999). Das Problem wird hier theoretisch fundiert bzw. aufgearbeitet und der relevante Untersuchungsbereich wird abgesteckt.

Theorien geben bei diesem Approach sukzessive und top-down die einzubeziehenden Realitätsbereiche (vgl. theoretische Konstrukte) vor und der Forscher versucht von dieser Vorgabe ausgehend Indikatoren zu operationalisieren, die diesen Realitätsbereichen möglichst gut entsprechen⁵³ (Braun & Hahn, 1973; Eifler, Hoffmeyer-Zlotnik & Krebs, 2015; Hanafin, Brooks & Meaney, 2013).

„[Z]unächst muss eine theoretisch fundierte Fragestellung erarbeitet werden, bevor diese mit einem entsprechenden Forschungsdesign empirisch untersucht, [...] analysiert und interpretiert werden kann.“ (Eifler et al., 2015, S. 294).

Erst im Anschluss an diesen Schritt werden geeignete Messindikatoren ermittelt (Modellbildung). Diese können entweder aus einer Primärerhebung entstammen oder auf Basis vorhandener Daten eines Sekundärdatensatzes zur Verfügung stehen. Im Rahmen der Datenanalyse werden dann aufgestellte Hypothesen überprüft und vor dem Hintergrund der theoretischen Überlegungen interpretiert (Eifler et al., 2015; Jacob et al., 2013; Reinecke, 2014).

⁵³ Hier besteht durchaus auch die Möglichkeit im Rahmen von partizipativen Ansätzen die Theorien durch lokale Probleme und Werte zu ergänzen, um eine bessere Passung zu erreichen (Zorondo-Rodríguez et al., 2012).

Messtheoretisch werden bei diesem Ansatz aus formalisierten und verbalisierten Theorien auf mathematischem Weg Hypothesen abgeleitet, die es ermöglichen, in der Theorie getroffene Annahmen, zumindest auf ihre vorübergehende „Korrektheit“ zu überprüfen und im Anschluss auf Basis des theoretischen Vorwissens zu interpretieren (Jung et al., 2014). Dieser Ansatz hat dementsprechend einen „konfirmatorischen Charakter“ (Backhaus, Erichson & Weiber, 2014).

„[Z]um Vorführen des neuen Wissens gehört auch eine detaillierte Darstellung seiner „Biographie“, nämlich der Geschichte des Handelns, das zu der Erkenntnis geführt hat“ (Luhmann, 1992, S. 222).

Pragmatische Strategien der Indikatorerstellung

Zwar ist der Idealtypus einer zweistufigen theoriebasierten Indikatorfindung über einen Theory-Driven-Approach aus wissenschaftlich methodischer Perspektive sicherlich die zu präferierende Vorgehensweise, in seiner Umsetzung stößt diese deduktive Strategie allerdings auf Probleme. Gründe hierfür sind zumeist externe und zweckgebundene Faktoren und Relevanzen, wie z. B. Limitierungen (Budget, Zeit etc.) oder pragmatische Vorgaben (Hermann, 2006; Willems, 2014; Willems et al., 2010). Vor diesem Hintergrund beschreibt Zapf (1976) den Prozess der Operationalisierung eines Indikatorsystems in sechs unterschiedlichen Schritten.

1. Bestimmung des Phänomens
2. Theoretische und pragmatische Begründung der Struktur und die Auswahl seiner Komponenten und Zielbereiche
3. Die Gewichtung dieser Komponenten und Zielbereiche
4. Operationalisierung von Ober- und Einzelzielen
5. Die Auswahl der Indikatoren
6. Die empirische Messung und die Fortschreibung

Der zentrale Punkt, an dem die Einflüsse der unterschiedlichen Strategien der Indikatorfindung zur Geltung kommen, ist Punkt zwei, den er mit *„Theoretische und pragmatische Begründung der Struktur und die Auswahl seiner Komponenten und Zielbereiche“* beschreibt. Durch diese pragmatischen Einflüsse besteht immer die Gefahr, dass der Schritt der Theoretisierung der Indikatoren in den Hintergrund tritt oder die Eignung der Datenbasis reduziert wird (Bonß, 1982; Müller, 2015).

„[V]om wirklich wissenschaftlichen Standpunkt aus [ist] klar, dass jede isolierte, völlig empirische Beobachtung wesentlich müßig und sogar von Grund aus unzuverlässig ist [...] [und eine] wahrhafte Beobachtung nur in soweit möglich ist, als sie durch irgendeine Theorie geleitet und schließlich erläutert wird“ (Comte, 1923, S. 4).

Data-Driven-Approach

Der Data-Driven-Approach beschreibt eine Strategie, bei der sich die Indikatorfindung im Extremfall ausschließlich an bestehenden Datensätzen und verfügbaren Statistiken orientiert. Hier wird, im Kontext des idealen zweistufigen Verlaufs der Operationalisierung, vor allem Schritt zwei, der Prozess der Indikatorfindung, beeinflusst, indem das infrage kommende Indikatoruniversum durch den vorhandenen Datenbestand eingeschränkt wird. Denn bei diesem Ansatz geben die Daten bzw. das Vorhandensein von Daten bottom-up und induktiv vor, welche Konzepte operationalisierbar sind und welche Indikatoren genutzt werden können (Bjørnholt & Larsen, 2014; Hermann, 2006; Niemeijer, 2002; Willems et al., 2010). Zentrale Gründe für eine dieser Strategien sind unter anderem limitierte Forschungsbudgets oder mangelnde Zeit. Hinzu kommt, dass in den heutigen Wissensgesellschaften ein großer Pool an Daten entstanden ist, der breit gefächerte Informationen zur Verfügung stellt und eine Vielzahl unterschiedlicher Fragestellungen in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen beantworten kann (Hanafin et al., 2013; Jacob, 2006; Kopp, Schneider & Timmler, 2012; Roose, 2013; van Deth, 2003). Die adäquate Abbildung einer Forschungsfrage über die Indikatoren auf Basis von verfügbaren Daten ist ein klassisches Problem der Sekundäranalyse und es gibt sowohl Argumente, die für eine Nutzung sprechen, als auch Argumente die gegen eine Nutzung sprechen (Hyman, 1972; Kopp & Lois, 2014).

Im Prinzip ist die Nutzung von ohnehin existenten Daten auch kein Grund zur Kritik. Vielmehr bilden diese Daten einen Informationspool, auf den bei vorhandener Qualität nicht verzichtet werden sollte. Denn sie bieten die Chance, in vielen Bereichen des Berichterstattungskontextes auf aufwendige und ressourcenfressende eigene Erhebungen zu verzichten und damit ökonomisch mit den Ressourcen des Forschungsprojektes zu verfahren.⁵⁴ Dies kann Potenziale schaffen, z. B. über das Einsparen von Zeit oder Kosten. In manchen Fällen können diese Einsparungen sogar erst dazu führen, dass ein Forschungsprojekt überhaupt realisierbar wird (Alastalo & Pösö, 2014; Jacob, 2006; Kopp & Lois, 2014; Roose, 2013).

⁵⁴ Bei aller nachfolgenden Kritik bleibt, auch wenn es für diese Studie von untergeordneter Bedeutung ist, anzumerken, dass die Sammlung großer Datensätze und deren Sekundäranalyse prinzipiell ein zentraler und wichtiger Bereich der Wissenschaft ist, welcher

- maßgeblich dazu beiträgt, „empirische Forschung zu „demokratisieren“; insbesondere internationale Vergleiche oder Panelprojekte wären für den Großteil der Wissenschaft zu ressourcenaufwendig und dadurch nicht zu realisieren (Diekmann, 2007).
- für retrospektive Analysen eine häufig mehr als gute Alternative im Vergleich zu retrospektiven Primärerhebungen darstellt (Nachteile von retrospektiven Fragen in Bevölkerungsbefragungen siehe (Jacob et al., 2013)).
- die ohnehin häufig mit Umfragen überlastete Bevölkerung entlastet (Folgen der Belastung siehe Jacob et al. (2013).
- in den meisten Fällen eine ausreichende methodische Expertise gewährleistet, die auf jahrelangen Erfahrungen und Befragungen im gleichen Untersuchungskontexten zurückzuführen ist (Kumulation) (Roose, 2013).

Allerdings sprechen auch verschiedene Argumente gegen eine solche Vorgehensweise. Sie reichen von methodischen und praktischen Begründungen bis hin zu wissenschaftstheoretischen Kritiken.

Auch wenn der Verzicht auf eine eigene Erhebung ressourcenschonender sein kann, ist zu bedenken, dass viele der bestehenden Datensätze in Praxisbereichen unstandardisiert sind, weil ihr primärer Zweck in der Dokumentation von Verwaltungsprozessen liegt. Hieraus ergibt sich für den Forscher ein nicht zu unterschätzender Aufwand der Datentransformation und -bereinigung, der beispielsweise häufig nicht in die Argumentation hinsichtlich der Einsparungen einfließt. Höfflin (2007) beschreibt das Problem wie folgt:

„Es gibt in der (Sozial-) Verwaltung eine Fülle planungsrelevanter Informationen. Diese bilden aber kein planvolles Beobachtungs- und Diagnosesystem, sondern ein zufällig entstandenes, chaotisches Puzzle, das weit unter seinen Möglichkeiten genutzt wird“ (S.11).

Weiterhin bekannt ist das Phänomen einer „*proof in use attitude*“ bei der Arbeit mit Sekundärdaten. Dabei sieht der Forscher die Daten als gegebene und unbestreitbare Fakten an und klammert selbstgenügsam die Aspekte der ursprünglichen Datenproduktion aus, wodurch sie zu einer „Black Box“ werden (Espeland & Sauder, 2007; Espeland & Stevens, 2008; Holden, 2009; Star & Lampland, 2009).

„Awash in numbers, we now take social statistics for granted so much that we forgot how hard it is to make them and how revolutionary their effects can be.“ (Espeland & Sauder, 2007).

Eine solche Haltung ist mit unterschiedlichen Folgen verbunden. Einerseits werden die mit der Messung eines Indikators verbundenen Ungenauigkeiten und Messfehler identisch, zumeist unbeachtet reproduziert und dadurch in der wissenschaftlichen Community multipliziert (*Fehlermultiplikation*) (Kiecolt & Nathan, 1985; Roose, 2013). Hier liegt ein zentraler Unterschied zum Theory-Driven-Approach, weil über diesen zwar sicherlich auch fehlerbehaftete Werte und Ungenauigkeiten entstehen (Groves, 2004), jedoch wären diese nicht in vollem Umfang identisch mit den ursprünglichen gewesen und es würden somit nicht die identischen Fehler erneut bestätigt bzw. für die Community „validiert“.

Ein weiteres Problem in diesem Kontext besteht darin, dass selbst wenn sich die Forscher der Messfehler bewusst wären, ihnen als Sekundärforscher zumeist die Kontextinformationen und Metadaten fehlen, die es ggf. ermöglichen könnten, diesen Fehler abzuschätzen oder zu bereinigen (Roose, 2013; Star & Lampland, 2009).⁵⁵

„His real problem is simply that he may not know enough about the original procedures to make a sound appraisal of errors in the data“ (Hyman, 1972, S. 27).

Auch für die Aussagekraft und den Erkenntnisgewinn der Analysen kann die Nutzung von bestehenden Indikatoren Folgen haben. Denn zumindest in der wissenschaftlichen Tradition ist der Erkenntnisgewinn deutlich höher, wenn einander stützende Ergebnisse unabhängig voneinander zustande gekommen sind und sie kein Ergebniscluster bilden, weil die gleiche Datenquelle genutzt wurde (Roose, 2013). Mit der Beschränkung des Handlungsfeldes auf die Bereiche, in denen bereits Daten vorhanden sind, sinkt weiterhin auch die Wahrscheinlichkeit auf innovative Ideen und Erkenntnisse zu stoßen. Zumeist ermöglicht ein solch beschränktes Handlungsfeld lediglich das bestehende Wissen zu illustrieren oder deren Parameter abzuschätzen bzw. gegebenenfalls etwas zu präzisieren (Desrosières, 2002).

Ebenfalls ist empirisch gewonnenes Material in hohem Maße *feld-* und *zeitspezifisch*, denn es wird in bestimmten Praxisfeldern gewonnen. Aus diesem Grund sind sie an die in diesen Feldern *„herrschenden Spielregeln und Machtverhältnisse, an die anerkannten Deutungen und Symbolsysteme gebunden“* (Weischer, 2005, S. 179). Hieraus kann resultieren, dass im Zuge der Generierung der Daten unter Umständen ganz andere theoretische Annahmen und Überlegungen den Forschungsprozess beeinflusst haben (z. B. Datenerhebung, Gewichtung, etc.), als bei der Sekundäranalyse. All dies kann dazu führen, dass die Indikatoren zu unspezifisch für das Untersuchungsfeld werden und dadurch zu einer schlechten Validität, also einer schlechten Passung zwischen Indikator und realem Phänomen führen (Mayntz, Holm & Hübner, 1978; Peeters et al., 2014).

Zugleich besteht bei einem Data Driven Approach auch die Gefahr, dass theoretische Modelle ausgeblendet oder nur unzureichend abgebildet werden, weil nicht genügend Daten vorhanden waren oder aber Modelle und Indikatoren nur aus dem Grund erstellt werden, weil ausreichend

⁵⁵ Zwar entschärfen heute die detaillierten Dokumentationen und Metadaten zu den Datensätzen dieses Problem. Beim ESS z. B. stehen umfangreiche Makrodaten zu den beteiligten Ländern und umfangreiche Informationen zu Geschehnissen im Befragungszeitraum zur Verfügung jedoch ersetzen diese zumeist die direkten Primärerfahrungen nicht (Roose, 2013). Weiterhin ist die Vermutung sicherlich angebracht, dass der Versuch die vielfältigen Entscheidungsketten der Datenerhebung und -aufbereitung, bis hin zu den lokalen Rohdaten oder einem Kreuzchen im Fragebogen des Zensus nachzuvollziehen in der Regel scheitern würde (Heintz, 2012).

Daten in einem Bereich vorhanden sind, sie aber zur Beantwortung der Fragestellung nicht dienlich sind (Jacob, 2006; Schnell et al., 2011).

„This type of approach, is dependent on the availability of [...] data which may not be available [...] Consequently, adopting this type of approach can result in poor construct validity“ (Hanafin et al., 2013).

Dies birgt die Gefahr, dass Indikatoren gebildet werden, die sich ausschließlich an der vorhandenen Empirie bzw. an der Machbarkeit orientieren. Die Auswahl und Eignung der Indikatoren wird dann schwer nachvollziehbar bzw. plausibel begründbar, wenn z. B. nicht alle wichtigen Bereiche des sozialen Phänomens repräsentiert werden. Auch hier wäre die Folge eine schlechte Passung des Indikators (Hermann, 2006; Jacob, 2006; Kiecolt & Nathan, 1985; Kopp et al., 2012; Roose, 2013; van Deth, 2003).

Neben den Argumenten der methodischen Untersuchungspraxis spricht auch aus wissenschaftstheoretischer Perspektive einiges gegen die Verwendung des Data-Driven-Approachs. Eine Perspektive setzt dort an, dass Theorien aus einer unendlichen Menge an theoretischen Konstrukten bestehen, welche wiederum über unendlich viele Indikatoren operationalisiert werden können. Dementsprechend ist es häufig nicht zweckdienlich diese unendliche Menge an theoretischen Konstrukten über eine endliche Anzahl an Indikatoren, die über den vorhandenen Datenbestand vorgegeben werden, abzubilden (Popper, 1982). Diese Kritik der Reduktion auf eine endliche Anzahl an Indikatoren gilt zwar auch für einen Theory-Driven-Approach, jedoch kann dieser zumindest über die theoretische Reflexion die bestmöglichen Indikatoren operationalisieren und zentrale Aspekte, die im vorhandenen Datenbestand fehlen ggf. über eine Primäranalyse ergänzen (Roose, 2013). Weiterhin ist es in der Regel schwer und kaum möglich, eine bestehende Sammlung an Daten nachträglich eindeutig zu einer einzigen theoretischen Konstruktion zuzuordnen, was mit einer unschärferen Interpretation einhergehen kann (Kuhn, 1967).

Zusammenfassend bedeutet dies, dass der Data-Driven-Approach neben den Vorteilen der einfachen Realisierbarkeit zahlreiche Probleme auf unterschiedlichen Ebenen mit sich bringt. Eine solche Strategie erodiert zumeist die Aussagekraft eines Indikators für den zu untersuchenden Tatbestand und damit die Qualität der Wissensgrundlage. Zentrale Gründe hierfür sind vor allem, dass das Fundament des Indikators durch Informationsdefizite und Datenlücken geprägt ist (Jacob, 2006) und dass der theoretische Bezugsrahmen und dadurch die Anknüpfungspunkte sowie die Einbettung an vorhandenes Wissen fehlt oder zumindest nicht ausreichend gegeben ist (Scheuch & Scheuch, 2003b). Denn neben oder anstatt Plausibilitätskriterien spielen hier externe zweckgebundene Faktoren, also das Vorhandensein bzw. Nicht-Vorhandensein von Daten eine zentrale Rolle bei der

Wissensproduktion, was dazu führen kann, dass nicht der bestmögliche Indikator als Wissensbasis genutzt wird, sondern ein verfügbarer. Aus diesem Grund ist eine solche Strategie nur wenig geeignet, um wissenschaftliche oder politische Fragestellungen systematisch, präzise und valide zu beantworten und als Wissens- und Informationspool für eine nachhaltige Berichterstattung oder eine wichtige politische Entscheidung zu dienen (Hansson et al., 2014; Willems et al., 2010).

Agenda-Driven-Approach

Mit der zunehmenden Wichtigkeit von Wissen und Indikatoren für die unsicheren Entscheidungskontexte der Moderne lässt sich mit stark ansteigender Tendenz auch eine dritte Strategie beobachten. Danach fungieren Relevanzen, Strategien und Ziele als rahmende Vorgaben für eine Untersuchung und somit auch für die Bildung der Indikatoren (Hanafin et al., 2013; Hopman, de Winter & Koops, 2014). Im Falle dieses Approaches sind die politischen Strategien und Leitlinien in den Prozess der Indikatorbildung integriert und die Politik nimmt aktiv Einfluss auf diesen Prozess (Jung et al., 2014). Das schränkt im Gegenzug vor allem den ersten Schritt der Operationalisierung, die theoretischen Vorarbeiten im Rahmen der Konzeptspezifikation, maßgeblich ein oder ersetzt diese im Extremfall sogar. Ziel ist es hier die Indikatoren zu nutzen, um bereits bestehende spezifische Probleme und Fragestellungen möglichst schnell zu lösen oder neue Politikprogramme zu formulieren und zu legitimieren. Man spricht hier von einem „Concern-Driven-Approach“, „Agenda-Driven-Approach“ oder „Policy-Driven-Approach“ (Hansson et al., 2014; Willems, 2014).

Auch diese Vorgehensweise ist für die Evidenzbasis jedoch mit Folgen verbunden. Einerseits geht hiermit die Gefahr einher, wenig fundierte ad hoc Informationen auf Basis eines häufig unrelia blen Indikatorsets zu präsentieren (Carley, 1981). Andererseits gibt man den Auftraggebern, also beispielsweise der Politik, die Möglichkeit die Ergebnisse aktiv entsprechend der eigenen Relevanzwelten zweckrational zu beeinflussen. Dies kann einerseits bedeuten, dass das Wissen sehr spezifisch und sozial robust für die praktische Anwendung wird, andererseits kann dies auch zur Folge haben, dass die Sozialberichterstattung kein neutrales Wissen mehr generiert, sondern sich entlang der Rahmungen der Auftraggeber orientiert. Dann besteht die Gefahr, dass anstatt sozialen Tatsachen eher sozial belangvolle Bedeutsamkeiten untersucht werden (Latour, 2007; Lessenich, 2014) und die Untersuchungen in institutionell vorgegebenen Realitäten der etablierten sozialen Ordnungen eingeschlossen werden (Wehling, 2014). Ein weiteres bekanntes Phänomen, welches die Qualität der Indikatorbildung beeinflussen kann, ist das Phänomen der „*Satisficings*“ (Simon, 1957), bei dem nicht nach einer optimalen Indikatorlösung gesucht wird, sondern lediglich nach einer akzeptablen Lösung mit suboptimalen Eigenschaften (Bohle, 2012; Carley, 1981). Liest man

Studienergebnisse – wie beispielsweise das nachfolgende Zitat – so besteht durchaus Grund zu der Vermutung, dass Indikatoren, die im Rahmen einer Policy Driven Forschungsstrategie definiert wurden, an den tatsächlichen Problemen vorbeigehen.

„Our study also shows an important gap between current QoL's indicators defined by policies and means defined by local people“ (Zorondo-Rodríguez et al., 2012).

Bei all den negativen Effekten sollte zumindest auch auf einen positiven Effekt dieses Approaches hingewiesen werden, denn durch ihn steigt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Indikatorset von seinen politischen Adressaten akzeptiert wird, weil es ihre Interessen widerspiegelt (Hanafin et al., 2013).⁵⁶

Beurteilung der Approaches

Betrachtet man die modernen Berichterstattungen, so wird deutlich, dass der von Besozzi (1976) angemahnte *„Gap zwischen theoretisch angewandten Konzepten und den in der Praxis angewandten Indikatoren“* (S.9) bis heute nicht geschlossen wurde. Heute entscheidet zumeist nicht, wie in den vorherigen Abschnitten empfohlen, die Theorie über eine plausible Konzeptspezifikation von Indikatoren. Sie begründen sich auf einem Konsensbeschluss von unterschiedlichen Experten eines Hybriden Forums, welche darüber verhandeln, ob potenzielle Indikatoren in der Lage sind, Aussagen über den Zustand eines Systems zu treffen und Implikationen abzuleiten (Hanafin & Brooks, 2009; Hermann, 2006). Sie sind *„abhängig von der Übereinkunft derer, die sie aufstellen und benutzen“* (Hermann, 2006) und eben auch von *„Verhandlungen über Ziele und Umfang, Stellenwert und Publizität der Expertise“* (Weingart, 2006). Die Verwertbarkeit der Erkenntnisse spielt eine zentrale Rolle bei der Beurteilung (Freshwater & Fisher, 2014; Kübler, 2009). In der theoretischen Rahmung wurde bereits erläutert, dass dies für den spezifischen Kontext zu sozial robustem Wissen führen kann. Jedoch zeigen die Ausführungen in diesem Kapitel weiterhin, dass man insbesondere bei der Entwicklung und Auswahl von geeigneten Indikatoren möglichst versuchen sollte, systematisch und theoriegeleitet vorzugehen, um so ein besseres Verständnis der sozialen Wirklichkeit zu erreichen (Espeland & Sauder, 2007; Espeland & Stevens, 2008; Fleck, 1980; Holden, 2009; Jacob, 2006; Kern, 1982; Kuhn, 1967; Star & Lampland, 2009). Denn ein theoretisches Fundament kann die Qualität der Informationen in unterschiedlichen Bereichen nachhaltig verbessern. Merton unterscheidet hier fünf zentrale Funktionen von Theorien im Kontext empirischer Untersuchungen (Merton, 1968b):

⁵⁶ Siehe hierzu auch die unterschiedlichen Qualitätsperspektiven von Indikatoren in Abschnitt 5.5.2 von Teil B.

1. Sie erleichtern es Beziehungen und Kausalitäten in den Daten zu finden und diese zu bewerten. Es besteht zudem die Möglichkeit über Theorien bessere und präzisere Aussagen zu tätigen und diese ggf. auf eine höhere Abstraktionsebene zu heben.
2. Durch ein ausgearbeitetes theoretisches System wird häufig die Reichweite der faktischen Ergebnisse entscheidend erweitert.
3. Die Theorie liefert einen Begründungszusammenhang und dadurch eine verlässlichere Grundlage für Vorhersagen als eine reine Extrapolation.
4. Die Umwandlung der empirischen Beobachtungen und Zusammenhänge in eine theoretische Aussage erhöht die Fruchtbarkeit der Forschung.
5. Die Theorie ist, sofern sie genau genug ist, determinierend. Sie reflektiert den Untersuchungsrahmen und steckt diesen über das vorhandene Wissen in dem Theoriebereich genau ab. Dadurch und durch einen gezielten aber neutralen Fokus auf Basis des vorhandenen Wissens, steigt die Wahrscheinlichkeit einer „entscheidenden Beobachtung“ oder dem „entscheidenden“ Experiment näher zu kommen.

Letzteres kann vor allem in Bezug auf die pragmatischen Approaches der Indikatorfindung als Kritik verstanden werden. Hier wird die systematische und umfassende Theoriebildung häufig durch zweckrationale externe Vorgaben eingerahmt und begrenzt (Merton, 1968c).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass eine theoretische Fundierung für die Operationalisierung von Indikatoren zentral ist. Denn dieses Fundament ermöglicht es, die ungeordnete Menge potenzieller Beobachtungen und Stimuli der Wirklichkeit hierarchisch, intersubjektiv nachvollziehbar und neutral entlang der Forschungsfragen zu gliedern und dadurch zu gewährleisten, dass die wesentlichen Faktoren in einem Problembereich abgebildet werden („kategoriale Abstraktionsleistung“) (Koopmans, 1947, S. 162; Lau & Beck, 1989, S. 101). Theorien sind Instrumente, welche durch die Realität leiten und es ermöglichen, sich in den Daten ausreichend zurechtfinden, um diese fundiert in eine Handlungs- oder Entscheidungsbasis zu übersetzen (Dluhy & Swartz, 2006).

„Wann immer man jedoch sich anstrengt, Theorien in „Research“ Fragestellungen zu verarbeiten, gewinnen die Daten selber einen veränderten Stellenwert. Sie beginnen zu sprechen“ (Adorno, 2002, S. 34).

Ohne eine neutrale theoretische Basis ist es zwar möglich statistische Zusammenhänge nachzuweisen, jedoch ist es zumeist problematisch, wertvolle Interpretationen und Implikationen über die Bedeutung der Zusammenhänge sowie Aussagen über ihre Plausibilität zu treffen (Merton, 1968b). Eine rein pragmatische Vorgehensweise kann zwar auch zu Ergebnissen führen, ob diese jedoch zufällig, durch einen externen Einfluss oder durch den Einfluss des Forschers entstanden sind, kann in der Regel nicht geklärt werden (Luhmann, 1992). Aus diesem Grund sollten die pragmatischen Strategien der Indikatorfindung nur im Notfall und trotz aller Zweckrationalitäten

möglichst geleitet von wissenschaftlichen Theorien genutzt werden. Denn wie schon Durkheim (1999) anmerkte, beugt eine eindeutige theoretische Orientierung der Gefahr vor „zu trennen was zusammengehört und umgekehrt“. Hat man diese nicht, so besteht die Gefahr „die tatsächlichen Beziehungen der Dinge zueinander zu verkennen und sich über ihre wahre Natur zu täuschen“ (S.23).

Aus diesem Grund formuliert Durkheim in seinem Werk „Les règles de la méthode sociologique“ schon im Jahre 1895 die folgende Regel:

„Der erste Schritt eines Soziologen muss also darin bestehen, die Dinge die er behandelt zu definieren, damit man weiß, und genau wie, um welches Problem es sich handelt. Das ist die erste und unumgängliche Voraussetzung einer jeden Beweisführung [...]; eine Theorie kann überhaupt nicht kontrolliert werden, wenn man die Tatsachen nicht kennt, denen sie Rechnung tragen soll“ (Durkheim, 1984, S. 131).

5.2.5. Die Operationalisierung von einfachen und zusammengesetzten Indikatoren

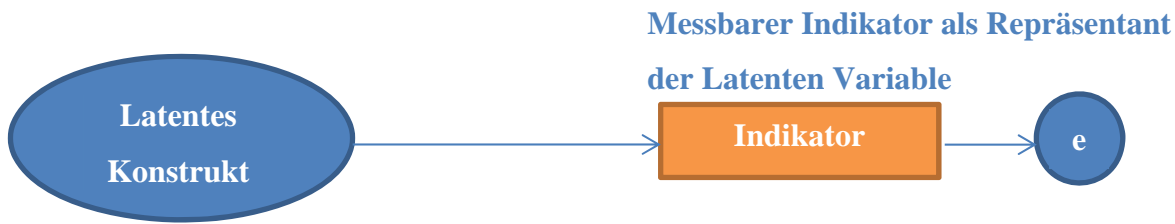
Reale Phänomene können über Indikatoren auf ganz unterschiedliche Weisen dargestellt werden. Die einfachste Möglichkeit ist einen einzelnen Indikator mit dem theoretischen Konstrukt, im Rahmen eines univariaten Messmodells, gleichzusetzen. Aus unterschiedlichen Gründen, die noch detaillierter beschrieben werden, nutzt man zur Beschreibung sozialwissenschaftlicher Phänomene zunehmend multivariate Messmodelle, die das soziale Phänomen über multiple Indikatoren betrachten (Besozzi, 1976; Meyer, 2007; Weiber & Mülhhaus, 2014).⁵⁷

Operationalisierung über einen Indikator

Bei einer Ein-Indikatorlösung im Rahmen eines univariaten Modells repräsentiert lediglich ein einziger Indikator das gesamte theoretische Konstrukt (Loo, 2002). Auch wenn eine Operationalisierung über ein gutes Item immer einer über mehrere schlechte Items vorgezogen werden sollte, besteht bei der univariaten Strategie aus methodischer Perspektive immer die Problematik, dass die Messungen zu einseitig sind und generell Messfehler enthalten können, die nicht quantifiziert werden können. Hier sind z. B. zufällige und systematische Fehler zu unterscheiden (Diamantopoulos, Sarstedt, Fuchs, Wilczynski & Kaiser, 2012; Gardner, Cummings, Dunham & Pierce, 1998; Schnell et al., 2011).

⁵⁷ Hier unterscheidet man beispielsweise die „formative typologisch-induktive Lösung“, und den reflexiven kausalanalytischen Ansatz (Besozzi, 1976, S. 22; Weiber & Mülhhaus, 2014, S. 109).

Abbildung 5 Latentes Konstrukt, welches durch einen Indikator erklärt wird



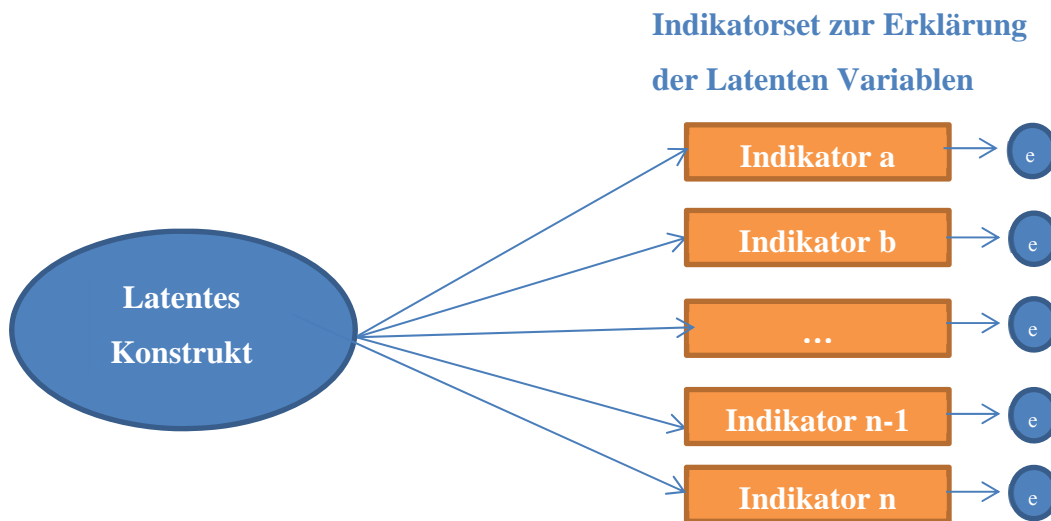
Eigene Erstellung

Die meisten sozialwissenschaftlichen Phänomene sind zu komplex, um lediglich durch einen Indikator adäquat und vor allem umfassend gemessen werden zu können. Schon aufgrund der bereits angesprochenen Austauschbarkeit der Indikatoren können relativ schnell ganz unterschiedliche Ergebnisse entstehen, je nachdem für welchen Indikator man sich in der Operationalisierung entscheidet. Beispielsweise zeigt sich bei der Analyse von Schichtzugehörigkeit, dass hier einzelne Indikatoren oft nicht ausreichen, um ein theoretisches Konstrukt zu operationalisieren. Infrage kommende Einzelitems (z. B. Bildungsniveau, Berufstätigkeit oder Einkommen) decken zumeist nur Teilaspekte des Theoriegebildes ab (Jacob et al., 2013; Weiber & Mülhhaus, 2014).

Operationalisierung über multiple Items

Diesen Problemen kann man begegnen, indem man zusätzliche Indikatoren nutzt, um auf deren Basis eine bessere Annäherung an das zu messende Konstrukt vorzunehmen (Costa, 2015; Diamantopoulos et al., 2012) und einen geeigneten „*Indikatorsatz*“ oder ein geeignetes „*Indikatorset*“ zu erstellen (Meyer, 2007, S. 200). Die Messungen solcher Konstrukte werden umso genauer, je mehr geeignete Indikatoren aus dem „Indikatoruniversum“ verwendet werden (Besozzi, 1976; Jacob et al., 2013; Schnell et al., 2011). Hier sollte bedacht werden, dass durch die mechanische Konstruktion dieser Indikatorsets, beispielsweise über die Zuordnung oder Verrechnung von einzelnen Indikatoren, ebenfalls Unschärfen und Verzerrungen bezüglich der Repräsentation des sozialen Phänomens entstehen können (Baur & Wagner, 2013; Høyland et al., 2012).

Abbildung 6 Latentes Konstrukt, welches durch ein Indikatorset erklärt wird



Eigene Erstellung.

Bei der Entscheidung über wie viele Indikatoren ein soziales Phänomen repräsentiert werden soll, ist es wichtig zu wissen, dass eine allumfassende Repräsentation eines theoretischen Begriffes bzw. Konstruktes prinzipiell auch über noch so viele Indikatorvariablen nicht zu leisten ist. Denn die Beobachtungsvariablen machen den theoretischen Begriff immer nur partiell, im Rahmen des durch sie gebildeten Eigenschaftsraum interpretierbar (Besozzi, 1976; Neyland, 2014). Aus diesem Grund sollte die Zahl der Indikatoren für jeden Forschungsansatz genau bedacht werden, denn mit jedem zusätzlichen Indikator wird auch das Modell komplexer und unübersichtlicher. Morgenstern weist schon im Jahre 1965 auf dieses Dilemma hin:

„Bei zu geringer Aggregation [(also eine Operationalisierung auf Basis zu vieler Items)] bleiben mehr Details bestehen, als wir bearbeiten können [...]; bei zu weitgehender Aggregation [(also eine Operationalisierung auf Basis zu weniger Items)] werden Tatbestände zusammengefasst, die nichts miteinander zu tun haben, und die so erzielten Modelle sind zwar leicht zu behandeln, haben aber, wenn überhaupt, nur geringen Informationswert“ (Morgenstern, 1965, S. 102).

Bei der Zusammenstellung der Indikatoren entsteht somit ein Trade-Off-Verhältnis zwischen Erklärungsgüte und Komplexität bzw. Übersichtlichkeit des Modells. Weiterhin warnt Blalock (1982) davor, multiple Messungen vorzunehmen ohne diese theoretisch zu fundieren, weil sie sonst zumeist zu willkürlichen, kaum zu interpretierenden Ergebnissen führen. Bei der Operationalisierung über multiple Items lassen sich grob zwei unterschiedliche Strategien unterscheiden, die Operationalisierung des Phänomens über einen Index oder über Schlüsselindikatoren.

Operationalisierung über einen Index

Ein Index ist eine Zusammenfassung mehrerer Einzelindikatoren, in der Regel über einen mathematischen Algorithmus, zu einer neuen Variablen. Sie werden vor allem verwendet um mehrdimensionale sozialwissenschaftliche theoretische Konstrukte als eine gemeinsame latente Variable darzustellen, z. B. die soziale Schicht (Schnell et al., 2011).

Ein Index stellt mehrdimensionale Phänomene durch eindimensionale Zahlen dar (Zeisel, 1970) und generiert dadurch einen einfach zu interpretierenden Überblick über eine komplexe mehrdimensionale Situation. Weiterhin bietet er die Möglichkeit diese transitiv zu vergleichen und über viele unterschiedliche Dimensionen Rangordnungen zu erstellen (Gruppen, Raum, Zeit etc.) (Heintz, 2010; Høyland et al., 2012; Noll, 2002; Shen, Hermans, Brijs & Wets, 2012).

Die Konstruktion eines Indexes ist jedoch aus unterschiedlichen Gründen immer mit der Gefahr verbunden die Realität verzerrt, unterkomplex oder schlichtweg falsch darzustellen (Høyland et al., 2012). Um die Konstruktion eines Indexwertes ausreichend zu reflektieren, ist es zentral die folgenden Fragen zu beachten (Diekmann, 2007; Noll, 2002):

1. Wie können die einzelnen Dimensionen eines zu quantifizierenden komplexen, multidimensionalen theoretischen Konstrukts möglichst vollständig identifiziert und separiert werden?
2. Auf welche und wie viele einzelne Indikatoren soll sich die Bildung eines Indexes stützen?
3. Wie lässt sich eine optimale Auswahl der Indikatoren gewährleisten?
4. Wie kann man Indikatoren, die auf unterschiedlichen Skalen und mit unterschiedlichen Maßeinheiten messen (z. B. Geldgrößen, Jahre, Anteilswerte etc.), zu einem Index kombinieren?
5. Nutze ich gleiche oder unterschiedliche Gewichte der einzelnen Elemente?
6. Welcher Algorithmus ist geeignet, um die einzelnen Bestandteile zu einem Index zusammenzufassen?
7. Welche Konsequenzen aus der Wahl der jeweiligen Aggregationsvorgabe entstehen, z. B. additiv oder multiplikativ?
8. Bleiben inter- und intrakategoriale Differenzen bestehen?

Operationalisierung über Schlüsselindikatoren

Eine Alternative zum Index bildet die Auswahl einer begrenzten Anzahl von Schlüsselindikatoren. Hier wird der Weg der Informationsverdichtung unter statistisch weit weniger voraussetzungsvollen Umständen als der Ansatz der Indexkonstruktion bestritten. Ob ein Indikator ein Schlüsselindikator ist oder nicht wird auf Basis unterschiedlicher Faktoren reflektiert. In traditionellen wissenschaftlichen Kontexten geschieht dies vor allem auf der Basis wissenschaftlicher Theorien, wohingegen in den heutigen hybriden Kontexten zumeist auch pragmatische Kriterien, wie das Vorhandensein von Daten oder spezifische Prioritäten und Relevanzen der einzelnen Akteure, eine wichtige Rolle spielen. (Atkinson, 2002; Noll, 2002; Porter, 2006; Terzi, 2012). Aktuelle Beispiele für die Verwendung von Schlüsselindikatoren finden sich beispielsweise in den verschiedenen 'indicator-collections' der EU, z. B. der Report „Indicators for Social Inclusion“.

Zusammenfassende Beurteilung

Beschreibt man soziale Phänomene auf Basis einer limitierten Anzahl an Indikatoren, so ist damit häufig verbunden, dass Kontingenzen verschleiert werden oder nicht zum Vorschein kommen. Dies birgt die Gefahr, dass der Blick auf dieses Phänomen verengt, verzerrt oder abgelenkt wird. Eine allumfassende Repräsentation eines theoretischen Begriffes bzw. Konstruktes ist prinzipiell – auch über viele Indikatorvariablen – nicht zu leisten, sie sind immer nur partiell interpretierbar. Jedoch steigt mit jedem geeigneten Indikator die Güte der Repräsentation, zugleich sinkt aber auch ihre Übersichtlichkeit und Handhabbarkeit (Baur & Wagner, 2013; Besozzi, 1976; Espeland & Sauder, 2007). Es besteht ein Trade-Off-Verhältnis zwischen Erklärungsgüte und Sensitivität sowie Komplexität des Modells. Diesem kann man zumindest bis zu einem gewissen Grad durch eine genaue Definition des Gegenstandsbereichs und der zentralen Aspekte, die für den Messvorgang von Belang sind, entgegenwirken, indem man seine Indikatoren möglichst fundiert erstellt (Blalock, 1982; Espeland & Sauder, 2007; Lessenich, 2014).

5.3. Datenquellen für Sozialberichte

Für Sozialberichte sind sowohl Daten aus dem Bereich der Demographie als auch Daten aus dem Bereich der Demoskopie relevant. Demographische Daten repräsentieren Informationen über die Bevölkerungsstruktur, die Verteilung der Bevölkerung im Raum bzw. Siedlungsstruktur(en) oder Entwicklungen der Größe und des Wachstums menschlicher Populationen sowie Anteile spezifischer Bevölkerungsgruppen, wie z. B. über die Zahl gebärfähiger Frauen, die Zahl der Jugendlichen unter 25 Jahren etc. Demoskopische Daten hingegen geben soziale Sachverhalte wieder, beispielsweise subjektive Daten, wie Kenntnisse, Einstellungen, Bewertungen und Erwartungen, die in der Regel mit Hilfe von Befragungen ermittelt wurden (Heintz, 2012; Jacob et al., 2013; Noelle-Neumann & Petersen, 2005). Für beide Bereiche gilt, dass das Vorhandensein und der Zugang zu qualitativ hochwertigen Daten eine zentrale Voraussetzung ist, denn wie Stevens (1946) es formulierte:

„[M]easurement is never better than the empirical operations by which it is carried out“.

Erheben die Akteure des Sozialberichtes die Daten selbst, so besteht die Möglichkeit, die Qualität der Daten aktiv zu beeinflussen. In der Praxis sind hingegen externe Akteure häufig die Datenherren (Administrationen, lokale Autoritäten oder Vereine). Daraus resultiert eine Abhängigkeit im doppelten Sinn: Der Sozialberichtersteller ist zum einen im Hinblick auf die Qualität und die Form der Daten von den externen Datenherren abhängig, denn hier haben die Akteure häufig ganz individuelle Methoden und Ansprüche. Und zum anderen ist er von ihnen abhängig, weil sie den Zugang zu den benötigten Daten verwalten. Denn auch hier gibt es unterschiedliche Verfahrensweisen, was das zur Verfügung stellen von häufig vertraulichen und sensiblen Informationen angeht (Le Roy et al., 2015).

5.3.1. Amtliche Daten

Ein zentraler Datenherr ist die amtliche Statistik. Sie erhebt mittels Volkszählungen, dem Mikrozensus, Einkommens- und Verbrauchsstichproben und sonstigen speziellen Erhebungen eine Fülle von soziodemographischen und sozioökonomischen Daten. Diese ermöglichen eine umfassende Bestandsaufnahme der objektiven Lebensbedingungen der Bevölkerung sowie eine Analyse von aktuellen oder potenziellen künftigen Problemlagen. Sie garantieren einen kontinuierlichen Datenpool, welcher es ermöglicht soziale Phänomene, wie Bevölkerungsaufbau, demografische Entwicklung, Gesundheit, Mobilität, Wirtschaft, Erwerbstätigkeit, Armut etc. für

unterschiedliche Aggregationsebenen darzustellen und zu analysieren. Aus diesem Grund nehmen sie im Rahmen von Sozialberichterstattungen eine bedeutende Rolle ein (Jacob, 2006; Jacob et al., 2013; Schnell et al., 2011). Das zentrale Ziel von Analysen auf Basis von Sekundärdaten ist zumeist, Entwicklungen, Trends oder Veränderungen, also Sozialen Wandel im Längsschnitt, zu betrachten und eventuelle Prognoseszenarien über Zeitreihenberechnungen zu generieren. Zentrale Voraussetzung hierfür ist eine kontinuierliche Datenbasis, also dass identische Indikatoren über wechselnde Grundgesamtheiten auf identische Art und Weise erhoben werden. Aus diesem Grund sind die in der amtlichen Statistik dargestellten Indikatoren traditionell relativ konstant. Auch die Anzahl der unterschiedlichen Merkmale ist zumeist eingeschränkt, um eine gewisse Übersichtlichkeit zu gewährleisten und die Komplexität des Datenbestandes einzuschränken (Alt & Bien, 2014; Fricke, 2007; Radermacher, 2005).

Amtliche Daten haben häufig das Image aufgrund ihrer hohen Fallzahl „genauere“ und exaktere Ergebnisse zu produzieren und werden deswegen präferiert (Lohmann, 2011). Diese Heuristik sollte jedoch im Hinblick auf die jeweilige Untersuchungssituation hinterfragt werden (Kapteyn & Ypma, 2007; Schumann, 2012). Denn heute gehen die Ziele von Sozialberichten in der Regel deutlich über das hinaus, was die Sozialstatistiken der amtlichen Datenherren als Datengrundlage zur Verfügung stellen. Sozialberichte haben den Anspruch die zentralen Bedingungen zu ermitteln, die den Sozialen Wandel, also Veränderungen der sozialen Strukturen und damit auch die Varianz in den Kennzahlen der amtlichen Statistik bewirken. Weiterhin wollen sie auch die Folgen abbilden, die durch diesen Wandel auf den eher subjektiven Ebenen entstehen (Alt & Bien, 2014).

5.3.2. Surveydaten

Subjektive Einstellungen der Gesellschaftsmitglieder sind für die heutigen Sozialberichterstattungen und eine angemessene Planung von politischen Handlungen fast ebenso zentral, wie Informationen über die sozial-strukturelle Situation der Untersuchungspopulation. Hierfür bieten Umfragedaten eine gute Möglichkeit, um den soziodemographischen Datenbestand zu ergänzen. Laut Ben-Arieh und Frønes (2011) ist es für einen Sozialbericht ideal, wenn ein System von theoretisch und zielspezifisch fundierten Indikatoren durch Surveydaten ergänzt wird. Nicht zu vergessen ist in diesem Kontext, dass die zentrale Voraussetzung für einen gültigen Repräsentationsschluss ist, dass die Daten im Rahmen einer Vollerhebung oder einer Zufallsstichprobe erhoben wurden. Ist dies der Fall, dann sind amtliche Statistiken und sozialwissenschaftliche Umfragen komplementäre Instrumente, von denen der Outcome einer Sozialberichterstattung nur profitieren kann (Alt & Bien,

2014; Diekmann, 2007; Jacob et al., 2013; Schnell et al., 2011). Denn ohne subjektive Meinungen, ohne Erwartungen der Individuen etc., die im Rahmen von Umfragen erhoben werden, kann die Sozialberichterstattung ihrer Aufgabe als Frühwarnsystems nur schwer nachkommen (Jacob, 2006; Reinecke, 2014; Roggenthin, 2008; Schumann, 2012).

Bei diesen Umfragen lassen sich zwei Unterarten differenzieren. Einerseits gibt es kontinuierliche institutionalisierte Surveys, die in der Regel aufgrund der Kostenintensität und dem hohen Aufwand durch zentrale Einrichtungen, wie Eurostat, ALLBUS etc. organisiert werden. Ihre Daten können die Ergebnisse der amtlichen Statistiken, im Rahmen der gesellschaftlichen Dauerbeobachtung sowie bei der Messung von Sozialem Wandel unterstützen und ergänzen (Lynn, 2009). Die Datensätze bieten zumeist die Möglichkeit subjektive Einstellungen und Wahrnehmungen etc. sowohl auf der Individual- als auch auf Aggregatebene zu analysieren und Zusammenhänge bzw. Kausalitäten zwischen Variablen zu ermitteln (Lynn, 2009). Allerdings teilen sie auch einige Probleme mit der amtlichen Statistik, beispielsweise das Dilemma zwischen Kontinuität und Flexibilität der Messungen (Cernat, 2014; Nissen, 2012, 2014). Hier ist es zwar rein theoretisch möglich, über ein Antragsverfahren einzelne Fragemodule in die variierenden Frageblöcke der kontinuierlichen Längsschnittsurveys zu integrieren. Praktisch findet diese Möglichkeit jedoch ihre Grenzen in der Beschränkung der zu Verfügung stehenden Umfragezeit und der Fülle an Anträgen, die eingehen (Jacob, 2006; Jacob et al., 2013; Schnell et al., 2011).

Alternativ können bei Bedarf auch eigene Primärerhebungen komplementäre Ergebnisse für einen Sozialbericht generieren. Diese haben den Vorteil, dass nicht mehr der Datenpool bestimmt, welche Phänomene messbar sind, sondern die Möglichkeiten und Interessen des Forschers. Ein Längsschnittdesign ist hier jedoch in den meisten Fällen nicht zu realisieren. Aufgrund eingeschränkter Ressourcenausstattungen bieten sich in der Regel lediglich Möglichkeiten einer einmaligen Querschnittserhebung. Diese Daten sind dann nicht unbedingt geeignet, um Sozialen Wandel zu beschreiben, können jedoch seine Bedingungen und Folgen sowie die subjektiven Einstellungen dazu ermitteln und dadurch die Informationen des Sozialberichtes sinnvoll präzisieren (Alt & Bien, 2014; Jacob, 2006; Jacob et al., 2013).

5.3.3. Datenarten: Aggregat- versus Individualdaten

Die Daten, die ein Sozialbericht zur Bildung seiner Indikatoren zur Verfügung hat, können sich neben den Quellen auch bezüglich der Datenarten unterscheiden. Auch diese können das Potenzial des Berichtes nachhaltig beeinflussen. Generell lässt sich sagen, dass Individualdaten in allen

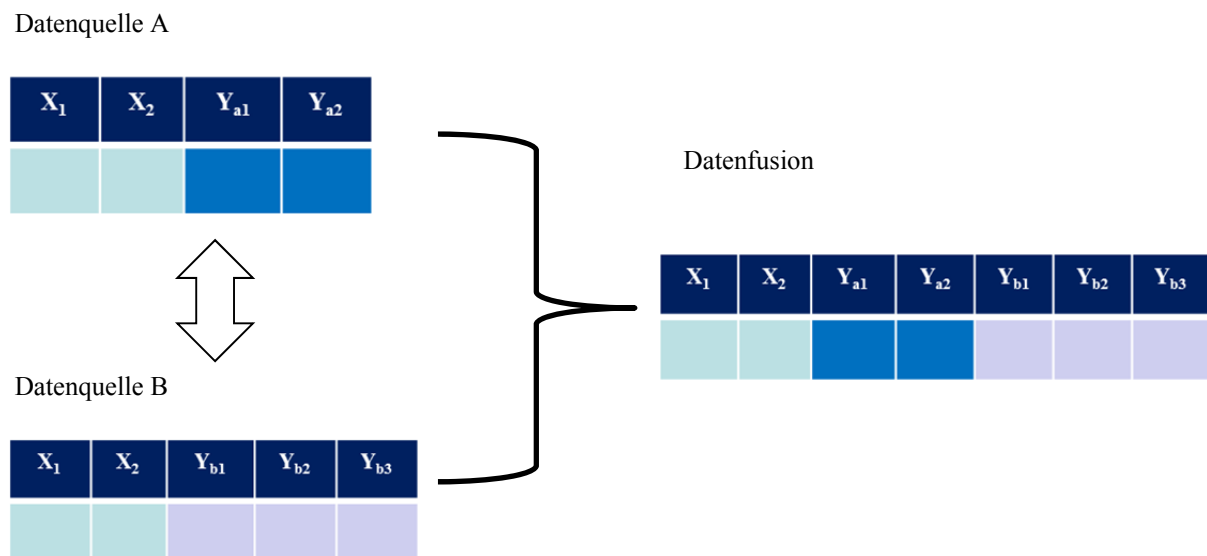
Analyseszenarien zu präferieren sind (Hanafin & Brooks, 2009), häufig jedoch nur Aggregatdaten verfügbar bzw. zugänglich sind (Schnell et al., 2011). Diese beschreiben Merkmale und Eigenschaften von Mengen oder Gruppen (Gemeinden, Städten, Ländern, Jugendlichen etc.) zumeist anhand von Anteilswerten oder Mittelwerten, welche aus einzelnen individuellen Untersuchungseinheiten zusammengesetzt sind, z. B. Scheidungsfälle in einer Gemeinde oder durchschnittlicher Bildungsabschluss in einem Stadtteil. Diese Darstellungen erklären in der Regel zwar „*ein[en] signifikanten Teil der Varianz soziologischer Daten*“ (Etzioni, 1969, S. 149), jedoch kommt es bei dieser Datenart zumeist spätestens dann zu Problemen, wenn Zusammenhänge zwischen Aggregatdaten-Variablen interpretiert werden. Hier besteht die Gefahr eines ökologischen Fehlschlusses, weil keine Informationen über die Individuen vorliegen und die Varianz innerhalb der Gruppen (also auf der Mikroebene; „*Within Varianz*“) nicht berücksichtigt wird (Holtmann, 2010; Pickel & Pickel, 2006). Ökologische Korrelationen geben lediglich Hinweise auf mögliche Zusammenhänge und sind somit geeignet, um Zusammenhangshypothesen aufzustellen und andere deskriptive Analysen durchzuführen. Hypothesenprüfungen auf Basis aggregierter Gruppenwerte sind nur unter ganz bestimmten Umständen verlässlich. Nach Möglichkeit sollten hierfür immer Mikrodatensätze genutzt werden (King, 1997).

5.3.4. Datenfusion: Möglichkeiten und Grenzen der Verbindung und Kompatibilität unterschiedlicher Datenarten und Quellen

Beim Arbeiten mit unterschiedlichen Datenarten und unterschiedlichen Datenquellen ergibt sich zwangsläufig die Frage nach einer Möglichkeit diese zu verbinden bzw. die Frage inwiefern diese Datenquellen kompatibel zueinander sind. Diese ist die zentrale Fragestellung einer jeden Datenfusion. Der Begriff Datenfusion bezeichnet den Fall, in dem mindestens zwei unabhängig entstandene Datenquellen, die zumeist dasselbe Objekt oder eng miteinander zusammenhängende Objekte in der Realität beschreiben, „*übereinandergestapelt*“, also gematcht werden.⁵⁸ In der Regel ist die Situation so, dass es zwei Gruppen von Variablen gibt, eine Gruppe, die in allen Datenquellen vorkommen (X) sowie eine Gruppe von Variablen (Y), die nur in jeweils einer Datenquelle vorkommen (Bleiholder & Naumann, 2011; Meinfelder, 2013).

⁵⁸ Dieses Vorhaben scheitert zumeist schon an der sehr heterogenen Struktur der Daten und dem damit verbundenen Aufwand bei der Bereinigung der Daten (Jacob, 2006, S. 253).

Abbildung 7 Datenfusion



Eigene Erstellung in Anlehnung an Bleiholder & Naumann (2011).

Zentrale Voraussetzung für eine eindeutige Verbindung der Datensätze ist eine gemeinsame Schlüsselvariable, die die jeweiligen Fälle in den Datensätzen exklusiv charakterisiert.⁵⁹ Sie dient als Verknüpfungsbasis des Matchings und ist die Voraussetzung dafür, eine exklusive Zuordnung von unterschiedlichen Datensätzen gewährleisten zu können (Jenkins, Lynn, Jäckle & Sala, 2005). Die Schlüsselvariable fehlt in der Praxis der Sozialberichterstattung zumeist aus unterschiedlichen Gründen, wie beispielsweise datenschutzrechtliche Aspekte oder der Tatsache, dass keine eindeutigen Schlüsselvariablen erhoben wurden, weil ein Matching zum Erhebungszeitpunkt nicht intendiert war.

In solchen Fällen besteht theoretisch die Möglichkeit, diese Datensätze ohne eine solche Schlüsselvariable über sogenannte statistische Matchingsansätze zu fusionieren, die beispielsweise einen Ähnlichkeitskoeffizienten auf Basis ausgewählter Variablen (Matchingvariablen)⁶⁰ in den Datensätzen errechnen. Diese gelten dann als Basis, um statistische Zwillinge in den unterschiedlichen Datensätzen zu ermitteln und einander zuzuordnen. Einer der prominentesten Ansätze in diesem Bereich ist das „*Propensity Score Matching*“, welches beispielsweise angewendet wird, um das Re-Identifikationsrisiko von Registerdaten zu berechnen (Bacher, 2002; Décieux, 2012; Rosenbaum & Rubin, 1983, 1985).

Für die Sozialberichterstattung sollte man jedoch bedenken, dass die errechneten Ergebnisse, wie

⁵⁹ Wie z. B. eine Sozialversicherungsnummer etc.

⁶⁰ Beispielsweise: Alter, Geschlecht, Bildungsabschluss etc.

schon mehrfach erwähnt, häufig die Basis für Entscheidungen sind, deren Folgen in der praktischen Anwendung und Ausführung verbindlich werden. Aus diesem Grund sollte man in diesem Kontext die Anwendung eines solchen Matchingansatzes kritisch hinterfragen und in den meisten Fällen Abstand von einer solchen hypothetischen Konstruktion nehmen. Denn ohne Zusatzinformation ist die Validität der Aussagen dieser Daten, die mit Hilfe statistischer Fusionsalgorithmen verbunden werden, fragwürdig und nicht zu gewährleisten (Kiesl & Rässler, 2005).

5.4. Die Vergleichbarkeit von Indikatoren

Heute ist es zur gängigen Praxis geworden, auf Basis von standardisierten Sozialindikatoren Vergleichsstudien auf Basis unterschiedlicher Gleichheitsarithmetiken durchzuführen. Die traditionellen Vergleichsebenen sind Struktur, Raum und Zeit (Eurostat, 2003; Heintz, 2010, 2012). Nahezu allen Vergleichen wird zugrunde gelegt, dass das Konzept eines Indikators über die Vergleichsebenen zumindest möglichst ähnlich und im Idealfall gleich verstanden und operationalisiert wird.

5.4.1. Funktionale Äquivalenz als zentrale Grundlage des Vergleichs von Indikatoren

Dies bezieht sich auf alle Dimensionen des Messvorgangs. Man spricht hier von funktionaler Äquivalenz (Braun, 2000). Empirische Wahrnehmungen sind jedoch durch viele soziale, zeitliche und sachliche Faktoren gekennzeichnet und können je nach Kontext unterschiedlich wahrgenommen werden. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, dass Personen in ganz heterogenen Lebenssituationen beispielsweise die Fragen einer Umfrage unterschiedlich interpretieren oder nicht verstehen und aus diesem Grund anders antworten (Bonß, 1982) oder in unterschiedlichen Kontexten (hier vor allem nationalen) die Daten anders erhoben werden. Aus diesem Grund sind diese „*Perceptions of similarity*“ (Strang & Meyer, 1993) eine wichtige Vorbedingung für den Vergleich von Aggregaten. Häufig wird jedoch die Annahme funktionaler Äquivalenz in der Praxis unreflektiert angenommen. Dies führt dann häufig zu schlecht vergleichbaren Scores und verzerrten Ergebnissen. Hier spricht man von einem „*Construct Bias*“ (Davidov et al., 2015, S. 246). In dieser Situation kann man nicht genau trennen, ob die ermittelten Unterschiede tatsächlich zwischen den Dimensionen bestehen oder ob sie das Resultat von Drittfaktoren (beispielsweise Kontextfaktoren) sind (van de Vijver & Leung, 1997; Yu & Yang, 2015).

Zusätzlich können Probleme entstehen, wenn Daten in den Ländern unterschiedlich erhoben wurden (Stichprobenziehung, Methodenauswahleffekte, Designeffekte, Instrumenteneffekte, Interviewereffekte oder Methodeneffekte etc.). In diesen Fällen spricht man von einem „*Method Bias*“ (Décieux, 2012; Décieux & Hoffmann, 2014; Jacob et al., 2013; Podsakoff, MacKenzie & Podsakoff, 2012). Es können also unterschiedliche Probleme hinsichtlich der Methodik, vor allem auf der Ebene der Instrumente, entstehen (z. B. Validitätsprobleme), die die funktionale Äquivalenz beeinflussen.

Eine dritte Art von Verzerrungen, welche die funktionale Äquivalenz von Indikatoren beeinflussen kann, ist der „*Item Bias*“, wenn einzelne Items bzw. Indikatoren in verschiedenen Kontexten unterschiedlich verstanden werden und bezüglich ihrer Bedeutung einander nicht entsprechen. In diesem Fall bezeichnet man die Indikatoren als kulturell verzerrt (Braun, 2000; Van Deth, 1998).

Resümierend ist festzuhalten, dass es zahlreiche Gründe dafür geben kann, dass in unterschiedlichen Kontexten die Messkonstrukte nicht unbedingt funktional äquivalent sind, was mit einer verzerrten Vergleichsgrundlage einhergeht. Ein Vergleich ist nur dann wirklich sinnvoll, wenn in den unterschiedlichen Kontexten, die miteinander verglichen werden sollen, auch tatsächlich „das Gleiche“ gemessen wurde. Denn sonst ist nicht eindeutig verifizierbar, ob die gemessenen Unterschiede zwischen den einzelnen Kontexten tatsächlich bestehen oder ob diese die Konsequenz mangelnder funktionaler Äquivalenzen sind (Braun, 2000).

5.4.2. Die Vergleichsebenen eines Indikators

Die einzelnen Vergleichsebenen eines Indikators werden in der Regel in den Vergleich auf Basis unterschiedlicher Strukturmerkmale, den Vergleich auf Basis von räumlichen Merkmalen und den Vergleich über die Zeit unterschieden. Dieser Abschnitt behandelt die Ebenen zwar getrennt voneinander, ein Vergleich, der auf allen drei Ebenen stattfindet ist jedoch durchaus denkbar, beispielsweise der Entwicklung (Zeit) der Bildungsabschlüsse von Migranten (Struktur) in Europa (Raum) (Eurostat, 2003; Heintz, 2010, 2012).

Vergleichbarkeit von bestimmten Strukturmerkmalen

Die gängigste Vergleichsebene, die mit nahezu jeder Form von Daten durchgeführt werden kann, ist die auf der Strukturebene. Hier werden *bestimmte Strukturgruppen* bezüglich sozialer Phänomene verglichen und signifikante Unterschiede auf die jeweilige Gruppenzugehörigkeit zurückgeführt (Alt & Bien, 2014). Beispiele für gängige Strukturgruppenvergleiche sind z. B.

- Migranten versus Einheimische
- Männer versus Frauen
- Jugendliche versus Rest der Bevölkerung
- Familienformen (Großfamilie, Alleinerziehende, ...)
- Erwerbslose versus Erwerbstätige
- Etc.

Vergleichbarkeit von Daten über die Zeit

Auf der Ebene der Zeit ist die Intension des Vergleiches zumeist Veränderungen, Entwicklungen und Trends abzubilden sowie über prognostische Verfahren oder Simulationen Zukunftsszenarien zu ermitteln. Voraussetzung hierfür sind in der Regel Längsschnittdaten und ein kontinuierliches Set an identischen Indikatoren sowie eine längerfristig angelegte Untersuchung (Iacovou, Kaminska & Levy, 2012; Lohmann, 2011; Schnell, 2006). Dies bedeutet eine Einschränkung der Flexibilität, z. B. bei der Reaktion auf Sozialen Wandel oder aber wissenschaftlichen Fortschritt. Das Steuern anhand von Indikatoren bedeutet also überspitzt gesagt die Annahme, dass ein *„Indikator als nicht mehr verbesserbar und als völlig richtig angesehen wird“* (Wagner, 2015).

Bedeutungsverschiebungen bei verwendeten Indikatoren im Zeitverlauf sind jedoch ein zentrales Problem. Es kann sogar vorkommen, dass bestimmte Indikatoren ihre Bedeutung zur Repräsentation vollends verlieren und gar nicht mehr im alltäglichen Sprachgebrauch vorkommen (Jacob et al., 2013; Sturgis, Allum & Brunton-Smith, 2009). Diese Veränderung oder Verflüchtigung der

Bedeutung des Indikators wird als *Volatilität* bezeichnet. Beispiele hierfür lassen sich viele finden. Es gibt Studien, die zu dem Schluss kommen, dass aufgrund von zunehmender Volatilität des politischen Verhaltens, Querschnitts- und Panel-Studien häufig die Dynamik der Meinungsbildung und Präferenzformierung nicht mehr abbilden können und diese aus diesem Grund auch nicht prognostizierbar sind (Schmitt-Beck, Faas & Holst, 2006). Auch objektive Wohlfahrtsindikatoren können von Volatilität betroffen sein. War z. B. das Vorkommen eines Mobiltelefons in einem Haushalt oder die Versorgung mit einem Internetanschluss vor einigen Jahren in Westeuropa noch ein Indikator für Wohlstand, so gehört diese Ausstattung heute immer stärker zum gängigen Standard in der Gesellschaft.⁶¹ Aber auch die Berufsfelder haben sich beispielsweise in den letzten Jahren deutlich gewandelt und das sogar, wenn sie von der Bezeichnung her konstant geblieben sind. Es können sich Qualifikationsanforderungen, Routinetätigkeiten und Inhalte vieler Jobs wandeln und verschieben, ein Beispiel wäre die Anzahl der geschriebenen Briefe als ein Indikator für Produktivität. Aber auch persönliche Fähigkeiten, wie beispielsweise insbesondere die Fähigkeiten am Computer, haben sich in ihren allgemeinen Bedeutungen und Verbreitungen in den letzten Jahren deutlich gewandelt und sind von Volatilität betroffen (Scheuch & Scheuch, 2003b).

Hieraus entwickelt sich ein wichtiges Entscheidungs dilemma für den Forscher, für welches es keine globale Lösung gibt. Er muss wählen zwischen einer Validitätsminderung seiner Ergebnisse, als Resultat der Volatilität der Indikatoren im konstanten Modell und einer Modifikation des Indikatormodells, was zu einem strukturellen Bruch der Zeitreihe führen kann und dadurch die Vergleichbarkeit der Daten über die Zeit mindert. Der Forscher muss hier für jeden Einzelfall eine spezifische Entscheidung treffen und diese möglichst präzise und intersubjektiv nachvollziehbar begründen.

Neben der Volatilität sind Längsschnittbetrachtungen immer auch mit anderen Verzerrungen verbunden. Eine zentrale Verzerrungsquelle sind hier die (nicht zufälligen) Ausfälle von Teilnehmern („*non-random attrition*“) und die Panelmortalität im Allgemeinen (Hausman & Wise, 1979; Lynn, 2009; Wooden & Li, 2013). Diese Form des Coveragefehlers wird immer relevanter, je mehr Wellen ein Panel andauert. Eine weitere Verzerrungsquelle kann auch die Tatsache sein, dass Fragen wiederholt gestellt werden. Hier ist es nicht unwahrscheinlich, dass Antworten aus vorherigen Wellen das Antwortverhalten in der aktuellen Welle beeinflussen („*panel conditionig*“) (Lazarsfeld, 1940; Lynn, 2009; Sturgis et al., 2009).

⁶¹ Teilweise geht die Tendenz sogar schon in eine Richtung, dass das Nicht-Vorhandensein des Merkmals zum Distinktionsmerkmal der Eliten wird.

Vergleichbarkeit von Indikatoren im Raum und Ansätze der Harmonisierung

Ein Vergleich auf der Ebene des *Raumes* geschieht z. B. darüber, dass Indikatoren über unterschiedliche sozialräumliche Ebenen miteinander verglichen werden. Hier können z. B. sehr kleine Aggregationsebenen, wie Häuserblocks, die Vergleichsgrundlage sein, andererseits aber auch supranationale Kontexte (Alt & Bien, 2014). Sie basieren auf der Annahme, dass standardisierte Indikatoren mehr oder weniger akkurate Repräsentationen von unterschiedlichen Institutionen und Situationen, auf unterschiedlichen Ebenen des Raumes sind, bzw. auf der Annahme der Übertragbarkeit von Messmodellen über verschiedene Ebenen des Raumes (Johnson, 2015; Niesen, 2008). Peeters et al. (2014) sprechen hier von „*Kommensurabilität*“ (S. 20).

Hier sind vor allem international vergleichende Studien eine große Herausforderung. Diese sollen einen Vergleich der jeweiligen Gesellschaft mit anderen internationalen Kontexten ermöglichen. Jedoch ergeben sich gerade in internationalen Vergleichen unterschiedliche Probleme und die Konstruktion der Indikatoren kann die Ergebnisse der Studie nachhaltig beeinflussen (Blom, 2009). Ländervergleiche sind beispielsweise nur für Länder möglich, die tatsächlich in Datensätzen enthalten sind. Oftmals liegen die Gründe der (Nicht-)Berücksichtigung jedoch in externen Faktoren, wie z. B. persönlichen Netzwerken, politischen Entscheidungen oder der Forschungsfinanzierung (Peeters et al., 2014).

Internationale Vergleiche gehen weiterhin zumeist mit zwei Annahmen einher: die Behauptung der Vergleichbarkeit von sozialen Phänomenen in unterschiedlichen Kontexten, Regionen, Ländern, Kulturen oder Institutionen und die methodische Korrektheit der Operationalisierungs- und Nutzungskonditionen sowie deren Einschränkungen (Braun, 2000; Davidov et al., 2015). Die Annahme von funktionaler Äquivalenz ist also bei internationalen Vergleichen besonders voraussetzungsvoll und gewagt, weil hier zumeist die Heterogenität des Untersuchungskontextes noch einmal deutlich zunimmt; einerseits zwischen den einzelnen Systemen der Länder und ihren Möglichkeiten, institutionalisierten Prozessen und Methoden, andererseits zwischen den einzelnen Akteuren, deren Fähigkeiten und kulturellen Kontexten (Heintz, 2012; Yu & Yang, 2015).

Aus diesem Grund gibt es seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein immer stärkeres Bestreben zur Harmonisierung, also zur Vereinheitlichung von Daten und der Voraussetzungen unter denen diese Entstehen (Porter, 2006).⁶² Hier entwickelte sich eine Forschungsdisziplin, die sich vor allem mit der Frage beschäftigt, ob soziale Tatbestände und soziale Phänomene in unterschiedlichen sozialen Kontexten miteinander vergleichbar sind oder nicht.

Um die aus der Heterogenität entstehenden Probleme zu überwinden, müssen drei Schritte eingehalten werden. Im ersten Schritt muss man mögliche sprachliche Barrieren aufheben, damit eine inhaltliche Validität erreicht wird. Traditionelle Ansätze versuchten dies über Hin- und Rückübersetzung, bei der die Items möglichst keinen Inhalt verlieren durften. Heutige Ansätze sind häufig noch einmal deutlich differenzierter, beispielsweise gliederte sich die Übersetzung des fünften European Social Survey in fünf Phasen (Übersetzungsphase, Reviewphase, Pretest, Dokumentation, Adjudikation bzw. Entscheidung durch einen Teamleiter, der beide Sprachen spricht und den Forschungsgegenstand kennt) (Harkness 2003). Im zweiten Schritt müssen die Messinstrumente international vergleichbar werden. Dies geschieht darüber, dass einheitliche Indikatorkategorien (einheitliche Berufsklassifikationen und deren Prestige oder Bildungsabschlüsse) gebildet werden. Hier lassen sich unterschiedliche Vorgehensweisen unterscheiden (Hoffmeyer-Zlotnik & Warner, 2012):

- Die Input Harmonisierung nutzt ein einheitliches Messinstrument.
- Die Output Harmonisierung ordnet die Daten nachträglich in ein gegebenes Kategoriensystem ein.⁶³

In einem dritten Schritt muss dafür gesorgt werden, dass die Erhebung in den einzelnen Kontexten unter möglichst ähnlichen Bedingungen stattfindet (Hoffmeyer-Zlotnik & Warner, 2012).

Wie bereits angedeutet, hat sich das Feld der Harmonisierung internationaler Daten und Statistiken in den letzten Jahren sehr entwickelt und es sind gemeinsame Standards und Vorgehensweisen entstanden, welche die Vergleichbarkeit der Länder deutlich erhöht haben. Jedoch bleiben Verzerrungen auf der Ebene der Realität der einzelnen Untersuchungsebenen (z. B. Nationen), welche durch die Unterschiede in der Sozialstruktur und den institutionellen Kontexten entstehen. Denn in der Regel ist es nicht möglich diese Unterschiede auf einzelne Kennzahlen zu reduzieren (Peeters et al., 2014). Aus diesem Grund warnen Smith und Zhang (2011) auch vor komplexen

⁶² Hoffmeyer-Zlotnik und Warner (2012) datieren den Anfang von internationalen Harmonisierungen auf das Jahr 1948. Hier wurde das Demographic Yearbook der Vereinten Nationen 1948 veröffentlicht, welches durch 22 Seiten mit Definitionen eingeleitet wurde, die sie als Harmonisierung deuten.

⁶³ Ein prominentes Beispiel ist hier die International Standard Classification of Occupations der International Labour Organization (ILO) (siehe: <http://www.ilo.org/public/english/bureau/stat/isco/>)

Modellen und Vergleichen einer großen Anzahl von Ländern auf Basis einer kleinen Anzahl an Indikatoren. Sie plädieren eher für einzelne Fallvergleiche, in welchen auch spezifische Besonderheiten der einzelnen Fälle berücksichtigt werden können.

5.5. Gütekriterien von Indikatoren

Bei der Entwicklung von Indikatoren ist weiterhin auf eine ausreichende Qualität zu achten. Diese hat unterschiedliche Dimensionen, die je nach Fall auch unterschiedlich stark gewichtet werden können (Dluhy & Swartz, 2006; Jacob et al., 2013; Meyer, 2007; Sirgy, 2010).

5.5.1. Allgemeine Qualitätsdimensionen von Indikatoren

Relevanz und Sensitivität sind die zentralen allgemeinen Qualitätsdimensionen, die eng miteinander verbunden sind. Relevanz bedeutet in diesem Fall, dass die Indikatoren die definierten Themenbereiche umfassend und zusammenhängend darstellen und charakterisieren. Hierfür sind vor allem zwei Ebenen wichtig (Hermann, 2006):

- *Die Problemrelevanz:* Darstellung der Konstrukte über die verschiedenen Gliederungsebenen und die Zeit.
- *Die Handlungsrelevanz:* Durch den Indikator dargestellte Informationen bilden über den Ist-Stand bzw. Entwicklungstendenzen eine Basis für eventuelle Maßnahmen, Programme oder Entscheidungen.

Ebenfalls zentral ist die Sensitivität eines Indikators. Diese beschreibt, dass der Indikator in der Lage ist, auf Veränderungen des relevanten Merkmals zu reagieren und diese möglichst präzise aufzuzeigen und in Form von Varianz abzubilden (Dluhy & Swartz, 2006; Hermann, 2006.).

5.5.2. Qualitätsdimensionen der Operationalisierung von Indikatoren

Am Prozess der Erstellung und Operationalisierung von Indikatoren sind viele Akteure beteiligt, welche unterschiedliche Interessen, Erwartungen und Ziele bezüglich der Indikatoren besitzen können. Aus diesem Grund kann man die Qualität eines Indikators auch nicht allgemein betrachten. Man muss die unterschiedlichen Relevanzen mit in die Qualitätsbeurteilung integrieren (Dluhy & Swartz, 2006; Sirgy, 2010). Hier sind fünf Perspektiven auf die Güte von Indikatoren von Relevanz, um deren Qualität zu beurteilen.

I. Die Güte der Indikatoren aus theoretischer Perspektive

Diese Qualitätsbeurteilung ist stark abhängig von der Qualität der Operationalisierung und der entsprechenden Konzeptspezifikation. Es geht vor allem um die logische Verknüpfung von einem latenten, nicht messbaren Phänomen und dem direkt messbaren Indikator, die über entsprechende Korrespondenzregeln realisiert werden. Aus diesen werden die Zuordnungsvorschriften abgeleitet, die Kausalzusammenhänge zwischen den Zuordnungskriterien und den Objekten unterstellen. Qualität bedeutet aus dieser Perspektive, dass die Zusammenhänge und die Zuordnungen eindeutig abgrenzbar und durch geeignete Prüfverfahren zu testen sind und dass die Theorien die realen Zusammenhänge möglichst gut und umfassend beschreiben (Jacob et al., 2013; Meyer, 2004, 2007).

II. Die Güte der Indikatoren aus methodischer Perspektive

Die Qualitätsbeurteilung aus methodischer Perspektive hängt maßgeblich von den Apparaturen ab, die die Messungen durchführen, also die Instrumente, die numerische quantitative Indikatoren über Messvorgänge produzieren (Heintz, 2007). Zentrale Qualitätsvoraussetzungen einer jeden Messung sind Reliabilität und Validität.

Die Reliabilität einer Messung beschreibt ihre Zuverlässigkeit, also die Tatsache, ob wiederholte Messungen zu gleichen Ergebnissen führen. Reliabilität ist somit die notwendige Bedingung einer qualitativ hochwertigen Messung (Jacob et al., 2013). Die Validität hingegen ist ein Maß für die Gültigkeit der Messung. Sie bildet die hinreichende Bedingung und beschreibt inwiefern die Indikatoren auch wirklich das theoretische Konstrukt messen bzw. abbilden (Jacob et al., 2013).

Zusammengefasst geht es innerhalb der Forschungspraxis in der Regel darum zu entscheiden, ob und ab wann man Messungen als objektive Merkmale der Außenwelt sehen kann und ab wann sie tendenziell eher als Artefakte zu bezeichnen sind, die durch das verwendete Messverfahren entstanden sind. Hierzu beurteilt man in der Regel, ob Theorie und Messung/Beobachtung übereinstimmen (Heintz, 2007).

III. Die Güte der Indikatoren aus der Perspektive der Praxis (Durchführbarkeit)

Diese Qualitätsdimension bezeichnet die Güte der Durchführung. Eine optimale Durchführung unter theoretischen und methodischen Gesichtspunkten wird meist durch eine begrenzte Ressourcenausstattung (Zeit, Geld, Personal, usw.) beschränkt. Hier gilt es vor allem zu beurteilen, was mit den zur Verfügung stehenden Mitteln realistisch zu erreichen ist und inwiefern dies erreicht wurde (Hezri & Dovers, 2006; Wagner, 2015).

IV. Die Güte der Indikatoren aus der Perspektive von Kosten und Nutzen

Eng mit der Perspektive der Durchführbarkeit hängt die Dimension der Relation von Kosten und Nutzen zusammen. Diese Perspektive wägt auf ökonomische Weise den Aufwand und Ertrag unterschiedlich komplexer alternativer Operationalisierungen gegeneinander ab und versucht die jeweils effektivste Lösung für den spezifischen Anwendungsfall zu finden. Hier werden beispielsweise der Aufwand und Ertrag einer Primärerhebung gegenüber einer Verwertung von Sekundärdaten gegeneinander abgewogen (Espeland & Stevens, 1998; Wagner, 2015).

V. Die Güte der Indikatoren aus der Akzeptanzperspektive

Die Akzeptanzperspektive beurteilt, inwieweit die Messergebnisse als Entscheidungsgrundlage von ihren Adressaten akzeptiert und anerkannt werden („*marketability*“) (Burchard, 2015; Hezri & Dovers, 2006; Jung et al., 2014). Indikatoren können in allen Punkten der Qualitätsbeurteilung positiv bewertet werden. Fehlt ihnen die Akzeptanz, so haben sie kaum einen Nutzen und sind ggf. eine Verschwendung von Ressourcen. Holden beschreibt das wie folgt:

„If you don't get their attention and you don't get them activated, what's the point of having the indicator? Things are just going to keep drifting around in the wrong direction“ (Holden, 2009, S. 436).

Um diese Aufmerksamkeit auf Adressatenebene zu generieren ist es insbesondere wichtig, dass die Indikatoren und ihre Ausprägungen so für die Adressaten übersetzt werden, dass sie diese trotz unterschiedlicher Positionen und Kontexte (z. B. aus der Politik, der Praxis oder den Medien) problemlos verstehen können (Dluhy & Swartz, 2006; Müller, 2015; Sirgy, 2010; Wagner, 2015). Ein gutes Beispiel in diesem Kontext ist der Human Development Index (HDI)-Indikator, der methodisch häufig in der Kritik steht, jedoch weltweit beständig genutzt wird und international ein anerkanntes Instrument darstellt, vor allem weil er relativ einfach zu interpretieren ist und von den weltweit anerkannten Organisationen als Maß für soziale Ungleichheit genutzt wird (Krämer, 2012; Morse, 2004). Auch wenn die Aufmerksamkeit und Akzeptanz auf Seiten der Akteursebene nicht immer durch die Sozialberichterstatter zu steuern ist, gibt es einige Eigenschaften, die zumindest die

Wahrscheinlichkeit von Wahrnehmung und Akzeptanz fördern können. Hierzu zählt beispielsweise, dass der Indikator einen aussagekräftigen Namen hat, der möglichst einschlägig beschreibt, welches Phänomen er darstellt. Weiterhin sollte er eine übersichtliche Struktur haben, die es auf einfache Art ermöglicht Vergleiche oder Rangfolgen zu bilden (Davis, Fisher, et al., 2012).

Beurteilung der Qualität von Indikatoren

Wie bereits in der Einleitung dieses Abschnittes erwähnt, sind diese Perspektiven je nach Anwendungskontext unterschiedlich relevant. Eine Gesamtbeurteilung berücksichtigt jedoch in der Regel alle der hier genannten Qualitätsmerkmale von Indikatoren und wägt die Vor- und Nachteile von einzelnen Indikator-Operationalisierungen gegeneinander ab (Meyer, 2007). Gerade die drei letzten Kriterien werden in den Diskussionen im Rahmen der Hybriden Foren besonders häufig aufgegriffen. Holden (2009) beschreibt, dass die am Erstellungsprozess beteiligte Community die Qualität und Eignung der Indikatoren gemeinsam bewertet. Hier unterscheidet er vier unterschiedliche Teilcommunities, die relevant werden (S. 433):

- „*community of elected officialdom*“,
- „*the community of engaged publics*“,
- „*the community of ethnic and cultural difference*“,
- „*professional communities*“.

Ihre unterschiedlichen Relevanzwelten, spezifischen Methoden und Interessen können das Design der Indikatoren nachhaltig beeinflussen. Denn in der Regel werden diese in der Community ausgehandelt und gegeneinander abgewogen, bis im Idealfall ein Konsens zwischen den Akteuren besteht (Holden, 2009).

C) Forschungsdesign, Methoden und analytische Strategie

Teil C beschäftigt sich mit dem Forschungsdesign und der analytischen Strategie der Studie sowie mit den Methoden der Datenerhebungen und der Datenanalyse. Er beginnt mit einem Rückblick auf Ziele dieser Arbeit und leitet in das empirische Vorhaben dieser Ausarbeitung ein (*Kapitel 1*). Es folgt eine Herleitung des theoretischen Leitmodells der empirischen Studie, welches die Vorgehensweise im Rahmen der empirischen Studie strukturiert (*Kapitel 2*). Hier werden in den einzelnen Abschnitten die Forschungshypothesen in Bezug auf die in Teil B beschriebenen Reflexionsrahmen für die einzelnen Untersuchungsdimensionen des Modells, die Strukturqualität (*Abschnitt 2.1*), die Prozessqualität (*Abschnitt 2.2*) und die Ergebnisqualität (*Abschnitt 2.3*) präsentiert.

Das hierauf folgende *Kapitel 3* beschäftigt sich mit der Methode der Fallanalyse. Hier grenzt *Abschnitt 3.1* unterschiedliche Formen der Fallanalyse voneinander ab und ordnet die Perspektiven der Fallstudien dieser Arbeit einer dieser Formen zu. Es folgt eine Präsentation der Stärken dieser Methode in *Abschnitt 3.2* in Bezug auf das Forschungsvorhaben sowie eine methodologische Reflexion des Geltungsbereiches von Fallstudien in Bezug auf ihre Generalisierbarkeit (*Abschnitt 3.3*).

Kapitel 4 befasst sich mit dem speziellen Design der Fallstudien der vorliegenden Arbeit, die als multiple Triangulationen organisiert sind. Dieses Design wird zuerst im Rahmen von *Abschnitt 4.1* erklärt und hergeleitet, bevor in *Abschnitt 4.2* seine Vorteile im Hinblick auf die Untersuchungsziele der Studie beschrieben werden.

Es folgt ein Kapitel, welches sich mit den unterschiedlichen Methoden der Datenerhebung auseinandersetzt (*Kapitel 5*). Hier werden in *Abschnitt 5.1* die Methode der Dokumentenanalyse und ihre Vor- und Nachteile beschrieben, bevor in *Abschnitt 5.2* die Strategie und die Methoden zur Erhebung von Individualdaten (Feldvorbereitung, standardisierte Onlineinterviews, Experteninterviews sowie Fokusgruppe) beschrieben werden. Das Kapitel schließt mit einer Ausführung zu der Anonymisierung der erhobenen Daten.

In Kapitel 6 wird die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse, die sowohl bei der Analyse der Dokumente, als auch bei der Analyse der Interviews und der Fokusgruppe angewendet wird beschrieben. *Abschnitt 6.1* befasst sich hier mit Aspekten der Datenaufbereitung, *Abschnitt 6.2* mit dem inhaltsanalytischen Prozess und *Abschnitt 6.3* fokussiert die Bündelung der Daten zu einem Gesamtreakonstruktionsergebnis.

Teil C schließt mit einer Abschlussreflektion der empirischen Studie dieser Arbeit im Hinblick auf die Gütekriterien der qualitativen Forschung (*Kapitel 7*). Es werden zum einen realisierte Maßnahmen beschrieben, um relevanten Qualitätskriterien der Erhebungssituation zu entsprechen (*Abschnitt 7.1*) und zum anderen umgesetzte Maßnahmen, um den generellen Gütekriterien wissenschaftlichen Arbeitens bezogen auf die qualitative Forschung zu entsprechen (*Abschnitt 7.2*).

1. Ziele der empirischen Untersuchung

Das Ziel des empirischen Teils dieser Ausarbeitung besteht darin, die Faktoren zu rekonstruieren, welche die Wissensproduktion im Hybriden Forum beeinflussen. Dies geschieht am Beispiel einer EU-Indikatoren-Expertengruppe. Um diese fundiert und detailliert zu ermitteln bedient sich die Studie zweier theoretisch geleiteter Fallanalysen.

Eine Fallanalyse anzuwenden bedeutet, dass möglichst alle Informationen zusammengetragen werden, die benötigt werden, um einen Sachverhalt zu verstehen und zu erklären (Gläser & Laudel, 2010). Für den Erfolg eines solchen Vorhabens ist es besonders wichtig, dass der Rekonstruierende einerseits in der Lage ist, die Perspektive der Beforschten nachzuvollziehen, andererseits aber auch immer seine objektive Forschungsperspektive einnimmt (Bohnsack, 2014). Die Vorgehensweisen bei einer Rekonstruktion entwickeln sich häufig in enger Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsfeld (Jansen, von Schlippe & Vogd, 2014).

Das ist im Fall der vorliegenden Arbeit die Wissensproduktion in Hybriden Foren, genauer gesagt im Rahmen der Expert Group on Youth Indicators. Sie ähnelt dem, was Jansen et al. (2014) als funktionsbezogene heterogene Organisationen bezeichnen:

„[E]ine Vielzahl sozialer Räume [...] [die] aufeinander[treffen], und die sich hieraus ergebenden sozialen Praxen sind eher durch das Abarbeiten unterschiedlicher Wissensbestände bestimmt als durch die Reproduktion eines einheitlichen und weitgehend homogenen konjunktiven Erfahrungsraums“ (Jansen et al., 2014).

Es gibt hier also eine Vielzahl infrage kommender Erklärungsvariablen, welche die Wissensproduktion beeinflussen. Diese finden sich zu einem großen Teil nur implizit im „organisationalen Geschehen“ (z. B. Absichten, Einstellungen, Intensionen, Prioritäten, Ziele und Hintergründe der Akteure oder aus ihren Handlungen entstehende Konsequenzen). Zum Ermitteln und Explizieren dieser Faktoren sind Fallstudien besonders gut geeignet: Sie ermöglichen eine detaillierte und ausgereifte Beschreibung eines Fallbeispiels, welche neben den offensichtlichen Vorgängen und Vorgehensweisen in der Expertengruppe auch die impliziten Zusammenhänge herausstellen kann. Hierüber kann man das Zusammenwirken von Faktoren analysieren und dadurch die zentralen Erklärungsfaktoren für die Outcomes rekonstruieren (Binder et al., 2015; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

Ziel dieser Fallanalysen ist eine möglichst differenzierte und detailreiche Datenerhebung und -analyse durchzuführen. Zentrale Leitfragen sind hier folgende:

1. *Wie funktioniert der Wissensdiskurs im Hybriden Forum?*
2. *Welche Faktoren beeinflussen die Produktion von Wissen in Hybriden Foren?*
3. *Wie wird der Wissensdiskurs der Experten gesteuert/kontrolliert?*
4. *Wie beeinflusst der Wissensdiskurs von Experten aus heterogenen Kontexten die Entwicklung und Operationalisierung von Sozialindikatoren?*
5. *Was sind die Möglichkeiten und Grenzen der Nutzung von internationalen Indikatoren auf nationaler Ebene?*

Mit ihrem Forschungsansatz kommt die Ausarbeitung unterschiedlichen Desideraten im Bereich der Wissensproduktion in hybriden Kontexten nach. Sie befasst sich beispielsweise mit der Forderung von Scholz und Steiner (2015c) sowie Binder et al. (2015), die anmerken, dass es wenige Studien gibt, welche die transdisziplinären Prozesse der Wissensproduktion im Rahmen von Projekten tatsächlich empirisch analysieren und evaluieren.

“Nevertheless, there is consensus that more research is needed on how the different perspectives of practitioners and scientists should be included in the evaluation of TD projects.” (Binder et al., 2015, S. 546).

„There are only a few papers that address evaluations of real transdisciplinary processes.” (Scholz & Steiner, 2015c, S. 525).

Genau hier setzt die vorliegende Studie an, denn sie soll ermitteln, wie die transdisziplinäre Struktur der untersuchten European Expert Group on Youth Indicators die Wissensproduktion beeinflusst. Zu diesem Zwecke folgt die Untersuchung weiterhin dem Wunsch von Martin (2012), der hierzu Fallstudien fordert, die sich mit der diskursiven Entwicklung von Politikinhalten befasst, die durch Verhandlungen und Einflüsse von unterschiedlichen Stakeholdergruppen entstehen.

Weiterhin fordert auch Habermas, dass das diskursive Niveau und die Debatte der Akteure, die zu den einzelnen Indikatoren führt, eine zentrale Variable der Wissensproduktion darstellt, welche *„nicht im schwarzen Kasten einer Operationalisierung verschwinden [darf], die sich mit grobmaschigen Indikatoren zufrieden gibt“* (Habermas, 1998, S. 369). Auch dieser Forderung kommt diese Studie insofern nach, als ihr Anwendungsfeld eben dieser „schwarze Kasten“ der Operationalisierung ist. Die vorliegende Untersuchung versucht diesen mit empirisch fundiertem Wissen auszufüllen und wird so zugleich der Warnung von Roggenthin (2008) gerecht, der vor Indikatorberichten warnt, die durch die Europäische Kommission erstellt und verantwortet werden. Er kritisiert, dass diese häufig nicht den wissenschaftlichen Gütekriterien genügen und so kein belastbares Planungsinstrument generieren.

Auch bezüglich der verwendeten Methoden wird diese Studie unterschiedlichen Forderungen im Forschungsbereich der disziplinübergreifenden Wissensproduktion gerecht. Neben der bereits erwähnten Forderung von Martin (2012), kommt sie zugleich auch der Empfehlung von Koier und Horlings (2014) nach, die für eine Evaluation von transdisziplinären Forschungen zu einem Methodenmix raten.

“The evaluation of transdisciplinary science requires a multi-method approach [...] including interviews, focus groups, surveys and document analysis “ (Koier & Horlings, 2014, S. 1).

Die Rekonstruktion erfolgt im Rahmen der vorliegenden Untersuchung über eine Mehrfachtriangulation, welche den Gegenstandsbereich über unterschiedliche Methoden (Dokumentenanalyse, standardisierte Onlineinterviews und offene Experteninterviews) und zugleich aus unterschiedlichen Perspektiven (europäische Politikebene, nationale Politikebene und nationale Researcher) reflektiert. Weiterhin werden die Daten und Perspektiven reflexiv zu unterschiedlichen „Wissenszeitpunkten“ analysiert und im Lichte der theoretischen Rahmung und des Erkenntnisgewinns über die neuen Daten reflektiert (McKim, 2015).

Denn insbesondere in einem bisher wenig beforschten Bereich wie der Indikatorerstellung in Hybriden Foren ist es von zentraler Bedeutung, möglichst zielgerichtet und präzise zu arbeiten. Um dies zu gewährleisten, gilt es im Rahmen dieser Studie in der analytischen Strategie einen Mittelweg zu finden zwischen theorie- und hypothesengeleitetem Vorgehen und explorativer Offenheit und Flexibilität. Denn die Studie bietet vielfältige Anknüpfungspunkte an verwandte Themen, die genutzt werden sollten. Die Untersuchung kann also sowohl bewährtes theoretisches Wissen im Kontext dieses Falles prüfen als auch neues theoretisches Wissen generieren (Flick, 1992). Der Fokus der Fallstudien liegt also auf einer „durch Daten gesättigten Theorieentwicklung“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 189).

2. Theoretisches Modell und forschungsleitende Hypothesen der Untersuchung

Das wissenssoziologische Ziel dieser Rekonstruktion besteht darin, ein empirisch fundiertes und zugleich theoretisch anschlussfähiges Wissen über die neuartige Wissensproduktion in Hybriden Foren zu generieren. Hybride Foren haben in der Regel zum Ziel, über Verhandlungen und Diskussionen von heterogenen Akteuren ein sozial robustes Wissen bzw. eine Entscheidungsgrundlage zu generieren, die es ermöglicht möglichst viel Risiko und Unsicherheit aus einem (politischen) Entscheidungs- oder Handlungskontext zu drängen.

Für solche Studien, welche diese neuartigen Vorgänge der hybriden diskursiven Wissensproduktion untersuchen, kritisieren Binder et al. (2015), dass diesen in der Regel ein konzeptioneller Rahmen fehlt. Ein solcher könnte die Reflexion strukturieren und dadurch die Analyse und Ergebnisse übersichtlicher machen sowie die Vergleichbarkeit und Reproduzierbarkeit der Studien wesentlich erhöhen. Das zentrale Ziel dieses Abschnittes ist es, einen solchen konzeptionellen Rahmen in Form eines Leitmodells zu entwickeln, welcher auf den in den vorherigen Kapiteln erarbeiteten Reflexionsrahmen aufbaut und dadurch die empirischen Analysen strukturiert.

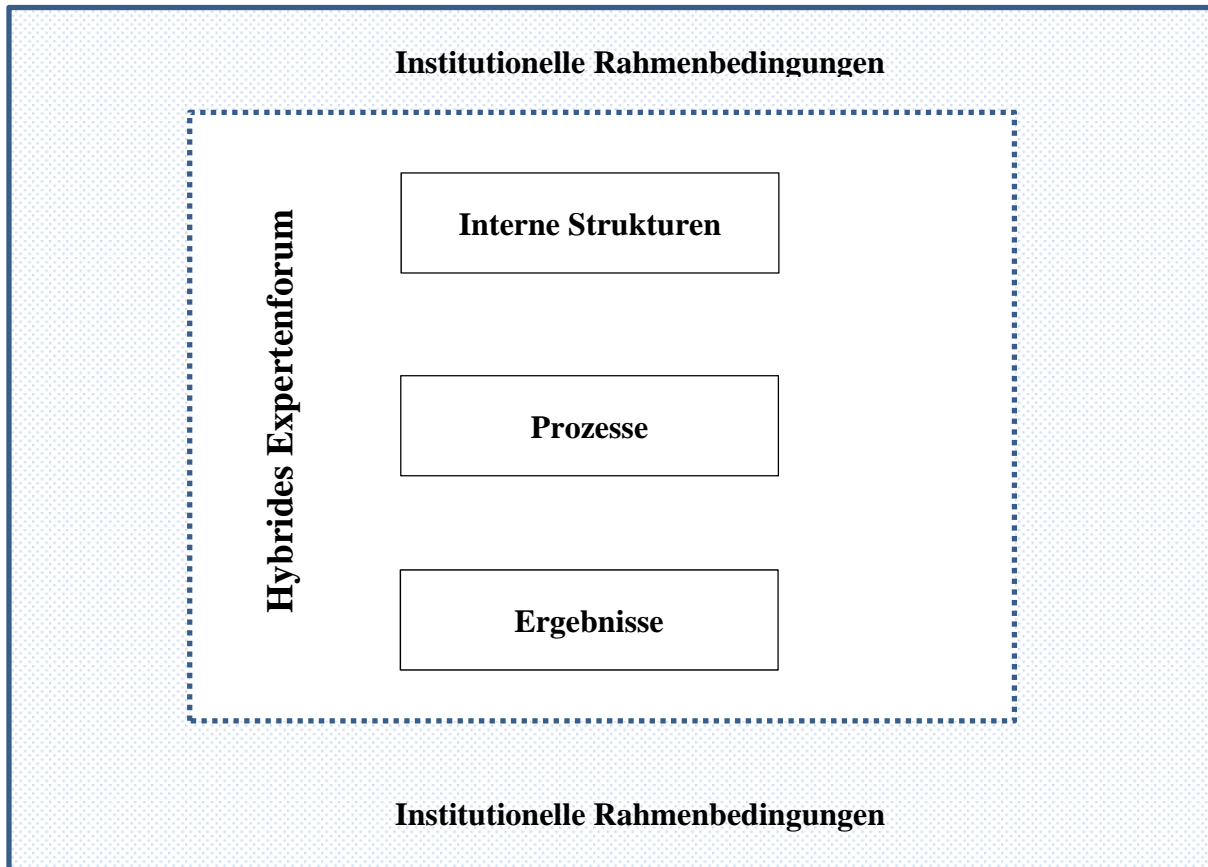
Die Fallstudien im Rahmen dieser Ausarbeitung befassen sich mit Wissensmanagementprozessen im transdisziplinären Kontext. Folgt man Renn und Klinke (2013), so sind integrative kooperative Ansätze im Wissens- und Risikomanagement mit einer großen Anzahl *struktureller* und *prozeduraler* Mechanismen zwischen den beteiligten Akteuren verbunden (Renn & Klinke, 2013). Weiterhin empfehlen Scholz und Steiner (2015b) zur Evaluation von transdisziplinären Projekten insbesondere die Qualität der *Prozesse* und *Outcomes* als zentrale Untersuchungsvariablen aufzunehmen.

Ein Ansatz für ein Leitmodell, welches beide Gedanken kombiniert, ist das „*structure-process-outcome paradigm*“ von Donabedian (1980; 1983). Es analysiert Qualität⁶⁴ auf drei sich reflexiv beeinflussenden Dimensionen: die *Struktur*-, die *Prozess*- und die *Ergebnis-/Outcomequalität*. Diese sind identisch mit den von Scholz und Steiner (2015b) und Renn und Klinke (2013) beschriebenen Faktoren.

⁶⁴ Dieses Modell definiert Qualität als Ausmaß von Erfolg unter optimalen Verhältnissen und vertretbaren Kosten.

Für den politischen Kontext bietet es sich weiterhin an, Krick (2013) zu folgen und die Dimension der Strukturqualität weiter zu differenzieren. Sie schlägt vor, neben den Strukturen auf der Mesoebene der Organisation bzw. der strategischen Interaktion innerhalb der Expertengruppe, auch die Makroebene des politischen Systems und die daraus resultierenden institutionellen Rahmenbedingungen mit in den Blick zu nehmen.

Abbildung 8 Strukturebenen der Untersuchung



Eigene Erstellung in Anlehnung an Donabedian (1980); Donabedian (1983); Krick (2013).

2.1. Die Dimension der Strukturqualität

Im Rahmen dieser Fallanalyse wird die Strukturqualität, dem Vorschlag von Krick (2013) folgend, durch die institutionellen Rahmenbedingungen und die internen (Verhandlungs-)strukturen gebildet. Die institutionellen Rahmenbedingungen des politischen Systems auf der Makroebene beeinflussen die Vorgänge in der Gruppe indirekt, beispielsweise indem sie von außen auf die Strukturen und Prozesse in der Gruppe wirken. Zum anderen legen die internen Strukturen auf der Mesoebene der Expertengruppe den Rahmen fest, in dem die Akteure strategisch interagieren und in dem die Prozesse der Wissensproduktion stattfinden.

2.1.1. Institutionelle Rahmenbedingungen

Die Ebene der institutionellen Rahmenbedingungen beschreibt die externen Strukturen, welche die Verhandlungen von außen her beeinflussen können. Eine zentrale Frage besteht darin, inwiefern Indikatoren auch im politischen Kontext als Entscheidungsgrundlage relevant sind. Zahlen scheinen – wie in der theoretischen Rahmung dargelegt – zunehmend und gerne in Entscheidungskontexten auf unterschiedliche Art und Weise genutzt zu werden (u.a. Boswell, 2012; Heintz, 2012):

Hypothese 1 Zahlen sind eine wichtige Wissensquelle für den politischen Entscheidungskontext moderner Gesellschaften.

Die hierarchische Struktur einer Gruppe ist ebenfalls ein zentraler Faktor, der als externe Strukturvariable aufgeführt werden sollte. Sie ist zumeist gegeben bevor die Wissensproduktion in einer Gruppe überhaupt beginnt. Sie ermöglicht es die Prozesse und dadurch die Outcomes einer Gruppe nachhaltig zu beeinflussen (u.a. Bernhagen et al., 2015; Binder et al., 2015; Goebel et al., 2010).⁶⁵

Hypothese 2 Die Expertengruppe wird durch die Kommission geleitetet.

Eine weitere wichtige institutionelle Rahmenbedingung, welche die Wissensproduktion der Expertengruppe beeinflussen kann, ist die institutionelle Basis der Expertengruppe und der Grad der (Un-)Abhängigkeit bzw. der Verzahnung des Expertengremiums, beispielsweise inwiefern die Inhalte auch für übergeordnete Instanzen relevant sind (u.a. Højlund, 2014; Ingold & Leifeld, 2014; Krick, 2013).

⁶⁵ Während die Hierarchiestruktur sich in der Regel aus den institutionellen Rahmenbedingungen ergibt, entfalten sich die Einflüsse auf die Wissensproduktion primär im Rahmen der tatsächlichen Wissensproduktionsprozesse. Aus diesem Grund werden die Hierarchien im Rahmen des Abschnittes zur Prozessqualität aufgegriffen.

Hypothese 3 Die Expertengruppe ist in die aktuellen Programme der EU-Jugendpolitik integriert und das Dashboard ist hier ein Wissensinstrument.

Die Frage, ob die Gruppe auf ein gemeinsames Ziel hinarbeitet, kann ebenfalls die Prozesse und Vorgehensweisen nachhaltig beeinflussen. Zentral hierfür ist, dass die Aufgaben und Ziele präzise und klar definiert und den Akteuren der Gruppe auch bekannt sind (u.a. Krick, 2013; Scholz & Steiner, 2015a).

Hypothese 4 Die Aufgaben und die Ziele der Expertengruppe sind den Akteuren nicht eindeutig bekannt.

Ein weiterer Aspekt, der hiermit eng zusammenhängt, ist ein konkreter Handlungsdruck, der die Prozesse innerhalb einer Gruppe antreiben und fördern kann (z.B. bei akuten Problemen oder Entscheidungsbedarf). Dieser ergibt sich unter anderem aus der tatsächlichen Priorität der Aktivitäten oder einer klaren Agenda (u.a. Krick, 2013; Renn, 2015).

Hypothese 5 Das Dashboard und die Expertengruppe haben sowohl auf nationaler als auch auf europäischer Ebene eine geringe Priorität.

Hypothese 6 Der durch die untergeordnete Priorität bedingte geringe Handlungsdruck wirkt sich negativ auf die Intensität der Arbeit in der Gruppe aus.

2.1.2. Interne Strukturen

Bei den internen Strukturen interessieren vor allem die organisatorischen Rahmenbedingungen innerhalb der Gruppe. Sie charakterisieren die Substruktur der Gruppe und haben einen nachhaltigen Einfluss auf die Verhandlungen in den Meetings und die Inhalte, die produziert werden.

Ein erstes Kriterium ist die Struktur der Expertise dieser Gruppe. Hier gilt es zunächst zu überprüfen, ob die Expertengruppe tatsächlich ein Hybrides Forum, bestehend aus unterschiedlichen Akteuren mit heterogenen Relevanzwelten, bildet (u.a. Carayannis & Rakhmatullin, 2014; Gibbons et al., 1994; Nowotny et al., 2001):

Hypothese 7 Die Expertengruppe ist strukturell ein Hybrides Forum, bestehend aus gut ausgebildeten Experten aus unterschiedlichen Disziplinen und nationalen Kontexten.

Diese Expertisen bilden die personellen Ressourcen, beispielweise in Form von Kenntnissen oder Qualifikationen der Beteiligten. Die einzelnen Interessensgruppen der Akteure rahmen in gewisser Weise die Potenziale der Expertengruppe und den Kontext der Aktivitäten. Was die Potenziale der Gruppe angeht, so spielt auch die Diversität der Akteure eine wichtige Rolle. Aufgrund der mit der Heterogenität einhergehenden Variation an nationalen und disziplinären Relevanz- und

Wissensformen erhöht sich einerseits die Wahrscheinlichkeit einer innovativen Lösung, andererseits erschwert diese aber auch die Konsensfindung. In der theoretischen Rahmung wurde bereits beschrieben, dass die nationalen Experten in solchen internationalen Kontexten häufig eine duale Rolle einnehmen und dazu tendieren, nicht immer neutral, sondern aus der Zielperspektive ihrer Heimatinstitution zu agieren (u.a. Eising et al., 2015; Krick, 2013; Radaelli & O'Connor, 2009)

Hypothese 8 Die Akteure agieren interessensgeleitet aus der Perspektive ihrer Heimatinstitution, was die Heterogenität der Perspektiven erhöht und das Finden eines gemeinsamen Konsens oder Nenners erschwert.

2.2. Die Dimension der Prozessqualität

Die *Prozessqualität* deckt alle Aktivitäten ab, die sich im Verlauf der Produktion und Erstellung eines Produktes, in diesem Fall der Wissensproduktion, über Soziale Indikatoren vollziehen. Hierzu gehören zum einen die Methoden, Handlungen und Interaktionen der Leistungserbringung, welche auch die Kooperation, Interaktion und Kommunikation beinhalten. Zum anderen sind auch organisatorische Kriterien, wie z. B. die Gruppen und die damit einhergehenden Einflüsse von großer Relevanz (Krick, 2013).

Es wurde bereits angedeutet, dass die hierarchische Struktur der Gruppe die Qualität des Wissens nachhaltig beeinflussen kann (Ingold & Leifeld, 2014). Für die europäischen Expertengruppen zeigen Studien eine Asymmetrie zwischen nationalen Experten und europäischen Akteuren. Die Kommission agiert hier häufig zugleich als gleichberechtigter Agent und Prinzipal, der bei Bedarf über den nationalen Akteuren agiert (u.a. Bernhagen et al., 2015; Klüver et al., 2015).

Hypothese 9 Im Rahmen der Expertengruppe wird eine Hierarchie zugunsten der Europäischen Kommission deutlich.

a. Die Experten agieren in den Diskussionen als gleichwertige Partner.

b. Die tatsächliche Entscheidung wird jedoch von der Kommission getroffen.

Hypothese 10 Die Kommission nimmt auf unterschiedlichen Ebenen Einfluss auf das produzierte Wissen.

Insgesamt ist zu erwarten, dass die institutionellen Rahmenbedingungen und die internen Strukturen die Prozesse in der Gruppe derart beeinflussen, dass die Generierung von Wissen pragmatischer abläuft und durch eine Vielzahl unterschiedlicher Faktoren und Relevanzen beeinflusst wird. Dies könnte sich unter anderem durch explizite zweckgebundene Vorgaben durch die Kommission zeigen (u.a. Atkinson, 2002; Bonß, 1982; Müller, 2015; Terzi, 2012).

Hypothese 11 Die Prozesse der Wissens- bzw. Indikatorproduktion sind pragmatisch und zweckgebunden.

a. Die Kommission rahmt die Wissensproduktion mit Vorgaben.

b. Theorien spielen eine geringe Rolle für die Wissens- bzw. Indikatorproduktion.

Weiterhin ist zu erwarten, dass die Kompetenzanforderungen an die beteiligten Akteure deutlich breiter werden. Dies kann beispielsweise bedeuten, dass neben harten fachlichen Kompetenzen weitere, beispielsweise soziale Kompetenzen und Persönlichkeitsmerkmale eine wichtige Voraussetzung darstellen, um aktiv Wissen in die Prozesse der Wissensproduktion einzubringen (u.a. Hardeman et al., 2014; Le Roy et al., 2015; Mégie, 2014; Rosenmann et al., in Press).

Hypothese 12 Neben den klassischen fachlichen Kenntnissen sind außerfachliche (weiche) Kompetenzen von hoher Relevanz bei der Wissensproduktion.

2.3. Die Dimension der Ergebnisqualität

Die Dimension der Ergebnisqualität beschreibt in erster Linie das Dashboard als das zentrale Produkt dieser Expertengruppe und die Zufriedenheit der beteiligten Akteure mit diesem. Hier ist beispielsweise relevant, inwiefern die zuvor festgelegten Ziele erreicht wurden oder wie die Zufriedenheit aufseiten der Nutzer bewertet wird.

Was den Grad der Zielerreichung angeht, so lässt sich vermuten, dass das Dashboard seine gesteckten Ziele nicht erreicht hat. Eine Standardisierung ist wie bereits beschrieben immer auch mit einem Ausschluss von Diversität verbunden, was für die Arbeit mit Indikatoren bedeutet, dass diese immer nur einen ganz spezifischen Teil der Realität abbilden können (u.a. Espeland & Stevens, 1998; Heintz, 2012; Star & Lampland, 2009).

Hypothese 13 Die Standardisierung der Indikatoren auf europäischer Ebene ist mit Informationsverlust verbunden, weswegen Spezifika nicht adäquat abgebildet werden können und das Indikatorsystem nicht flexibel genug ist.

Weil Standardisierungen immer relativ zu ihrem Kontext sind, ist zu erwarten, dass eine Passung auf nationaler Ebene noch einmal deutlich weniger gegeben ist. Dementsprechend ist davon auszugehen, dass eine Passung des Dashboards für nationale Beläge seltener gegeben ist (Star & Lampland, 2009).

Hypothese 14 Die Diversität der Relevanzwelten führt dazu, dass das Dashboard zu allgemein ist, um nationalen Kontexten gerecht zu werden und ein adäquates Informationssystem für evidence-based-decision-making zu sein.

Was die Zufriedenheit der Akteure mit dem Dashboard angeht, so sind hier, wie bereits angedeutet, zwei unterschiedliche Nutzungsebenen zu analysieren: die Ebene der europäischen Akteure, vertreten durch Eurostat und die Europäische Kommission sowie die Ebene der nationalen Akteure, vertreten durch die nationalen Vertreter aus Forschung, Politik und Praxis.

Auf europäischer Akteursebene ist zu erwarten, dass die Akteure durchaus zufrieden mit ihrem Produkt sind und angeben dieses zu nutzen. Denn auf dieser Akteursebene wurde es erstellt und nach den politischen Zielen in diesem Bereich entsprechend operationalisiert (u.a. Beck & Grande, 2010; Bellamy & Weale, 2015; Münch, 2006).

Hypothese 15 Auf europäischer Nutzungsebene sind die Akteure zufrieden mit dem Produkt des Dashboards.

Jedoch sind auch auf dieser Ebene alternative Datenquellen gegeben und es ist zu erwarten, dass diese aufgrund ihrer zumeist höheren Detailliertheit bei der Entscheidungsfindung präferiert werden (u.a. Klimkeit & Reihlen, 2015; Zorondo-Rodríguez et al., 2012).

Hypothese 16 Auf europäischer Nutzungsebene werden alternative Datenquellen vorgezogen.

Auf der nationalen Akteursebene ist zu erwarten, dass das Dashboard allgemein relativ wenig genutzt wird und die Gesamtzufriedenheit unterschiedlich gut ausfällt. Denn in den Mitgliedsstaaten gibt es ganz unterschiedliche Voraussetzungen, beispielsweise haben die Länder unterschiedliche nationale Relevanzen, Bedürfnisse und strategische Pfadabhängigkeiten, die sich nicht ohne weiteres bündeln lassen. (u.a. Beck & Grande, 2010; Bellamy & Weale, 2015; Münch, 2006)

Hypothese 17 : Nationale Institutionen verfolgen auch institutionalisierte regionale, lokale und nationalstaatliche Relevanzen, die mit der Universalisierbarkeitsannahme von Wissen kollidieren.

Weiterhin sind auch die Voraussetzungen in den einzelnen Ländern sehr heterogen, was beispielsweise alternative Datenquellen angeht, die das Dashboard als Datenbasis ersetzen können. Dies sind vor allem die nationalen Quellen aus den Systemen der nationalen Berichterstattung. Sind hier adäquate Alternativen vorhanden, so ist zu erwarten, dass das Dashboard gegenüber diesen wenige Vorteile besitzt und dementsprechend zumeist die Neigung zur Nutzung sowie die Zufriedenheit mit dem Dashboard sinken (u.a. Klimkeit & Reihlen, 2015; Zorondo-Rodríguez et al., 2012).

Hypothese 18 : Das Dashboard hat wenige Vorteile im Rahmen der „Institutionenkonkurrenz“ mit alternativen Datenquellen.

3. Die Fallanalyse als Forschungsansatz zur Rekonstruktion der Wissensproduktion in Hybriden Foren

Der empirische Teil dieser Ausarbeitung soll anhand von zwei Fallanalysen bzw. Fallstudien die Strukturen und Prozesse rekonstruieren, welche die Wissensproduktion im Rahmen der European Expert Group on Youth Indicators prägen. Die Methode der Einzelfallanalyse eignet sich hierzu besonders gut, weil sie es ermöglicht, ein komplexes relativ unstrukturiertes und bisher unbekanntes Phänomen detailliert zu erforschen und Zusammenhänge innerhalb dieses Falles offenzulegen (Bennett & Elman, 2007). Nicht ohne Grund gelten Fallanalysen als der Königsweg der interpretativen Sozialforschung (Bohnsack, Marotzki & Meuser, 2005). Scholz, Lang, Wiek, Walter und Stauffacher (2006) beschreiben sie als ein starkes Analysetool, um transdisziplinäre Kontexte und ihre individuellen und organisationalen Prozesse und Interaktionen zu analysieren und auch im Rahmen der Policy-Analysen stellt diese eine häufig und gerne genutzte Methode dar (Bennett & Elman, 2007; Gerring, 2004). In diesem Zusammenhang versteht man unter einer Fallanalyse:

“[A]n intensive study of a single unit [...] a spatially bounded phenomenon – e.g. a nation-state, revolution, political party, election, or person – observed at a single point in time or over some delimited period of time” (Gerring, 2004, S. 342).

Dementsprechend ist die Methode der Fallanalyse auch für diese Untersuchung ein geeignetes Analysetool. Denn beide Studien befassen sich mit den Strukturen und Prozessen, die eine transdisziplinäre Kooperation im Feld der Politik beeinflussen.

3.1. Formen der Fallanalyse

In der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre werden verschiedene Formen der Fallanalyse differenziert. Meist ist das primäre und auffälligste Unterscheidungsmerkmal die Untersuchungseinheit. Die nachfolgende Auflistung stellt einige Beispiele potenzieller Untersuchungseinheiten, ihre Dimensionen und Studien exemplarisch dar (Alemann & Ortlieb, 1975; Petermann & Hehl, 1989; Schnell et al., 2011):

1. **Der Einzelfall einer einzigen Person:** beispielsweise eine Studie über das Schicksal eines Jugendlichen mit Migrationshintergrund
2. **Der Einzelfall einer Personengruppe oder einer Organisation:** z. B. Sekten, Vereine oder Betriebe
3. **Der Einzelfall einer ganzen Gesellschaft oder Kultur:** hier sind beispielsweise Länderfallstudien zu nennen.

Im Rahmen solcher Fallstudien werden „Einzelfälle“ behandelt, welche für das Forschungsinteresse besonders interessant und relevant sind. Die Einzelfallstudien im Rahmen der vorliegenden Ausarbeitung analysieren die European Expert Group on Youth Indicators, eine soziale Gruppe, die Soziale Indikatoren auf der Ebene der Europäischen Kommission erstellt. In dieser Typologie wäre sie Fall zwei zuzuordnen, weil versucht wird die Binnenstruktur der Expertengruppe darzustellen und deren interne Handlungsmuster zu finden und explizit zu machen (Lamnek, 2010).

3.2. Stärken der Fallanalyse als Methode im Hinblick auf das Untersuchungsziel

Das Ziel von Fallanalysen besteht darin, möglichst alle relevanten Konzepte und Dimensionen umfangreich und nah an den realen Zusammenhängen, also „*konzeptionell valide*“⁶⁶, zu erheben (McKim, 2015; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010; Strübing, 2008), sodass die gegenstandsbezogene Theorie weiterentwickelt werden kann. Die Methode eignet sich hierfür besonders gut, denn der Wert einer Einzelfallstudie liegt insbesondere in der Tatsache, dass aufgrund der Fixierung auf ein klar abgegrenztes empirisches Phänomen zumeist die Möglichkeit entsteht, umfangreiche und komplexe Ergebnisse zu generieren und dadurch die „innere Logik“ dieses Phänomens möglichst detailgetreu und detailliert darzustellen sowie zu erklären (Brüsemeister, 2008 ; Witzel, 1982). Hierfür ist zumeist die gesamte Fallgeschichte von Bedeutung, denn die Erklärungen der Fallstudie können häufig nur im Gesamtkontext des Falles vollständig und ausreichend verstanden und interpretiert werden (Baur & Lamnek, 2005; Jungmann, Baur & Ametowobla, 2015; Mayring, 2002). Eine Fokussierung entlang bestehender Theorien kann hierfür ein wichtiger Orientierungsrahmen sein, um die relevanten Aspekte der Fallgeschichte auszuwählen und diese gezielt in die Analyse mit aufzunehmen (Maoz, 2002).

Die Analyse des Falles verläuft normalerweise über einen längeren Zeitraum, in dem man versucht, möglichst alle relevanten Dimensionen dieses Einzelfalles zu beschreiben und zu analysieren (Lamnek, 2010; Mayring, 2002).

„Es muss [...] darauf ankommen die jeweilige Gesamtsituation in allen ihren Eigentümlichkeiten möglichst präzise zu erfassen“ (Lewin, 1931, S. 455).

⁶⁶ Przyborski und Wohlrab-Sahr (2010) sprechen in diesem Zusammenhang zwar von „*Konzeptioneller Repräsentativität*“, jedoch ist dieser Begriff in diesem Kontext sehr missverständlich. Denn Repräsentativität ist eigentlich die Eigenschaft von Zufallsstichproben innerhalb gegebener Fehlergrenzen von der Verteilung bestimmter Merkmale in der Stichprobe auf deren Verteilung in einer interessierenden Grundgesamtheit zu schließen. Validität bedeutet hingegen, dass ein Messinstrument das misst, was in der theoretischen Begründung der Untersuchungsdimensionen ausgearbeitet und postuliert wurde (Jacob et al., 2013).

Es geht darum Muster und Kombinationen festzustellen und zu rekonstruieren, die sinnhaft aufeinander bezogen auftreten und diesen sinnhaften Zusammenhang für die wissenschaftlich zu untersuchende Fragestellung abzubilden (Goode & Hatt, 1956; Witzel, 1982). Sie wollen also auch die impliziten Vorgänge, den „*modus operandi*“ oder auch den „*latenten Sinn*“ der Handlungen erfassen und analysieren (Matys, 2014; Moschitz & Home, 2014).

„Ziel der Einzelfallstudie ist, genaueren Einblick in das Zusammenwirken einer Vielzahl von Faktoren [...] zu erhalten, wobei sie meist auf das Auffinden und Herausarbeiten typischer Vorgänge gerichtet ist“ (Fuchs, Lautmann & Wienold, 1978).

Weiterhin ist ein zentraler Vorteil von Fallanalysen, dass sie großes Potenzial bieten, hoch spezifische oder ganz neue Aspekte in einem Forschungsbereich zu ermitteln, welche die Wissensbasis nachhaltig erweitern und prägen können (Bennett & Elman, 2010; Jungmann et al., 2015; Oevermann, Allert, Konau & Krambeck, 1979). Hierfür ist es durchaus möglich, dass selten auftretende spezifische Merkmale eines Einzelfalles mehr Relevanz für den Erkenntnisfortschritt besitzen, als häufig auftretende allgemeine Faktoren (Rosenthal, 2005; Seawright & Gerring, 2008).

Das Ziel dieser Studie ist es, die spezifischen sozialen Prozesse und Strukturen der Expertengruppe zu rekonstruieren. Weil es über diese bisher wenige Informationen gibt, bieten sich im Rahmen dieser Ausarbeitung vor allem qualitative Forschungsansätze an. Zum einen hängen diese deutlich weniger von fertigen, bereits explizit verfügbaren und vorstrukturierten Konzepten ab und bieten weiterhin die Möglichkeit einer offenen dynamischen Datenerhebung (Chowdhury, 2015). Zum anderen generieren sie in der Regel eine Vielzahl an umfeld- bzw. geschehensnahen Daten (Bennett & Elman, 2010; Fatke, 1997; Petermann & Hehl, 1989; Yin, 2009).

3.3. Geltungsbereich und Generalisierbarkeit von Fallanalysen

Die Frage nach dem Geltungsbereich und nach der Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse ist eine Frage, die im Kontext von Fallanalysen immer gestellt wird, vor allem wenn ihre Datenbasis ausschließlich auf qualitativen Methoden basiert. Denn hier ist in der Regel kein allgemeingültiger, induktiver Schluss (im Sinne der quantitativen Statistik) möglich und es besteht weiterhin zumeist auch keine deduktive Beziehung zwischen Theorie und Empirie (Scholz et al., 2006).

Eine solche Form der Allgemeingültigkeit und Generalisierbarkeit streben diese Methoden jedoch in der Regel auch gar nicht an, denn sie folgen einer ganz anderen Verallgemeinerungslogik. Bei dieser sind durch bestimmte Voraussetzungen verallgemeinernde Schlüsse aus Einzelfällen möglich, auch wenn die Datenbasis ausschließlich aus qualitativen Methoden besteht (Chowdhury, 2015;

Scholz et al., 2006). Diese interpretativen Verfahren gehen davon aus, dass man das Allgemeine im behandelten Einzelfall auffinden kann und dieser Einzelfall zugleich auch ein Teil des Allgemeinen ist sowie in diesem entsteht. Daraus ergibt sich, dass man in einem klar abgrenzbaren Einzelfall sehr wohl allgemeine Phänomene finden kann, die man unter der genauen Kenntnis der Fallgeschichte und des Forschungsbereiches herausfiltern kann und dementsprechend Aussagen über soziale Wirksamkeiten der Fälle oder im Idealfall Aussagen über Fälle eines ähnlichen Typus machen kann (Chowdhury, 2015; Rosenthal, 2005). Die Verallgemeinerung verläuft hier also nicht von einem Fall auf alle Fälle, sondern in Form einer „bescheidenen Verallgemeinerung“ (Krick, 2013) „von einem konkreten Fall auf alle gleichartigen Fälle“ (Lewin, 1927, S. 15) und ist nur bezogen auf die betrachteten Variablen.

“Although findings generated from the coding, sorting and sifting of qualitative data can often be extended to people with characteristics similar to those in the study of population, gaining a rich and complex under-standing of a specific social context or phenomenon typically takes precedence over eliciting data that can be generalised to other geographical areas or populations.” (Chowdhury, 2015, S. 1138).

Für eine solche verallgemeinernde Aussage ist die genaue Kenntnis der empirischen Einzelfälle und ihre Gesamtsituation sowie die Kenntnis der theoretischen Basis ein wichtiger Referenzrahmen, um diese zu unterfüttern und auf Plausibilität zu kontrollieren (Helfferich, 2011b). Einen weiteren Referenzrahmen kann man auch über das Erhebungsdesign schaffen, indem man Daten der Einzelfallstudie über unterschiedliche Methoden erhebt (Flick, 2008, 2010; Ryder, 2015).

4. Forschungsdesign der Fallstudien: Multiple Triangulationen

Auch Flick (1992) beschreibt die Nutzung eines Multimethodendesigns als eine gute Möglichkeit, um die Gültigkeit der erhobenen Daten zu überprüfen und aufzuwerten sowie den Erkenntnisgewinn zu optimieren. Dieser Gedanke entspricht der Argumentationslinie von Glaser und Strauss (1998), nach der eine Theorie, welche nur anhand einer „Sorte“ von Daten entwickelt wurde, in der Regel weniger solide ist, als eine Theorie, die auf verschiedenen triangulierten Datenabschnitten basiert. Bei einer Triangulation designt der Forscher seine Studie so, dass diese den Forschungsgegenstand aus unterschiedlichen (mindestens zwei) Perspektiven betrachtet: „*Coming at things differently*“ (Hesse-Biber & Johnson, 2013).

Die ursprüngliche Sichtweise der qualitativen Methodenforschung ging davon aus, dass Triangulationen über Konvergenzmodelle eine Möglichkeit bieten die eigenen Erkenntnisse zu validieren (Denzin, 1989; Pfaff, 2006). Modernere Studien formulieren dies jedoch vorsichtiger und nutzen stattdessen die Perspektive von Komplementaritätsmodellen. Dies bedeutet, dass die einzelnen Elemente einer Triangulation zumeist keine Übereinstimmungen bzw. identische Repräsentationen des zu untersuchenden Gegenstandes liefern, sondern unterschiedliche Konstruktionen eines Phänomens, die zu Teilen übereinstimmen und sich zu anderen Teilen wechselseitig ergänzen können. Sie schaffen so ein tiefer gehendes Verständnis über den zu untersuchenden Gegenstand.

„Conversely, publicly available sources, including legislative documents, media coverage, parliamentary debates and consultation documents, should be used as much as possible in interviewing projects, especially because these can considerably improve the quality of the interviews and also because these help in coding, cross-referencing, cross-validating and interpreting evidence obtained through interviews.“ (Beyers, Braun, Marshall & De Bruycker, 2014, S. 176).

Der Kernpunkt der Triangulation ist die sinnvolle und begründete Verbindung der einzelnen Betrachtungen in eine gemeinsame Beschreibung des Gegenstandes (Flick, 2008, 2011; Jungmann et al., 2015; McKim, 2015; Pfaff, 2006; Schulze, 2003; Toomela, 2008). Wenn eine solche vorhanden ist, bieten multiple Betrachtungen desselben Gegenstandsbereiches die Möglichkeit einer fundierten oder präziseren Darstellung desselben. Ersteres ist der Fall, wenn sich die Einzelperspektiven wechselseitig validieren und den Gegenstandsbereich gleich bzw. sehr ähnlich darstellen. Letzteres ist der Fall, wenn sie den Gegenstandsbereich nicht gleich darstellen, sondern sich die Einzelelemente wechselseitig ergänzen. Beides erhöht die „*credibility*“ der Ergebnisse und damit auch der entsprechenden Schlussfolgerungen (Antin, Constantine & Hunt, 2015).

4.1. Elemente des multiplen Triangulationsdesigns dieser Ausarbeitung

Genau diese credibility der Ergebnisse zu erreichen war auch das Ziel der vorliegenden Arbeit und das zentrale Motiv für das multiple Triangulationsdesign der Studien dieser Ausarbeitung. Multiple Triangulation bedeutet, dass im Rahmen der Fallanalysen unterschiedliche Triangulationen durchgeführt wurden. Sie verbinden verschiedene Methoden, Perspektiven und zudem die unterschiedlichen Analysezeitpunkte, um komplementäre Ergebnisse zu erlangen sowie die Schwächen, Einseitigkeiten und Unschärfen der einzelmethodischen Betrachtung auszugleichen (Flick, 2011; Jansen et al., 2014; Pfaff, 2006; Steinke, 2008; Vītola, 2014).

„[E]ach technique has its own limitations and advantages and that a technique does not have agency: all depends on what one does with it, what it is used for“ (Lamont & Swidler, 2014).

Die nachfolgenden Abschnitte dieses Kapitels befassen sich mit den unterschiedlichen Triangulationen, die im Rahmen dieser Arbeit durchgeführt wurden.

4.1.1. Methodentriangulation

Diese Studie bediente sich unterschiedlicher Datenerhebungsmethoden (Dokumentenanalyse, Onlineinterview, Experteninterview und Fokusgruppeninterview), um vielfältige Eigenschaften und Bereiche des Untersuchungsgegenstands zu erfassen. Sie kann also als „*Between-Method-Triangulation*“ charakterisiert werden (Flick, 2008). Die detaillierte Umsetzung folgte auch hier unterschiedlichen Empfehlungen aus der Fachliteratur. Sie orientierte sich beispielsweise an der Empfehlung von Marotzki (1996), welcher im Rahmen einer Triangulation zu einer Kombination aus reaktiven Verfahren (im Fall dieser Studie sind das Einzel- und Fokusgruppeninterviews sowie Online-Interviews) und non-reaktiven Erhebungsverfahren (in diesem Fall Dokumente) rät. Ebenfalls folgte die Erhebungsstrategie der Empfehlung von Pfaff (2006), der dazu rät im Rahmen von Triangulationen unstandardisierte (im diesem Fall Interviews und Fokusgruppe) und standardisierte Verfahren (in diesem Fall Dokumentenanalyse, standardisierte Onlineinterviews) miteinander zu kombinieren.

4.1.2. Perspektiventriangulation

Neben unterschiedlichen Methoden betrachtete die Studie die Expert Group on Youth Indicators aus unterschiedlichen *Perspektiven*.⁶⁷ Sie berücksichtigte zum einen die unterschiedlichen Perspektiven auf europäischer Ebene, die sie über die Dokumentenanalyse und die Experteninterviews mit den Akteuren der Europäischen Kommission und von Eurostat gewann. Zum anderen nahm sie über die standardisierten Interviews und über die Experteninterviews auch die Perspektiven der nationalen Akteure mit ihren jeweiligen Relevanzen in die Gesamtbetrachtung und die Analyse mit auf. Weiterhin unterschieden sich die Interviewpartner auch bezüglich ihrer disziplinären Herkunft, sie kamen aus den Bereichen Politik, Forschung, von statistischen Instituten oder der Praxis. Durch die gezielte Auswahl der Akteure im Rahmen des theoretical Samplings⁶⁸ blieben diese strukturellen Kontraste und Facetten der einzelnen Gruppenakteure im Zuge der Experteninterviews möglichst in der Stichprobe erhalten (Kelle & Kluge, 2010). Das Design war somit auch eine „*Perspektiventriangulation*“ (Flick, 1992).

4.1.3. Wissenstriangulation

Das Spezielle an dieser Studie war weiterhin, dass die Erhebung der Daten über einen längeren Zeitraum andauerte. Der Forschungsprozess verlief demnach nicht linear, weil sich die verschiedenen Arbeitsschritte im Forschungsprozess wechselseitig beeinflussten und Rückgriffe auf vorherige Schritte oder Revisionen dieser möglich waren. Es war beispielsweise möglich, dass in den Experteninterviews oder der Fokusgruppe explizit Bezug auf Ergebnisse aus den standardisierten Onlineinterviews oder der Dokumentenanalyse genommen wurde. Ebenfalls bot sich die Option an, in einem Interview mit einem europäischen Akteur explizit Bezug auf Perspektiven nationaler Experten aus bereits geführten Interviews zu nehmen. Auch wurden bereits feststehende Zwischenergebnisse und Interpretationen im Laufe des Forschungsprozesses immer wieder im Lichte neuer Erkenntnisse späterer Datenerhebungs- oder Analyseprozessen hinterfragt und ggf. korrigiert. Die einzelnen Untersuchungszeitpunkte wurden somit immer wieder durch reflexive Rückkopplungen beeinflusst. Aus diesem Grund kann man weiterhin von einer „*Wissenstriangulation*“ sprechen (Charmaz, 2006; Glaser & Strauss, 1998; Strübing, 2008).

⁶⁷ Die gilt nur bedingt für Fallstudie II. Denn hier waren die Unterschiede in den Perspektiven eher gering. Bezüglich ihrer Expertise und der daraus resultierenden Perspektive unterscheiden sie sich vor allem in Bezug auf ihre Erfahrung im Gegenstandsbereich. In diesem Fall von einer Perspektiventriangulation zu sprechen wäre zumindest gewagt.

⁶⁸ Detaillierte Informationen zur theoretischen Auswahl siehe S. 176.

4.2. Vorteile der multiplen Triangulation im Hinblick auf die Untersuchungsziele

Vor allem über die gezielte Variation von Methoden und Perspektiven ermöglichte dieser Forschungsansatz, detaillierte Informationen über Prozesse, Programme und Einflüsse zu gewinnen und zugleich die Perspektiven, Einstellungen und Erfahrungen der beteiligten Akteure in die Analyse mit aufzunehmen und diese ggf. zu kontrastieren. Des Weiteren verfolgte diese Ausarbeitung eine adaptive Analysestrategie, bei der bestehende Ergebnisse immer auch durch neue Perspektiven ergänzt und präzisiert wurden (Flick, 2011; Pfaff, 2006; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010; Silverman, 2006).

Dadurch ermöglichte dieses aufwendige Design eine schärfere, präzisere und zugleich breitere Rekonstruktion, als einzelne eindimensionale Betrachtungen (z. B. Einzelmethoden oder Einzelperspektiven) (Flick, 2008; McKim, 2015; Neal, Neal, VanDyke & Kornbluh, 2014; Schulze, 2003; Steinke, 2008).

“Different methods shine under different lights, and generally have different limitations (e.g. depth versus breadth, singularity versus generalizability, site-based study versus drawing on a wider range of respondents, and so forth).“ (Lamont & Swidler, 2014, S. 3).

Das Design bot somit eine gefestigte empirische Grundlage für eine durch Daten gesättigte Theorieentwicklung in einem Bereich, in dem es zwar vielfältige theoretische Anknüpfungspunkte gibt, man jedoch wenig empirische Vergleichsgrundlagen vorfindet, auf die man zurückgreifen kann.

5. Methoden der Datenerhebung

Im vorangehenden Kapitel wurde das multiple Triangulationsdesign der Studien beschrieben. Ein zentrales Element dieses Designs ist, dass die Datenerhebung auf unterschiedlichen Methoden aufbaut. Diese werden im Folgenden beschrieben.

5.1. Die Methode der Dokumentenanalyse

Die Dokumentenanalyse setzt bei dem Gedanken an, dass in modernen bürokratischen Gesellschaften viele unterschiedliche Dokumente produziert werden, die als Aufzeichnungen oder Belege für Vorgänge, Fakten und Sachverhalte verstanden werden und der Organisationen zur Rechenschaftslegung und zum Accounting dienen (Kameo & Whalen, 2015; Luff, Heath & Greatbatch, 1992; Wolff, 2007). Sie versucht die Inhalte dieser ohnehin bestehenden Dokumente als „*institutionalisierte Spuren*“ zu nutzen und daraus Folgerungen über ihre Verfasser bzw. die Institution oder Organisation zu schließen. In der Regel werden mittels Dokumentenanalysen Strukturen, Probleme, Methoden und Instrumente innerhalb einer Untersuchungsentität erforscht (Drew, 2006; Kameo & Whalen, 2015; Lau & Wolff, 1981).

Sie wollen „*Material erschließen, das nicht erst vom Forscher durch die Datenerhebung geschaffen werden muss*“ (Mayring, 2002, S. 62), sondern bereits im Rahmen der schriftlichen Dokumentation und Aktenlegung produziert wurde. Vorteilhaft an dieser Form der Datengewinnung ist, dass sie im Vergleich zu den meisten aktiven Erhebungsformen ressourcenschonend und vor allem non-reaktiv ist. Der Forscher oder die Erhebungssituation hat demnach keinen Einfluss auf die untersuchten Phänomene, weil potenzielle Störvariablen, wie Interviewer-, Methoden-, Versuchsleitereffekte oder bewusste Testverfälschungen nicht auftreten (Bortz & Döring, 2006; Lamnek, 2010). Mayring und Brunner (2009) sprechen in diesem Zusammenhang von „*unobtrusive measurement*“ (S. 673).

Problematisch ist hingegen, dass die Sachverhalte, auch bei qualitativ hochwertigen und detaillierten Dokumenten, nie allumfassend und endgültig dargestellt werden können. Somit geht mit der Analyse von Dokumenten immer auch eine gewisse Vagheit und eine Begrenztheit einher (Drew, 2006; Kameo & Whalen, 2015; Lau & Wolff, 1981) und es besteht – ähnlich dem Phänomen der Sekundäranalyse von Daten – die Möglichkeit, dass die für die Analyse eigentlich interessanten Informationen nicht im Dokument zu finden sind, weil sie beispielsweise nicht in ein Protokoll aufgenommen wurden (Krick, 2013; Wolff, 2007). In Policy-Dokumenten zeigt sich z. B. häufig, dass nur die finale Entscheidung dokumentiert wird. Die für eine Reflexion und Rekonstruktion der

Entscheidung eigentlich relevanten Inhalte, die Diskussionen und Verhandlungen, wie es zu der finalen Entscheidung kommt, werden häufig nicht dokumentiert (Vītola, 2014). Auch Einstellungen oder Gefühle von Untersuchungspersonen werden in den Dokumenten zumeist nicht aufgenommen und bleiben dem Forscher aus dieser Perspektive verborgen (Wolff, 2007).

Im Rahmen dieser Arbeit fanden Dokumentenanalysen auf der Basis von Selbstzeugnissen der EU-Kommission über eine qualitative Inhaltsanalyse statt. Im Rahmen dieser Dokumentenanalyse wurden zum einen die Meeting-Protokolle der Expertengruppe mit den dazugehörigen Zusatzmaterialien und Teilnehmerlisten analysiert, zum anderen untersuchte sie Publikationen der EU-Kommission und aus dem luxemburgischen Kontext, die in direkter Verbindung mit der Expertengruppe und dem Dashboard stehen sowie die Homepage, auf der das Dashboard vorgestellt wurde.⁶⁹

Publikationen der Kommission oder im Auftrag der Kommission

1 Publikationen Jugendindikatoren

European-Commission, 2011: On Eu indicators in the field of Youth. European Commission. Brüssel.

European-Commission, 2012: Europäischer Jugendbericht 2012.

Ecorys, 2011: Assessing practices for using indicators in fields related to youth: Final Report for the European Commission DG Education and Culture. Birmingham.

2 Meeting Protokolle/ Teilnehmerlisten:

European-Commission, 2010: MEETING REPORT: First meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (27 January 2010). Brüssel. Kommission der Europäischen Gemeinschaften. Brüssel.

European-Commission, 2010: MEETING REPORT: Second meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (26 April 2010). Brüssel. Kommission der Europäischen Gemeinschaften. Brüssel.

European-Commission, 2011: MEETING REPORT: Third meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (07 November 2011). Brüssel. Kommission der Europäischen Gemeinschaften. Brüssel.

European-Commission, 2012: MEETING REPORT: Fourth meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (05 November 2012). Brüssel. Kommission der Europäischen Gemeinschaften. Brüssel.

⁶⁹ Das Dashboard wird seit Februar 2015 nicht mehr auf der Seite der Kommission als Informationspool zur Verfügung gestellt.

3 Jugendpolitik und Strategien:

European-Commission, 2012: Information der Organe, Einrichtungen und sonstigen Stellen der Europäischen Union gemeinsamer Bericht 2012 des Rates und der Kommission über die Umsetzung des erneuerten Rahmens für die jugendpolitische Zusammenarbeit in Europa (2010-2018). C 394. Brüssel.

European-Commission, 2001: Weißbuch der Europäischen Kommission: Neuer Schwung für die Jugend Europas. Brüssel.

European-Commission, 2002: A New Impetus for European Youth: European Commission White Paper: Office for Official Publications of the European Communities. Brüssel.

European-Commission, 2009: An EU Strategy for Youth – Investing and Empowering: A renewed open method of coordination to address youth challenges and opportunities. Brüssel.

European-Commission, 2009: Entschließung des Rates vom 27. November 2009 über einen erneuerten Rahmen für die jugendpolitische Zusammenarbeit in Europa (2010-2018). C 311. Brüssel.

European-Commission, 2012: Draft 2012 Joint Report of the Council and the Commission on the Implementation of a renewed Framework for European cooperation in the youth field. Brüssel. SWD (2012) 256. Brüssel.

European-Commission, 2012: Draft 2012 Joint Report of the Council and the Commission on the implementation of the renewed framework for European cooperation in the youth field (EU Youth Strategy 2010-2018). Brüssel.

4 Luxemburgischer Kontext

Willems, H., 2016: Übergänge vom Jugend- zum Erwachsenenalter: Verläufe, Perspektiven, Herausforderungen. Luxemburg: Bakform.

Meyers, C., Heinen, A. & Willems, H., 2014: Ein partizipatives Modell der Wissensgenerierung – Der luxemburgische Jugendbericht. In H. Willems (Ed.), Konzepte und Methoden der Jugendberichterstattung (S. 15-28). Wiesbaden: Springer VS.

Meyers, C. & Willems, H., 2013: Evaluation of the European Dashboard of Youth Indicators on Youth in Luxembourg. Luxemburg: MENJE.

Diese Dokumente geben sowohl Aufschluss über die Fallgeschichte und seine historische Verankerung in die EU-Politik als auch Hinweise über den Aufbau, die Struktur, Aufgaben sowie Ziele der Expertengruppe und des Dashboards und über institutionelle Vorgaben und Kriterien, die von der EU-Kommission für die Aktivitäten des Dashboards festgelegt und institutionell verankert wurden. Weiterhin beinhalten sie zumindest Anhalts- und Anknüpfungspunkte über Prozesse und Vorgehensweisen innerhalb der Gruppe sowie über die Passung des Indikatorsets für den luxemburgischen Kontext.

5.2. Erhebung von Individualdaten über standardisierte Onlineinterviews und Experteninterviews

Wie bereits im vorangegangenen Abschnitt erwähnt, können Dokumente eine Übersicht über festgehaltene, sichtbare, öffentliche Inhalte und Verhaltensweisen bieten. Einstellungen, Motive, Haltungen und Interessen hinter den Handlungen können sie zumeist nicht vermitteln. Solche sind jedoch über aktive Befragungen von individuellen Akteuren zu evaluieren und eignen sich, um die stark limitierten Daten aus der Dokumentenanalyse zu ergänzen und die dadurch entstehenden Lücken in der Analyse- und Argumentationskette zu schließen (Lamont & Swidler, 2014).

Die Erhebung von Individualdaten in dieser Ausarbeitung gliederte sich in vier Abschnitte:

1. Die Feldvorbereitungsphase, in welcher der Zugang zum Feld aufgebaut und das Erhebungsvorhaben angekündigt wurde.
2. Die Erhebung von Daten über standardisierte Onlineinterviews, welche erste explorative Anhaltspunkte über die Positionen und Relevanzen der nationalen Experten gaben.
3. Die qualitativen Experteninterviews, in welchen Leitfadeninterviews mit nationalen und internationalen Experten geführt und detaillierte Informationen und Positionen zur präzisen Beantwortung der Forschungsfragen gesammelt wurden.
4. Die Fokusgruppe mit den potenziellen Anwendern des Dashboards im luxemburgischen Kontext.

5.2.1. Feldvorbereitung: Projektpräsentation auf dem 5. Meeting

Ein zentraler Teil der empirischen Studie war die Feldvorbereitung, denn insbesondere im Policy Sektor sind die Personen häufig sehr kritisch und zurückhaltend gegenüber einer Teilnahme an Interviews. Weiterhin sind politische Akteure in der Regel zurückhaltender in der Wiedergabe von Informationen, die ihnen in irgendeiner Weise negativ ausgelegt werden können. Aus diesem Grund war die Rekrutierung von Partnern für die Experteninterviews eine der schwersten Aufgaben im Prozess der Datenerhebung. Hier war es besonders wichtig eine Vertrauensbasis zu den Experten aufzubauen und den potenziellen Interviewpartnern bewusst zu machen, warum gerade ihr Wissen und ihre Perspektiven wichtig für die Studie sind (Beyers et al., 2014; Petkov & Kaoullas, 2015).

Hierfür bot die Teilnahme an den Meetings dieser Expertengruppe und die damit einhergehende Möglichkeit zum „*active engagement*“ eine gute Chance (Petkov & Kaoullas, 2015, S. 16). Durch Engagement im Erhebungskontext bestand die Möglichkeit das Verhältnis zum „Beforschten“ auf eine Ebene zu transformieren, die gemeinsame Ziele und Aufgaben hat. In dieser Studie war das die Ebene der Experten für Jugendindikatoren. Dieses non-hierarchische Verhältnis sollte genutzt werden, um eine Vertrauensgrundlage zu schaffen, die den Experten eher zu einer Teilnahme an einem Interview bewegte.

Für die Datenerhebung kam dem fünften Meeting der Expertengruppe eine zentrale Rolle zu. Dieses Meeting diente der Vorbereitung des Feldzuganges. Während des Meetings bot sich zu Beginn die Möglichkeit, dass der Forscher sich und den Fokus seiner Untersuchung vorstellt. Ergänzend dazu wurde ein Informationspapier an die Experten der Gruppe verteilt, welches das Projekt kurz vorstellte und die zukünftigen Datenerhebungen ankündigte.⁷⁰ Bei dem Anschreiben wurde darauf geachtet, nicht den Anschein zu erwecken, der zentrale Zweck des Projektes sei die Kontrolle und Beurteilung der Arbeit der Experten, weil dadurch potenzielle Respondenten abgeschreckt würden. Weiterhin wurde die Wichtigkeit der individuellen Teilnahme für ein erfolgreiches Gelingen des Forschungsprojekts betont und die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme, bei Fragen oder Anmerkungen, direkt beim Meeting, per E-Mail oder Telefon gegeben. Zudem wurde das Anschreiben möglichst persönlich gestaltet, um eine Identifikation mit dem Forscher und seinem Projekt herzustellen und somit die Teilnahmebereitschaft aufseiten der Experten zu erhöhen. Das Anschreiben enthielt daher beispielsweise ein Foto des Forschers, um die persönliche Verbindung aus den Meetings in Erinnerung zu rufen (Greif & Batinic, 2007).

Für die standardisierte Befragung wurde im Anschluss an die Veranstaltung eine Rekrutierungsmail an alle nationalen Teilnehmer der Meetings gesendet. In dieser E-Mail wurden die Experten unter Bezugnahme auf die Ankündigung dazu aufgefordert, einen circa siebenminütigen Fragebogen auszufüllen. Um den Respondenten eine Teilnahme möglichst einfach zu gestalten, wurde der Teilnahmelink in die E-Mail integriert.⁷¹

Auch für die Experteninterviews wurde eine Rekrutierungssystematik ausgearbeitet, die zum Ziel hatte, eine möglichst positive Antwort auf das Interviewanliegen zu erhalten. Eine gute Strategie hierfür ist laut De Leeuw und Hox (2011) ein Mixed-Mode-Approach bestehend aus einer schriftlichen Ankündigung des Forschungsvorhabens per E-Mail und einer persönlichen telefonischen Rekrutierung. Diese E-Mail sollte laut Beyers et al. (2014) möglichst personalisiert für

⁷⁰ Im Anhang findet sich ein Beispiel für ein solches Anschreiben.

⁷¹ Im Anhang findet sich ein Beispiel für eine solche Rekrutierungsmail.

den jeweiligen Experten gestaltet sein. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit bedeutet dies, dass die E-Mail mit einer direkten persönlichen Anrede an den Experten adressiert wurde und dass der Rekrutierungstext explizit auf die kontaktierte Person angepasst wurde. Es wurde beispielsweise noch einmal herausgestellt, warum genau ihre individuelle Perspektive für das Forschungsprojekt einen Mehrwert darstellt. Weiterhin berief sich das Anschreiben auch auf die Ankündigungen aus den Meetings mit dem Ziel das active engagement und das Projekt in Erinnerung zu rufen.⁷²

Das zentrale Ziel dieser Mail war jedoch den Rekrutierungsanruf anzukündigen, der die Teilnahmebereitschaft der Experten erfragte. Durch diese Ankündigung wurde den Experten die Möglichkeit gegeben sich im Voraus auf das Rekrutierungs-Telefongespräch vorzubereiten und die jeweilige Bereitschaft schon einmal vorab zu reflektieren (Greif & Batinic, 2007). Dementsprechend wurden die Experten am Telefon nicht überrascht. Diese Vorgehensweise wurde gewählt, um möglichst wenig Reaktanz bei den potenziellen Respondenten zu erzeugen. Die Rekrutierung per Telefon wurde gewählt, da diese Kontaktstrategie über die direkte Interaktion im Telefongespräch mit den Experten persönlicher schien und im Rahmen des Gespräches auch die Möglichkeit bestand Rückfragen zu stellen, Unklarheiten zu klären oder Barrieren zu beseitigen. Weiterhin war es am Telefon möglich, bei bestehender Bereitschaft, direkt einen gemeinsamen Termin für ein Interview festzulegen (De Leeuw & Hox, 2011; Greif & Batinic, 2007).

5.2.2. Standardisierte Onlineinterviews

Im Anschluss an das fünfte Meeting wurde ein Kurzfragebogen⁷³ ausgearbeitet, der die Hintergründe der nationalen Experten (Gründe für die Teilnahme am Meeting, Hintergründe bezüglich der Ausbildung etc.) erfragte. Ebenfalls wurden in diesem Fragebogen Einstellungen und Meinungen zu der Tätigkeit in der Expertengruppe evaluiert und Fragen zu den Qualitätskriterien für Fragebögen gestellt. Zum Schluss der Befragung wurde noch eine offene Frage zu der Expertengruppe platziert, bei der nicht abgefragte Informationen, die die Experten für wichtig erachten, angegeben werden konnten.

Diese Form der Befragung lieferte zum einen komplementäre Ergebnisse zu der Perspektive der Dokumente und eignete sich weiterhin, um Anhaltspunkte für die Ausarbeitung des Leitfadens für die qualitativen Experteninterviews zu gewinnen, vor allem auch aus den offenen Fragen. Zusätzlich

⁷² Aus Gründen der Anonymität ist es hier nicht möglich ein personifiziertes Anschreiben als Beispiel im Anhang zu präsentieren.

⁷³ Im Anhang findet sich der Kurzfragebogen.

dazu schaffte die Befragung für den Interviewer die Möglichkeit, sich in den Interviews direkt auf die Befragungsergebnisse als Referenzpunkt zu beziehen, z. B. „Die Ergebnisse meiner Onlinebefragung in der Expertengruppe haben ergeben, dass ... Wie stehen sie dazu?“ (Beyers et al., 2014).

Weiterhin ließ der kurze Fragebogen, der mit wenig Aufwand aufseiten der Befragten verbunden war, auf einen positiven Einfluss auf die Bereitschaft an einem Interview teilzunehmen hoffen. Denn die schriftliche Befragung bot dem Forscher noch einmal die Möglichkeit, die zentralen Untersuchungsinhalte des Projektes vorzustellen und dem potenziellen Interviewpartner die Möglichkeit, diese Inhalte zu reflektieren. Weiterhin war eine Hoffnung, dass im Idealfall das Interesse der Experten am Projekt und damit auch an einer Interviewteilnahme ansteigt, weil im Fragebogen keine heiklen, sensiblen oder schwer zu beantwortenden Fragen vorkamen.

Als Erhebungsmethode bot sich eine Onlinebefragung an, da die E-Mail-Adressen der Teilnehmer in den Teilnehmerlisten vorlagen. Eine Kontaktaufnahme via E-Mail war somit einfach zu organisieren. Ebenfalls für einen Kontakt per E-Mail und die Methode der Onlinebefragung sprach die Tatsache, dass die Befragten die Möglichkeit hatten, die Befragung zu einem ihnen geeigneten Zeitpunkt durchzuführen und dass bei dieser spezifischen Auswahlgesamtheit keine schwerwiegenden Coverage Verzerrungen durch den Zugang zum Internet zu erwarten waren (Décieux, 2012; Jacob et al., 2013).

Bei der Programmierung der Befragung wurde Wert darauf gelegt, dass die Experten die Möglichkeit besitzen sich die einzelnen Fragen der Befragung anzusehen und erst dann zu entscheiden, ob sie teilnehmen wollen. Aus diesem Grund wurde beispielsweise ein „Zurückbutton“ eingefügt und auf Pflichtfragen verzichtet (Décieux, Mergener, Neufang & Sischka, 2015; Mergener, Sischka & Décieux, 2015).

Von den Adressen auf den Teilnehmerlisten waren insgesamt 60 Adressen aktiv. Diese 60 Adressen wurden kontaktiert und zur Teilnahme an der Befragung gebeten. Von diesen 60 Experten haben insgesamt 15 an der Befragung teilgenommen. Die Befragung ist aufgrund der geringen Fallzahl nicht geeignet, um generalisierbare oder belastbare Quantifizierungen vorzunehmen. Sie eignet sich jedoch dafür, die Stimmung der nationalen Akteure zu beschreiben, den Interviewleitfaden zu ergänzen und im Rahmen der Rekonstruktion die Perspektive der nationalen Experten gemeinsam mit den Experteninterviews darzustellen.

5.2.3. Experteninterview

Interviews sind in der Datenerhebung besonders gut geeignet, um informelle Prozesse und Interaktionen zu erfassen (Beyers et al., 2014). Aus diesem Grund werden sie in ganz unterschiedlichen Forschungsfeldern angewandt, sowohl als eigenständiges Verfahren in einem Forschungsmix oder im Rahmen von Fallanalysen (Burger, 2011). Das Experteninterview ist eine Spezialform des qualitativen Interviews, die zumeist angewendet wird, um zentrale Aspekte, die für einen Beobachter oder in Dokumenten nicht sichtbar sind, zu ermitteln (Lamont & Swidler, 2014). Auch aus diesem Grund kommen Meuser und Nagel (2011) zu dem Schluss, dass sich das Experteninterview besonders gut für einen Methodenmix, in Kombination mit der Dokumentanalyse, eignet.

Bei einem Experteninterview werden Experten befragt, die sich vor allem dadurch für das Interview qualifizieren, weil sie über Spezial- und Sonderwissen zu bestimmten sozialen Kontexten oder den zu untersuchenden Sachverhalten verfügen. Experteninterviews sind somit die empirische Methode, um dieses Spezialwissen zu erschließen (Gläser & Laudel, 2010). Zumeist erfordert eine Rekonstruktion von Expertenwissen eine tiefe Analyse, die mit einer standardisierten Interviewform häufig nicht möglich ist, weil hier eine große Gefahr besteht, das spezifische Wissen der Experten abzuschneiden bzw. durch die Standardisierung auszuklammern (Gläser & Laudel, 2010). Bei diesem Spezialwissen interessiert das Wissen der Experten als Repräsentanten einer Organisation oder Institution, in der die Problemlösungen ausgearbeitet und Entscheidungsstrukturen geschaffen werden (Meuser & Nagel, 2002). Hier sind vor allem ihre Erfahrungen, Einstellungen und Gefühle in diesem sozialen Kontext, an dem sie aktiv oder passiv – z. B. als Zeuge oder Akteur – beteiligt waren und in dem sie eine entscheidende Rolle spielten, von Interesse (Gläser & Laudel, 2010). Tatsächliche Generalfertigkeiten, wie Intelligenz, spielen nur eine untergeordnete Rolle, vielmehr ist die Expertise bereichsabhängig und fußt zumeist auf langjähriger Erfahrung in einem spezifischen Gebiet (Chi, Glaser & Farr, 1988).

Die Stellung als Experte bestimmt sich also i. d. R. aus einer gesellschaftlichen Funktion des Akteurs und deren formale definierte Beteiligung an gesellschaftlichen Gestaltungsprozessen. Als Experten können z. B. solche Personen bezeichnet werden, die aufgrund einer besonderen Ausbildung, einem gesellschaftlich formal anerkannten Zugang zu den interessierenden Tätigkeitsfeldern oder über eine Stellung innerhalb einer Institution oder Organisation (z. B. Unternehmen, Behörde etc.) an Entscheidungsprozessen beteiligt sind. Demnach stehen bei der Auswahl der Experten eher professionelle und formale Kriterien im Vordergrund (Hitzler, 1994).

Im Rahmen von Experteninterviews werden soziale Prozesse und Situationen rekonstruiert, wodurch das Wissen der an den Prozessen beteiligten Personen dem Forscher zugänglich gemacht wird. Weiterhin bieten Experteninterviews die Möglichkeit die impliziten Faktoren hinter den Prozessen zu analysieren und diese explizit zu machen (Gläser & Laudel, 2010). Es geht also um Wissen, welches benötigt wird „um Ursachen von Problemen und um Prinzipien von Problemlösungen auf den Grund zu gehen“ (Gläser & Laudel, 2010, S. 450). Zentrale Voraussetzung hierfür ist jedoch eine gute Vorbereitung auf das Interview, damit der Interviewer die Experten durch gezielte Fragen dazu bringen kann, diese Faktoren zu reflektieren und im Rahmen des Interviews über ihre Antworten zu explizieren (Gläser & Laudel, 2010; Meuser & Nagel, 2009).⁷⁴

Das teilstandardisierte Leitfadeninterview im Rahmen dieser Ausarbeitung

Aus diesem Grund wurden die Fragen und vor allem die Antwortmöglichkeiten dieser Interviews, anders als beim standardisierten Onlineinterview in dieser Studie, möglichst offen gehalten. Das Interview war zwar in dem Sinne teilstandardisiert, als sich die Gesprächsthemen an einem ausgearbeiteten Leitfaden orientierten. Dieser basierte auf den theoretischen Vorarbeiten und Vorüberlegungen dieser Studie, den Ergebnissen der vorangegangenen Dokumentenanalysen sowie den Ergebnissen der standardisierten Onlineinterviews. Jedoch war das Ziel der Experteninterviews diese möglichst offen, mit vielen narrativen Phasen durchzuführen, damit die Befragten autonom ihre Ansichten und Erfahrungswerte präsentieren sowie ihr Wissen frei artikulieren (Hopf, 2010). Die zentralen Fragestellungen sollten hierbei möglichst sinnvoll in das Gespräch eingebettet werden und nicht starr in einer im Voraus festgelegten Reihenfolge abgearbeitet werden (Gläser & Laudel, 2010; Helfferich, 2011a).

In diesen teilstandardisierten, teilnarrativen Interviews bestand also ein Konflikt zwischen Offenheit und Strukturierung (Cohen, Manion & Morrison, 2007; Helfferich, 2011a), der in der vorliegenden Studie so gelöst wurde, dass ein möglichst freies Antworten der Experten das zentrale Anliegen darstellte und nur wo nötig ergänzt und durch Nachfragen vertieft wurde (Antin et al., 2015; Bohnsack, 2014; Gläser & Laudel, 2010; Mayer, 2012). Denn wichtig war vor allem, dass die Experten möglichst unbeeinflusst ihre unterschiedlichen Perspektiven zur untersuchten Expertengruppe präsentieren (Mayring, 2002).

⁷⁴ Denn wie bereits in Abschnitt 2.1.2 der theoretischen Rahmung beschrieben, sind implizite Wissensformen nicht unbedingt bewusst oder verbalisiert, sondern laufen routinemäßig oder unbewusst in den Köpfen der Experten ab, ohne dass sie diese hinterfragen.

Hierfür war weiterhin eine angenehme Gesprächsatmosphäre eine wichtige Voraussetzung. Der Interviewer musste hierzu eine Situation herstellen, welche einerseits vertrauensvoll war und andererseits die Interviewpartner dazu motivierte sich zu öffnen (Hermanns, 2007). Aus diesem Grund wurden während der teilstrukturierten Interviews die nachfolgenden aufgelisteten Prinzipien zur Gestaltung einer Gesprächssituation beachtet (u.a. Cohen et al., 2007; Gläser & Laudel, 2010 ; Hermanns, 2007; Lamnek, 2010):

- Ablenkungen und Störungen von außen vermeiden (z. B. Mobilfunktelefon, Externe).
- Interesse und Empathie gegenüber den Interviewpartnern und deren Aussagen zeigen.
- Keine zu oberflächlichen Fragen formulieren.
- Die Fragen bei Bedarf wiederholen oder erläutern (zwecks besseren Verständnisses).
- Den Interviewpartner auch nach Dingen fragen, die eigentlich bekannt sind, wenn diese wichtig für die Forschung sind („absichtliche Naivität“).
- Bei Verständnisproblemen möglichst noch einmal nachfragen.
- Die Gesprächspartner nicht zu sehr durch eigene Motive lenken und ihnen nicht die eigene Meinung aufzwingen.
- Ausreichend Zeit zum Nachdenken und zum Ausführen der Antworten gewähren.
- Den Gesprächspartner nicht zu einer Aussage/Antwort drängen (z. B. bei Antwortverweigerung bei heikler Frage).

Diese Leitlinien galt es auch im Rahmen der Experteninterviews der vorliegenden Arbeit zu beachten, um eine möglichst gehaltvolle Ergänzung zu den anderen Datenformen zu generieren. Alle Interviews wurden mit Zustimmung der Experten auf zwei Diktiergeräten aufgenommen, um zu gewährleisten, dass die Gespräche vollständig transkribiert und rekonstruiert werden können.

Die Erstellung der Stichprobe der Interviews

Erstellt man eine qualitative Stichprobe, so ist es einerseits wichtig, möglichst alle relevanten Wahrnehmungen und Sichtweisen abzudecken und zu repräsentieren, andererseits ist es zentral, dass die Stichprobe nicht zu groß und dadurch unübersichtlich und unhandlich wird, weil sie mit redundanten und überflüssigen Informationen überladen wird (Marshall, Cardon, Poddar & Fontenot, 2013; Mason, 2010; Sandelowski, 1995).

Damit wird deutlich, dass – anders als bei vielen quantitativen Forschungen – die Fallzahl bei qualitativen Forschungen in der Regel eine untergeordnete Rolle einnimmt (Marshall et al., 2013; Sandelowski, 1995). Denn hier ist eine hohe Fallzahl kein Indiz für bessere Informationen, weil einzelne Häufigkeiten in der Regel von geringer Relevanz sind.⁷⁵

⁷⁵ In Ausnahmen kann hier auch ein Teilnehmer ausreichend sein (vgl. hierzu z.B. Wertz (1983)), aber es gibt auch Angaben, dass für jegliche qualitativen Studien die akzeptable Mindeststichprobengröße bei 15 Teilnehmern liegt

„[T]he sample size becomes irrelevant as the quality of data is the measurement of its value. This is as a result of an interaction between the interviewer and the participant.“(Guest, Bunce & Johnson, 2006).

In der qualitativen Methodologie reicht beispielsweise zumeist ein einziges Ereignis in den Daten oder ein Code aus, um als Teil der Analyse aufgenommen zu werden, denn sie befassen sich in erster Linie mit Bedeutungen und nicht damit, im inferenzstatistischen Sinne generalisierbare Ergebnisse zu erzielen. Hierfür sind zwar die Interviewpartner das zentrale Element, jedoch interessiert mehr die Tatsache, dass sie über Wissen in einem interessierenden Bereich verfügen, welches sie bereit sind zu kommunizieren. Das Auswahlkriterium ist die Annahme des Forschers, die Befragten können ihm bezüglich des zu analysierenden Phänomens helfen und etwas neues im Sinne des Rekonstruktionsziels beitragen (Mason, 2010; Sandelowski, 1995).

Doch trotz dieser Tatsache gibt es Studien, die “Daumenregeln” bezüglich einer Mindestfallzahl ausarbeiteten. Diese Daumenregeln sind als Orientierungshilfe und Richtlinien für Forscher zu verstehen, die auf praktischer Erfahrung basieren, normalerweise jedoch keine empirische Begründung liefern, warum genau diese und nicht eine andere die richtige Zahl ist.

Hier gibt es zum einen Studien, die ihre Empfehlung von der Heterogenität der Stichprobe abhängig machen, beispielsweise empfiehlt Kuzel (1992) sechs bis acht Teilnehmer für homogene Stichproben und zwölf bis zwanzig Fälle für heterogene Stichproben.⁷⁶ Andere Forscher legen ihre Richtwerte anhand der methodischen Vorgehensweise an. Beispielsweise werden für phänomenologische Studien, zu denen auch diese Studie zählt, mindestens sechs Interviews empfohlen (Creswell, 2012; Guest et al., 2006; Helfferich, 2011b; Sandelowski, 1995) oder aber fünf bis fünfundzwanzig (Morse, 1994).

"[A] sample of six interviews may [be] sufficient to enable development of meaningful themes and useful interpretations" (Guest et al., 2006, S. 78).

(Bertaux, 1981)

⁷⁶ Hier ist anzumerken, dass die Expertengruppe im Aggregat des Hybriden Forums zwar eine Kooperation heterogener Akteure darstellt, jedoch unter allgemeinen gesellschaftliche Beurteilungskriterien (z. B. bezüglich Engagement, Bildung, Status, Alter, Kompetenz, Interesse) sicherlich als homogen zu charakterisieren sind.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden neben den Dokumenten und den fünfzehn standardisierten Interviews insgesamt acht Experten mit unterschiedlichen disziplinären und nationalen Hintergründen interviewt, weshalb alle Vorgaben der Daumenregeln – auch mit dem Wissen, dass die Fallzahl für qualitative Studien allgemein eine untergeordnete Rolle spielt – erfüllt sind.

Theoretische Sättigung in qualitativen Studien

Wichtiger als eine hohe Fallzahl zur adäquaten Erfassung eines Gegenstandsbereiches ist die Erzielung einer „*theoretischen Sättigung*“ (Chowdhury, 2015; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

Diese ist erreicht, „*sobald ein Konzept in seinen Eigenschaften, Bedingungen und Folgen vollständig erfasst wird.*“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010, S. 192).

Diese Sättigung kann zwar durch eine steigende Zahl an relevanten Fällen begünstigt werden, viel zentraler ist allerdings die Qualität der erhobenen Daten, die zur Verfügung stehenden Ressourcen und vor allem die Auswahl der Interviewten⁷⁷ (Mason, 2010). Weiterhin kann auch das Design der Studie dazu führen, dass die Sättigung schneller eintritt. Lee, Woo und Mackenzie (2002) stellen beispielsweise heraus, dass Studien, die mehrere Methoden zur Analyse des Gegenstandsbereichs nutzen, i. d. R. weniger Teilnehmer benötigen als Studien, die ihre Analyse auf eine einzige Methode beschränken. Ebenfalls können praktische Erfahrung und Expertise im Untersuchungsbereich die Zahl der benötigten Interviews verringern, beispielsweise durch eine gezieltere Auswahl von kontrastierenden Positionen bei den Interviewpartnern oder gezielte, präzise und reflektierte Fragen (Jette, Grover & Keck, 2003).

Die Schwierigkeit besteht jedoch in der genauen Ermittlung des „elastischen“ Punktes der theoretischen Sättigung. Denn neue Daten bedeuten in der Regel (und vor allem, wenn sie wie in dieser Ausarbeitung auf Basis eines theoretischen Samples erhoben wurden) eine Ergänzung von neuen Erkenntnissen. Der Ertrag der neuen Erkenntnisse ist i. d. R. allerdings abnehmend und die Frage, ob ein neuer Fall noch hinreichend neue Erkenntnisse erbringt ist eher eine subjektive Einschätzung (Mason, 2010).

⁷⁷ Vergleiche hierzu den nachfolgenden Abschnitt zum theoretischen Sampling.

Die Entscheidung über eine theoretische Sättigung ist einerseits eine Kosten-Nutzenabwägung, die bei dem Forscher selbst liegt. Andererseits beschreibt Charmaz (2006), dass der Untersuchungszweck und -kontext einer Studie einen sehr großen Einfluss auf das Erreichen dieser Sättigung haben. Denn bei einem genau abgegrenzten Phänomen und einer genau abgegrenzten Population ist es i. d. R. einfacher eine Sättigung zu erreichen (Charmaz, 2006; Guest et al., 2006).⁷⁸

„Researchers wanting maximum variation in their sample must decide what kind(s) of variation they want to maximize.“ (Sandelowski, 1995, S. 182).

Im Sinne der maximalen Kontrastierung gilt es möglichst viele „Gegenhorizonte“ (Helfferich, 2011b, S. 174) durch das Sampling zu bilden, welche die unterschiedlichen Perspektiven der Experten möglichst vollständig wiedergeben und die Vielfalt der Prozesse, Interaktionen und Haltungen in dieser spezifischen Gruppe adäquat abbilden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010) (Costa dos Santos, 2009; Kuckartz, 2012; Sandelowski, 1995). Denn nur dann sind auch tatsächlich konzeptionelle valide Ergebnisse möglich (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

Sampling und Organisation des Interviews

Dementsprechend ist die richtige Auswahl der zu interviewenden Fälle eine weitere wichtige Voraussetzung für eine fundierte Datenbasis. Hierzu empfiehlt Flick (2008) für eine Triangulation eine bewusste Auswahl, die sich primär an theoretischen Gesichtspunkten orientiert („*theoretical sampling*“). Dies bedeutet, dass der Forscher auf einer analytischen Ebene bewusst entscheidet, welche Daten zu erheben sind und wo diese gefunden werden können (Cohen et al., 2007; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010; Sandelowski, 1995).

Um eine „*angemessene Repräsentation*“ der Gruppe (Helfferich, 2011b) zu erreichen, war es in diesem Fall vor allem wichtig, dass Personen ausgewählt wurden, die in relevanten Eigenschaften möglichst voneinander abweichen. Ziel war es, maximal unterschiedliche und zugleich als typisch geltende Fälle in die Stichprobe zu integrieren (Helfferich, 2011b; Seawright & Gerring, 2008). Die Stichprobenziehung wurde also über adaptiv aufeinander aufbauende Auswahlentscheidungen realisiert, die mit dem Forschungsprozess immer spezifischer und eindeutiger wurden. Ähnlich der Grounded Theory wurde auch hier postuliert, keine direkte Auswahl von Personen vorzunehmen, sondern vielmehr Perspektiven, Einstellungen bzw. Schilderungen oder Ereignisse bzw. komplementäre Daten zu betrachten, die zur Weiterentwicklung und Sättigung der Theorie beitragen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010; Seawright & Gerring, 2008).

⁷⁸ Es ist beispielsweise i. d. R. leichter, das Suchtverhalten von Jugendlichen in einer Suchtanstalt zu einem bestimmten Zeitpunkt detailliert zu untersuchen, als das generelle Suchtverhalten in einem Land über einen langen Zeitraum.

Definition des Analysebereiches und Beschreibung der Stichprobe der Interviews

Der Analysebereich dieser Studie stellte eine nach außen abgegrenzte, unter allgemeinen Gesichtspunkten homogene Gruppe von Experten aus dem Bereich der Jugendpolitik dar. Auch das Forschungsanliegen war genau theoretisch spezifiziert. Die vorliegende Arbeit untersuchte Faktoren, welche die Wissensproduktion im Rahmen des transdisziplinären Problemdiskurses der heterogenen Akteure der Expertengruppe und damit die Produktion der Indikatoren beeinflussen.

Aus diesem Grund war die zentrale zu variierende Variable bei der Stichprobenziehung der Hintergrund der Expertise der Gruppenmitglieder sowie die daraus resultierenden Relevanzwelten. Diese variieren zum einen disziplinär und zum anderen national.⁷⁹

Insgesamt wurden Interviews mit acht Experten durchgeführt, sieben davon persönlich, eines wurde auf Wunsch des Experten als Telefoninterview realisiert. Der Interviewer war durchgehend dieselbe Person⁸⁰ und die Interviews dauerten zwischen einer und zwei Stunden. Die persönlichen Interviews wurden immer in einer vom Befragten vorgeschlagenen Räumlichkeit durchgeführt (Meetingraum oder Büro). Insgesamt wurden fünf nationale und drei europäische Experten befragt. Die disziplinären Hintergründe decken nationale und internationale Researcher aus Wissenschaft, statistischen Behörden und Forschungspraxis ab sowie den nationalen und internationalen Policy Sektor. Es sind somit alle zur Kontrastierung relevanten Perspektiven der Mitglieder der Gruppe durch die theoretische Stichprobe repräsentiert.

5.2.4. Fokusgruppe

Fokusgruppen sind eine Methode, um möglichst viele Informationen von einer Gruppe zu generieren. Wichtig dafür, dass im Rahmen einer Fokusgruppe ein Gespräch überhaupt zustande kommt, ist, dass die Teilnehmer eine kollektive oder ähnliche Erfahrung im relevanten Themenbereich besitzen, denn diese bildet die Basis der Diskussion (Bohnsack, 2014; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010). Wägt man Fokusgruppen gegenüber Einzelinterviews ab, so zeigt sich, dass diese sowohl Potenziale als auch Gefahren bieten und dass die Auswahl der Gruppenmitglieder das Ergebnis nachhaltig prägen kann (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

⁷⁹ Andere bewusste Auswahlkriterien bzw. Eigenschaften der Personen wurden möglichst ausgeklammert, um Störfaktoren bzw. nicht relevante Variationen der Informationen möglichst auszuschließen (Sandelowski, 1995).

⁸⁰ Ein zentraler Vorteil war hier, dass die Verzerrungen die vom Interviewer ausgingen, immer in einem ähnlichen Umfang waren (vgl. hierzu auch die Ausführungen im nachfolgenden Kapitel 7)

Ein mögliches Risiko in solchen Fokusgruppen ist immer, dass einzelne Personen andere dominieren, beispielsweise aufgrund von persönlichen Merkmalen oder Machtasymmetrien innerhalb der Gruppe. Dies birgt die Gefahr einer einseitigen, ein-perspektivischen Verzerrung der Daten. Hier ist insbesondere die Empathie des Diskussionsleiters gefordert, um dem entgegen zu wirken. Weiterhin sollten solche Faktoren möglichst schon bei der Auswahl der Interviewpartner reflektiert werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

Ein großes Potenzial von Fokusgruppen ist die Möglichkeit, dass sich die Aussagen der Interviewpartner wechselseitig ergänzen oder auch bestätigen können, also ein Konsens zwischen den Einzelakteuren generiert wird, was die Datengrundlage präzisiert (Beyea & Nicoll, 2000; Ryan, Gandha, Culbertson & Carlson, 2013). Ebenso kann eine Fokusgruppe zur Artikulation impliziter Meinungen über eine soziale Kontextuierung im Gruppengespräch verhelfen, wie im nachfolgenden Zitat dargestellt wird (Bohnsack, 2014).

„Dem Einzelnen werden sie [– die impliziten Meinungen –] erst während der Auseinandersetzung mit anderen Menschen deutlich. Sie mögen zwar latent vorhanden sein, gewinnen aber erst an Kontur, wenn das Individuum – etwa im Gespräch – sich gezwungen sieht, seinen Standpunkt zu bezeichnen und zu behaupten. Während des Prozesses der Auseinandersetzung [...] zeichnen die Meinungen sich deutlicher ab.“ (Pollock, 1955, S. 32).

Im Falle der vorliegenden Studie war zu erwarten, dass weder aufgrund von Hierarchieunterschieden oder Abhängigkeiten, noch aufgrund von Persönlichkeitsmerkmalen Dominanzen auftreten. Aufgrund der Aussicht auf präzisere komplementäre Daten wurde auf die Methode der Fokusgruppe zurückgegriffen. Für die vorliegende Untersuchung war es von Relevanz, dass die Experten möglich offen und frei diskutieren können. Aus diesem Grund hielt sich der Interviewer bzw. Moderator der Diskussion stark zurück und beeinflusste die Diskussion nicht mit einer eigenen Meinung. Er lenkte lediglich das Gespräch mit gezielten Fragen entlang des Leitfadens (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010). Auch das Gespräch der Fokusgruppe wurde mit Zustimmung der Experten auf zwei Diktiergeräten aufgenommen und transkribiert.

5.2.5. Anonymität der Befragten

Im Rahmen der Rekrutierung für die standardisierten Onlineinterviews, für die Experteninterviews und für die Fokusgruppe wurde den Experten zugesichert, dass ihre Angaben anonym ausgewertet und veröffentlicht werden, sodass keine Rückschlüsse auf ihre Person möglich sind. Dies kann einerseits einen positiven Effekt auf die Teilnahmebereitschaft haben (Greif & Batinic, 2007; Jacob et al., 2013), andererseits ist genau dieses Versprechen vor allem bei qualitativen Studien schwer einzuhalten (Gebel et al., 2015; Liebig et al., 2014). Denn qualitative Studien generieren in der Regel aufgrund der großen Nähe zu den Lebenswelten ihrer Teilnehmer eine hohe Dichte an persönlichen Informationen, woraus sich ein hohes Re-Identifikationsrisiko ergibt. Diese Gefahr ist mit besonderen Anforderungen an die Forschenden verbunden. Denn Anonymität in Befragungen zu versprechen und dann auch zu gewährleisten ist zumeist ein sehr aufwändiges und herausforderndes Ziel (Gebel et al., 2015; Kelly, 2009; Liebig et al., 2014; Wiles, Coffey, Robinson & Heath, 2012).

In der Regel wünschen die Teilnehmer eine Anonymisierung oder sind sich im Rahmen des Interviews gar nicht bewusst darüber, wie ihre Worte genutzt werden und was ihre Aussagen für Konsequenzen nach sich ziehen können (Gebel et al., 2015; Kelly, 2009; Liebig et al., 2014; Wiles et al., 2012). Mit Sicherheit die schwerste praktisch zu lösende Aufgabe ist die Identität eines Befragten so zu verbergen, dass eine Person, die sehr nahe am Setting oder dem Befragten ist, diesen nicht erkennt, im Idealfall sogar so, dass die Beteiligten sich selbst nicht mehr erkennen (Liebig et al., 2014; Reichertz, 2015). Die Anonymisierung von Daten ist ein komplexer Prozess, in dem das Verfremden von Personennamen und Verschleiern von Kontexten nur die erste Annäherung an das Ziel ist, möglichst alle identifizierenden Details zu entfernen oder zu generalisieren (Liebig et al., 2014; Reichertz, 2015). Die Anonymisierung ist aber immer auch ein Balanceakt zwischen dem Schutz der Anonymitätsrechte der Probanden und dem Wert der Datenlage, die sich aus der Integrität bzw. der Typik des Falls ergibt (Saunders, Kitzinger & Kitzinger, 2014).

In der vorliegenden Arbeit war dieser Balanceakt insbesondere für die Experteninterviews und die Fokusgruppen relevant. Hier galt es für jeden Fall einzeln zu überlegen, welche Maßnahmen ergriffen werden müssen, um Einzelangaben, welche z. B. die persönliche oder sachliche Situation betreffen, möglichst nicht mehr oder zumindest nur mit extrem großen Aufwand re-identifizierbar zu machen (Gebel et al., 2015; Reichertz, 2015). Im Rahmen dieser Studie war dies vor allem bei der Ergebnispräsentation relevant.

Aus diesem Grund wurden die Interviewpartner pseudonymisiert, es wurde bei allen der Begriff „Experte“ genutzt, unabhängig davon ob es eine Expertin oder ein Experte war. Weiterhin wurden Textpassagen mit einem Re-identifikationsrisiko paraphrasiert.

6. Die Qualitative Inhaltsanalyse als Methode zur Datenanalyse

Auch die Datenanalyse ist in unterschiedliche Teile untergliedert, die für die Interpretation gebündelt werden. Die Dokumente, die Experteninterviews und die Fokusgruppendifkussion werden mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse mit Hilfe einer Qualitative-Datenanalyse-Software (QDA-Programm) analysiert (Kuckartz, 2012; Mayring & Brunner, 2009).⁸¹

Kohlbacher (2006) arbeitet heraus, dass inhaltsanalytische Techniken im Rahmen von Fallanalysen ein empfehlenswertes Verfahren sind. Diese bieten durch ihre Offenheit die Möglichkeit, die meist sehr detaillierten und komplexen Sachverhalte einer Einzelfallanalyse zu bearbeiten und theoriegeleitet zu analysieren. Weiterhin können Kontext- und Zusatzinformationen (z. B. aus zusätzlichem Material) in den Analyseprozess integriert werden. Sicherlich auch aus diesem Grund sieht Steigleder (2008) dieses Analyseverfahren im Rahmen von explorativen Studien als besonders bewährt an.⁸²

Die Methode der Inhaltsanalyse wurde ursprünglich als quantitative Analysetechnik entwickelt, um größere Materialmengen zu analysieren. Sie wandelt sprachliche Äußerungen in Codes um und analysiert und interpretiert diese quantitativ. Hier entwickelte sich eine Reihe von Verfahren, welchen die Kritik gemeinsam ist, dass die latenten Sinnstrukturen des Textes, aufgrund der Fokussierung auf inhaltliche aufzählbare Textinhalte, vernachlässigt würden. Ihr Resultat sei eine „methodisch verengte“ oder „zu atomische“ Datenanalyse (Kuckartz, 2010, 2012; Mayring, 2010; Mayring & Brunner, 2009; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010).

Bei dieser Kritik setzt die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse an und analysiert sowohl die Sprach- und Texteigenschaften als auch die „nicht-sprachlichen“ Eigenschaften von Gruppen oder Einzelpersonen und versucht diese fundiert miteinander zu verbinden (Kracauer, 1952; Mayntz, Holm & Hübner, 1969; Mayring, 2007b). Sie nimmt hier eine „Zwischenstellung“ (Mayring, 2010, S. 602) oder „Scharnierstellung“ (Groebeu & Rustemeyer, 1995, S. 532) zwischen den qualitativen und quantitativen Methoden ein. Des Weiteren kommt sie prinzipiell auch völlig ohne statistische Analysen aus, denn sie interpretiert die kodierten Zeichenketten als Sinneinheiten (Kuckartz, 2010, 2012).

⁸¹ Ergänzend dazu werden die standardisierten Onlineinterviews über deskriptive Auswertungen, welche jedoch auch qualitativ interpretiert werden, analysiert.

⁸² Es sei jedoch auch angemerkt, dass durch die Kategorie- und Regelgeleitetheit gerade im Einzelfall Bedeutungsgehalte nicht nur neue Perspektiven und Zusammenhänge eröffnet werden, sondern auch, z. B. im Vergleich zu einer sehr aufwendigen psychoanalytischen Textinterpretation, Inhalte und Perspektiven über ein Schubladendenken eingeengt werden oder verloren gehen (Kuckartz, 2010; Mayring, 2010).

Die qualitative Inhaltsanalyse nutzt das „*technische Know-how [der quantitativen Inhaltsanalyse] im Umgang mit großen Textmengen*“ (Mayring, 2010, S. 602), um diese qualitativ zu interpretieren und die Interpretation intersubjektiv nachvollziehbar zu machen.⁸³ Mayring beschreibt die Ziele der qualitativen Inhaltsanalyse wie folgt: „*Texte systematisch analysieren, indem sie das Material schrittweise mit theoriegeleitet am Material entwickelten Kategoriensystemen bearbeitet*“ (Mayring, 2002, S. 114). Ein solches System ordnet und organisiert die Daten systematisch. Kuckartz (2010) zieht hier die Parallele zu einem aufgeräumten Zimmer, in dem es in der Regel deutlich einfacher ist, etwas wiederzufinden, als in einem unaufgeräumten. Dieses Kategoriensystem (mit Kategorien, Unterkategorien, Kategoriendefinitionen und Ankerbeispielen) ist der Kern der Analyse. Er strukturiert, geleitet über Zuordnungsregeln, den latenten Sinn eines Textes (Mayring, 2002) und dient als Ausgangspunkt für die Interpretation (Mayring, 2010; Ramsenthaler, 2013).

„*Content analysis stands and falls by its categories*“ (Berelson, 1952, S. 147).

Während des Forschungsprozesses wird dieses System immer wieder über Rückkopplungsschleifen und Kontextualisierungen im Originaltext in einem zirkulären Prozess überarbeitet (Gläser & Laudel, 2010; Kuckartz, 2010; Mayring, 2010). Hier gilt es insbesondere zu beachten, was Przyborski und Wohlrab-Sahr (2010) allgemein für sozialwissenschaftliche Konstruktionen, Kategorien und Typenbildungen empfehlen, „*sie müssen an [...] Konstruktionen und Typenbildungen des Alltages – den Common Sense – anschließen*.“ (S.26). Sie beschreiben diese weiterhin als „*sekundäre Konstruktionen*“ von Handlungen, die implizit und unbewusst im Alltag immer schon vollzogen wurden. Man kann sie also als eine Rekonstruktion des Alltäglichen bezeichnen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010). Dies geschieht, indem sie aus dem Kommunizierten Rückschlüsse auf individuelle, gesellschaftliche oder nicht-sprachliche Phänomene (wie Wissen, Absichten, Situationen, Einstellungen oder stillschweigende Annahmen, Persönlichkeitsmerkmale und gesellschaftlicher Umgebung) von Individuen zieht (Lamnek, 2010; Mayntz et al., 1969).

Insgesamt lässt sich zusammenfassen, dass die qualitative Inhaltsanalyse ein Analyseinstrument darstellt, welches systematische, intersubjektiv nachvollziehbare Aussagen über die Datenquelle ermöglicht, sowohl über die inhaltliche Vorgehensweise, als auch konzeptionell, formal oder methodisch (Mardorf, 2006; Mayring, 2010).

⁸³ Es gibt aber auch Ansätze, bei denen neben der reinen Interpretation auch noch quantifizierende Schlüsse gezogen werden, diese beschreibt Mayring (2010) als „qualitativ orientierte kategoriengeleitete Inhaltsanalyse“.

6.1. Datenaufbereitung und Transkription

Bevor die Experteninterviews und die Fokusgruppe ausgewertet werden konnten, mussten sie transkribiert werden. Dies bezeichnet den Prozess, in dem das in der Datenerhebung gewonnene Material zu Daten wird (Knoblauch, 2011). Für das Anfertigen solcher Transkripte gibt es sehr unterschiedliche Herangehensweisen und Traditionen, die sich vor allem darin unterscheiden, wie detailliert die Interviewsituation in den Transkripten dargestellt wird. Im Rahmen dieser Ausarbeitung lag der Fokus auf den Themen und Inhalten der Gespräche. Aus diesem Grund sollten die Transkriptinhalte möglichst nahe und präzise an den tatsächlich getätigten Aussagen sein. Ziel war *„eine vollständige Textfassung des verbal erhobenen Materials [...] [herzustellen, die eine] Basis für eine ausführliche interpretative Auswertung bietet“* (Mayring, 2002, S. 89).⁸⁴

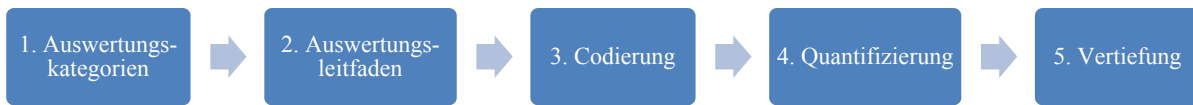
Um dies zu gewährleisten und dem Versprechen von Anonymität nachzukommen, folgte auf die Transkription ein Kontrolldurchgang, in dem Transkripte und Interviews noch einmal abgeglichen wurden. Hier wurden die Transkripte vereinzelt sprachlich geglättet und potenziell de-anonymisierende Inhalte überarbeitet und pseudonymisiert. Insgesamt entstanden große Textmengen (Dokumenten und Transkripte), was die anschließende Aufbereitung und Analyse der Daten organisatorisch aufwendig gestaltete. Aus diesem Grund wurde im Rahmen dieser Arbeit auf ein QDA-Programm zurückgegriffen, welches eine bessere Strukturierung und leichtere Organisation der Daten ermöglichte und Informationsverlusten entgegenwirkte (Kelle, 2011) (Cohen et al., 2007).

6.2. Der inhaltsanalytische Auswertungsprozess

Besonders an inhaltsanalytischen Auswertungen ist, dass sie sich immer wieder an die Spezifika einer Forschungsfrage anpassen können. Hierfür empfiehlt Kuckartz (2012) sich im Rahmen einer Inhaltsanalyse an folgenden fünf Schritten zu orientieren. Dieses Phasenmodell war auch das Leitmodell für die Auswertungen im Rahmen dieser Studie (vgl. Abbildung 9 auf der folgenden Seite).

⁸⁴ Es wurden die reinen Inhalte der sprachlichen Äußerungen transkribiert, jedoch keine non-verbalen Äußerungen und Füllwörter.

Abbildung 9 Phasen des inhaltsanalytischen Auswertungsprozesses



In Anlehnung an Kuckartz (2012).

Zur Entwicklung der Kategorien wurde das vorhandene Material mehrfach im Lichte der Forschungsfragen und des theoretischen Vorwissens durchgesehen. Relevante Aspekte wurden im Transkript gesucht und zu Kategorien zusammengefasst. Das zentrale Ziel war hier, die Aussagen des Transkriptes zu verstehen und über forschungsleitende Perspektiven zentrale Aspekte herauszuarbeiten und dadurch die Komplexität des Datenmaterials über das Bündeln in Kategorien zu reduzieren. Bei dieser Kategorienbildung kann man zwei gängige Vorgehensweisen unterscheiden (Kuckartz, 2010, 2012):

1. Die induktive Kategorienbildung, welche die Kategorien erst anhand des Auswertungsmaterials bildet.
2. Die deduktive Kategorienbildung, welche diese anhand von bereits bestehenden Theorien oder Hypothesen über den auszuwertenden Gegenstandsbereich bildet.

In der Analysepraxis schließen sich diese beiden Strategien jedoch nicht gegenseitig aus. Hier ist es gängig eine hybride Strategie anzuwenden, die ihre Kategorien sowohl induktiv als auch deduktiv bildet. Nach Kuckartz (2012) ist diese Praxis keineswegs als besser oder schlechter als eine rein induktive oder deduktive Kategorienbildung einzuordnen.

Auch für die vorliegende Studie bot sich eine solche hybride Kategorienbildung an. Wie häufig bei Leitfadeninterviews und Dokumentenanalysen leiteten sich die Hauptkategorien deduktiv aus dem vorab erarbeiteten theoretischen Rahmen sowie dem Leitfaden ab (Diekmann, 2007; Kuckartz, 2010).

Diese Kategorien wurden dann im Rahmen des Analyseprozesses weiterentwickelt und es wurden Subkategorien⁸⁵ gebildet, um zu gewährleisten, dass die Kategorien möglichst disjunkt und erschöpfend waren (Diekmann, 2007). Dieses Kategoriensystem wurde beschrieben sowie ggf. modifiziert und ergänzt, sodass sukzessive ein aussagekräftiger *Kodier- und Auswertungsleitfaden* entstand. (Kuckartz, 2010).

⁸⁵ Kuckartz (2012) empfiehlt für die Bildung von Subkategorien das „Kriterium der Sparsamkeit und Überschaubarkeit“, was bedeutet, dass man nicht mehr Subkategorien bilden soll, als unbedingt nötig sind.

Anhand dieses Leitfadens wurden alle Materialien bezüglich der ausgearbeiteten Kategorien analysiert und diesen entsprechend auch zugeordnet. Man spricht hier von einer fallzentrierten Reduzierung der Informationsfülle durch das Ausblenden weniger wichtiger Informationen und das systematische Klassifizieren untereinander als ähnlich betrachteter Merkmale. Hier wird jedem Merkmal der *Code* der zugeordneten Kategorie vergeben (Kuckartz, 2010). Zweifelsfälle bei der Codierung wurden auf Basis der Gesamteinschätzung eines Textes oder Transkriptes vorgenommen oder diskursiv getätigt. Weiterhin war es möglich, dass eine Textstelle mehrere Codierungen enthielt. Unter anderem aus diesem Grund war es wichtig, jede Zuordnung zu einer Kategorie oder Subkategorie zu dokumentieren und dadurch für die Rezipienten nachvollziehbar und transparent zu machen. Im Rahmen dieser Studie wurde dies über die Nutzung eines QDA-Programmes gewährleistet, was nach Kuckartz (2012) eine einfache Möglichkeit darstellt, den Analyseprozess transparent und intersubjektiv nachvollziehbar zu machen.

Zur Analyse der Daten boten sich vor allem vertiefende qualitative Analysen anhand von Hypothesen und Fragestellungen⁸⁶ an. Auf diese Weise sollte das vorhandene Material komprimiert werden, indem die Komplexität der Datengrundlage reduziert wurde. Ziel war es, die Daten für die anschließenden Interpretationen und Bewertungen systematisch zu ordnen (Kuckartz, 2012).

Auch wenn die qualitative Inhaltsanalyse in Abbildung 9 zur besseren Illustration als Phasenmodell dargestellt ist, läuft diese in der Regel nicht in linear aufeinander folgenden starren Phasen ab. Vielmehr geht die Analyse im Rahmen unterschiedlicher zirkulierender Iterationen mit Feedbackschleifen vonstatten, in denen die Forschungsfrage die Strategie vorgibt (Kuckartz, 2012).

Dies war auch bei den Inhaltsanalysen im Rahmen von Fallstudie I und II der Fall. Der Analyseprozess war, schon allein aufgrund des Ziels einer Wissenstriangulation (vgl. Abschnitt 4.1.3), zirkulierend und verbunden mit Feedbackschleifen, die dazu führten, dass bestehende Kategorien und Analysen immer wieder aufgrund von neuen Erkenntnisgewinnen reflektiert und angepasst wurden.

⁸⁶ Siehe hierzu Kapitel 2 im Bereich ‚Forschungsdesign, Methoden und analytische Strategie‘.

6.3. Die Bündelung der Daten

Im finalen Analyseschritt werden die sich teilweise ergänzenden und teilweise bestätigenden Ergebnisse der Erhebungseinheiten der Fallstudien zu einem Gesamtergebnis gebündelt, welches dann die vollständige Rekonstruktion der Vorgehensweisen und der daraus resultierenden Konsequenzen darstellt.

7. Reflexion der Studie im Hinblick auf die Gütekriterien der qualitativen Forschung

Eine zentrale Aufgabe, welche mit nahezu jeder Form von wissenschaftlicher Empirie verbunden ist, ist die Frage nach geeigneten Gütekriterien zur Bewertung der Qualität der Forschung. Diese dienen als Maß für die Qualität von Daten und die Belastbarkeit der daraus abgeleiteten Analyseergebnisse. Weiterhin sind sie zur Überprüfung entscheidend, ob ein Forscher den Untersuchungsbereich nicht als eine soziale Welt nach seinen subjektiven Vorstellungen konstruiert, sondern so, wie er tatsächlich in der Realität existiert und wahrgenommen wird (Girtler, 2009). Sie sind somit eine Kontrolle gegen „Beliebigkeit“ und „Willkür“, denn sie geben den Adressaten die Möglichkeit, sich vom Wert und der Qualität der Untersuchungen und ihrer Ergebnisse zu überzeugen (Steinke, 2008).

Aus diesen Motiven leitet sich das Bestreben ab, auch für qualitative Untersuchungen geeignete Kriterien zu zulassen, die eine Aussage über die Wissenschaftlichkeit und die Güte der Vorgehensweisen treffen können. Hierzu finden sich zahlreiche Studien und Ansätze mit unterschiedlichen Herangehensweisen und Ergebnissen, die zuweilen heftig diskutiert werden (Chowdhury, 2015; Flick, 2011; Misoch, 2014; Steinke, 2008). Es wird vor allem darauf aufmerksam gemacht, dass eine schlichte Übertragung der etablierten Routinen und Gütekriterien der quantitativen Forschung nicht zweckmäßig ist. Der Grund hierfür ist, dass qualitative Verfahren über ganz eigene methodologische und wissenschaftstheoretische Traditionen, Theorien, Standards und Grundannahmen verfügen, die häufig kaum kompatibel mit den quantitativen Forschungsansätzen sind (Mruck & Mey, 2000). Während beispielsweise die quantitative Herangehensweise über ihre Standardisierung besonderen Wert auf die Präzision und Systematik der Daten legt, gehen qualitative Methoden meist genau konträr vor. Sie streben eine Offenheit und Flexibilität an und verzichten hierzu häufig auf diese Systematik und Standardisierung (Hussy, Schreier & Echterhoff, 2009).

Aus diesem Grund ist es zentral für die qualitativen Ansätze ein eigenes Set an Kriterien zu erstellen. Dieses soll einerseits die Güte von qualitativen Forschungen abbilden und andererseits berücksichtigen, dass die qualitative Sozialforschung auf einer eigenen wissenschaftstheoretischen, methodologischen Tradition und Herangehensweise beruht (Steinke, 2008). Steinke hat hierzu einen Kriterienkatalog ausgearbeitet, welcher jedoch nach ihrer Aussage nicht als universelle und verbindliche Vorgabe für jegliche qualitative Vorgehensweise gesehen werden sollte, weil auch dies die Offenheit der Untersuchung, z. B. in puncto Gegenstands-, Situations- und Milieuspezifität,

einschränken könnte. Sie schlägt vor, sich an diesem Katalog zu orientieren und untersuchungs- und kontextspezifisch zu konkretisieren (Steinke, 2008).

7.1. Methodologische Qualitätskriterien und Anforderungen in der Erhebungssituation

Ein erstes zentrales Kriterium beschäftigt sich mit der Situation der Datenerhebung und insbesondere der Erhebungssituation im Rahmen der Experteninterviews. Hier ist es besonders wichtig, dass der Interviewer versucht, seinen Interviewpartner nicht bzw. möglichst wenig zu beeinflussen und dass das Interview möglichst offen stattfindet. Im Rahmen dieser Ausarbeitung wurde versucht dies dadurch zu fördern, dass der Interviewer seinem Interviewpartner offen und interessiert begegnete und das Referenzsystem des Interviewten in den Vordergrund stellte. Der Interviewer sollte also eine vertraute Stimmung fördern, die den Interviewten dazu bringt, möglichst die aus seiner subjektiven Perspektive wichtigen Themen zur Sprache zu bringen und nicht diejenigen, die der Interviewer hören wollte (Lamnek, 2010). Weiterhin sollte er versuchen, den Interviewten durch gezielte Fragen zu interpretativen Bezügen und Zusammenhängen zwischen Einzelaspekten zu motivieren und Bewertungen, Einstellungen oder selbstenthüllende Kommentare preiszugeben (Beyers et al., 2014; Helfferich, 2011b; Jacob et al., 2013; Meuser & Nagel, 2011; Misoch, 2014).

Eine weitere Möglichkeit, um Vertrauen aufzubauen und Glaubwürdigkeit herzustellen ist, dass der Forscher sich aktiv im Feld engagiert (Beyers et al., 2014; Flick, 2010; Helfferich, 2011b). Im Fall dieser Studie war dies für Fallstudie I vor allem über die aktive Teilnahme an den Meetings und den Diskussionen gegeben (vgl. Abschnitt 5.2.1 im Bereich ‚Forschungsdesign, Methoden und analytische Strategie‘).

7.2. Methodologische Qualitätskriterien und Anforderungen über den ganzen Forschungsprozess

Die folgenden Kriterien beziehen sich nicht mehr ausschließlich auf die Erhebung, sondern auf den gesamten Forschungsprozess. Sie werden hier zwar zur besseren Orientierung von den Gütemaßen der quantitativen Forschung abgegrenzt, sollen jedoch eigene, von den quantitativen unabhängige Qualitätsmerkmale bilden.

7.2.1. Objektivität und intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Vorgehensweisen

Objektivität ist traditionell ein zentrales Gütekriterium der quantitativen Forschung und bedeutet, dass die Messergebnisse unabhängig vom Messenden sein sollen (Jacob et al., 2013; Misoch, 2014). Dieses Kriterium auf qualitative Forschungen anzuwenden ist nicht adäquat, weil der komplette qualitative Forschungsprozess, von der Erhebung der Daten, bis zur Auswertung und Interpretation, immer subjektiv gefärbt ist. Der Forscher selbst wird also zu einem Messinstrument und es lässt sich nicht verhindern, dass er die Datenerhebung durch seine Person und seine Persönlichkeit beeinflusst. Das Kriterium der Objektivität in seinem traditionellen Sinn können und wollen qualitative Forschungen nicht erfüllen, weil sie auch bestrebt sind, nicht explizit verfügbare oder greifbare Phänomene zu messen und zu analysieren (Misoch, 2014).

“[P]ure objectivity is not a meaningful concept if the goal is to measure intangibles [as] these concepts only exist because we can interpret them.” (Berg & Lune, 2012, S. 340).

Wenn die Forschungen jedoch die Grundprinzipien der Wissenschaft, wie Systematik, Transparenz und kritische Reflexion erfüllen, so können Kriterien abgeleitet werden, welche Forschungen zumindest intersubjektiv nachvollziehbar machen können. Dies bedeutet nicht, dass die Untersuchung identisch replizierbar wird, sondern vielmehr, dass die einzelnen Schritte der Untersuchungen nachvollziehbar sind und die Ergebnisse bewertbar werden (Steinke, 2008). Um dies zu gewährleisten, gab es im Rahmen dieser Forschung unterschiedliche Voraussetzungen und Kriterien, die von Relevanz waren.

1. Der Forschungsprozess sowie alle relevanten Schritte und Entscheidungen wurden detailliert dokumentiert, ausgehend vom Vorverständnis über die Erhebungsphase und den Auswertungsmethoden, bis hin zu den Interpretationen des Forschers. Dies gibt externen Instanzen die Möglichkeit, die Untersuchung Schritt für Schritt nachzuvollziehen und die Vorgehensweise ggf. mit eigenen Kriterien zu bewerten.
2. Eine weitere Möglichkeit, um intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten, war es die Daten und deren Ergebnisse in einer Gruppe zu interpretieren und zu diskutieren (Lincoln & Guba, 1985). Im Rahmen dieses Forschungsprojektes wurden Vorgehensweisen und Interpretationen vor allem bei kritischen oder besonders zentralen Entscheidungen mit Experten und teilweise auch mit Personen ohne Einblicke in die Forschung („*peer debriefing*“) diskutiert.

3. Weiterhin wurden kodifizierte Verfahren angewendet, welche über Regeln das methodische Vorgehen vorgaben, dadurch vereinheitlichten und die Analyse systematisierten („Regelgeleitetheit qualitativer Forschung“). Durch diese Maßnahme wurde die Vorgehensweise ein weiteres Mal intersubjektiv nachvollziehbar gemacht. Denn über die Dokumentation dieser Vorgänge werden die Eingriffe und Vorgehensweisen des Forschers für die Externen transparenter und somit besser nachvollziehbar. Im Rahmen dieser Forschung wurde hierzu vor allem eine QDA-Software genutzt, die diese Prozesse automatisch dokumentierte.
4. Weiterhin bietet auch die Anwendung unterschiedlicher Methoden im Rahmen der Datenerhebung und die Befragung zu unterschiedlichen Zeitpunkten die Möglichkeit, situative und subjektive Einflüsse zu minimieren. Auch dies decken die Fallanalysen durch ihr Design als multiple Triangulation ab.

Es wurden also unterschiedliche Maßnahmen genutzt, um die Ergebnisse der Studie und die Interpretationen einerseits transparent und nachvollziehbar zu machen und dadurch andererseits die Plausibilität und Neutralität der einzelnen Schritte überprüfbar zu machen und zu einem gewissen Maße zu objektivieren (Lamont & Swidler, 2014; Misoch, 2014).

7.2.2. Validität, Gültigkeit und Glaubwürdigkeit

Die Validität oder Glaubwürdigkeit der Daten befasst sich mit der Frage, inwieweit die Daten tatsächlich das messen, was der Forscher messen möchte (Diekmann, 2007; Jacob et al., 2013; Schnell et al., 2011). Um dies auch im Rahmen von qualitativen Forschungen zu gewährleisten, bieten sich drei unterschiedliche Ebenen an: die prozedurale, die kommunikative und die konsensuelle Ebene.

Auf prozeduraler Ebene war im Rahmen dieser Ausarbeitung vor allem dafür zu sorgen, dass die Kontextbedingungen der Datenerhebung einerseits bekannt und andererseits transparent waren und negative Kontextbedingungen möglichst ausgeschlossen wurden (Helfferich, 2011b; Jacob et al., 2013; Misoch, 2014; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010). Hierzu gehörte im Rahmen der Datenerhebung vor allem die Interviewsituation, bei der Aspekte und Kontextfaktoren die Antworten der Interviewten beeinflussen könnten. Relevant war hier vor allem, dass die Interviews nicht unter Zeitdruck geführt wurden und keine weiteren Personen beim Interview anwesend waren.

Auf der kommunikativen Ebene war es vor allem wichtig, dass der Interviewer sich gut auf das Interview vorbereitete, um so im Idealfall eine angenehme und angeregte Gesprächsatmosphäre zu schaffen und möglichst gezielt auf die Aussagen seines Gegenübers reagieren zu können (Helfferich, 2011b; Lamnek, 2010; Misoch, 2014). Weiterhin bestand während der Interviews

immer auch die Möglichkeit, zentrale Aussagen durch gezielte Rückfragen kommunikativ zu validieren. Dies geschah beispielsweise, indem man an wichtigen Punkten nachfragte, ob man die Aussage richtig verstanden hat und dadurch den Befragten dazu brachte, die Interpretation seiner Aussage noch einmal sinngemäß zu wiederholen und somit noch im Interview zu validieren (Beyers et al., 2014; Heinze, 2001).

Auf der konsensuellen Ebene bestand weiterhin die Möglichkeit, die Gültigkeit der Daten über eine diskursive Interpretationsstrategie zu fördern. Das bedeutete, dass wiederum wichtige oder unklare Interpretationen in der Gruppe vorgenommen wurden.⁸⁷ Ziel war hier, dass sich die Personen bezüglich einer Interpretation einig werden und dementsprechend „*konsensuell validiert*“ werden. Zentrale Voraussetzung hierfür war, dass die Vorgehensweise und die Erhebungssituation möglichst detailliert und intersubjektiv nachvollziehbar war. (Creswell, 2008; Helfferich, 2011b; Morse, Barrett, Mayan, Olson & Spiers, 2008).

7.2.3. Reliabilität als Maß für die Verlässlichkeit

Die traditionelle Definition von Reliabilität ist, dass aus einer Mehrfachanwendung eines Verfahrens die gleichen Ergebnisse resultieren. Dieser Anspruch auf möglichst absolute Reliabilität muss für qualitative Forschung in dieser Form zurückgewiesen bzw. umformuliert werden. Eine qualitative Datenerhebung (insbesondere ein Interview) ist ein situatives Ereignis, welches kontext- und zeitgebunden und dadurch in der Form auch nicht identisch wiederholbar ist (Misoch, 2014). Vielmehr wären identische Antworten ein Indikator für eine weniger gute Datenqualität, beispielsweise weil der Befragte sich auf die Antworten im Voraus vorbereitet und sich diese zurechtgelegt hat. Insbesondere bei sensiblen Themen besteht dann die Gefahr, dass die Antworten des Befragten taktisch sind (Flick, 2010). Aus diesem Grund fokussieren qualitative Studien eher eine exakte einheitliche Vorgehensweise bei der Erhebung und der Bearbeitung der Daten sowie die Verlässlichkeit der Daten, die sich auch als Stabilität und Konsistenz interpretieren lassen. Dies versuchte diese Forschung auf unterschiedliche Weisen zu gewährleisten:

⁸⁷ Hier boten sich unterschiedliche Gruppen an, Experten (z. B. im Sinne von Methodenexperten), die im Rahmen der Auswertung einbezogen wurden, um Ergebnisse auf ihre Wissenschaftlichkeit und Sinnhaftigkeit kritisch zu überprüfen. Weiterhin eigneten sich insbesondere Teilnehmer (z. B. Befragte oder Stakeholder) zur kritischen Überprüfung der Vollständigkeit der Ausarbeitungen.

Einerseits über gezielte Vorarbeiten, beispielsweise dass ein Interviewleitfaden erstellt wurde, der gewährleisten konnte, dass möglichst alle relevanten Themen bearbeitet bzw. angesprochen werden (Lamnek, 2010).⁸⁸

Andererseits hatte sicherlich auch das spezifische Design der Studie einen positiven Einfluss auf die Verlässlichkeit der Daten, denn die multiple Triangulation ermöglichte es den Gegenstandsbereich aus unterschiedlichen Perspektiven, mit unterschiedlichen Methoden sowie zu unterschiedlichen Zeitpunkten zu betrachten und zu analysieren. Dieses Design wurde dementsprechend auch in Anlehnung an eine Aussage von Kleining (2010) gewählt, in der es heißt, dass mit jedem weiteren Blick auf den Gegenstandsbereich einer Forschung auch ein zusätzliches Potenzial entsteht, dass sein empirisches Abbild präziser wird und dadurch die Wahrscheinlichkeit ansteigt, dass Replikationsstudien auf ähnliche Ergebnisse kommen werden.

⁸⁸ Eine weitere Möglichkeit wäre eine gezielte und detaillierte Schulung der Interviewer gewesen, die einerseits die wichtigen Fähigkeiten für ein Interview vermittelt und andererseits über die Forschungsziele und Anliegen der Studie aufklärt (Lamnek, 2010). Dies war hier jedoch nicht notwendig, da die Interviews alle vom Forscher selbst durchgeführt wurden.

D) Empirische Daten

Teil D dieser Arbeit präsentiert die Daten der empirischen Studie bzw. der beiden Fallstudien dieser Ausarbeitung. Diese gliedern sich jeweils entlang der in Teil C hergeleiteten Dimensionen des theoretischen Modells des erweiterten „structure-process-outcome-paradigm“.

Kapitel 1 beschreibt die Ergebnisse von Fallstudie I und rekonstruiert die Indikatorproduktion einer europäischen Expertengruppe über die Dimensionen Strukturqualität (*Abschnitt 1.1*), Prozessqualität (*Abschnitt 1.2*) sowie Ergebnis- bzw. Outcomequalität (*Abschnitt 1.3*) und fasst diese in einem Fazit zusammen (*Abschnitt 1.4*).

Kapitel 2 beschreibt die Ergebnisse von Fallstudie II, die auf den Ergebnissen von Fallstudie I aufbaut und sich mit den Möglichkeiten und Grenzen einer Implementierung der auf internationaler Ebene generierten Indikatoren in die nationale Berichterstattung Luxemburgs beschäftigt. Hierzu wird kurz der methodologische Ansatz dieser Studie beschrieben (*Abschnitt 2.1*) und die Auswahl des luxemburgischen Kontexts als Berichtskontext begründet (*Abschnitt 2.2*), bevor in *Abschnitt 2.3* die Ergebnisse beschrieben werden. Auch hier wird kurz auf die Strukturen und Prozesse der Indikatorproduktion im luxemburgischen Kontext eingegangen, bevor im Anschluss vor allem die Potentiale und Grenzen einer Anwendung dieser Indikatoren für die luxemburgische Berichterstattung auf der Ebene der Ergebnisqualität reflektiert werden. Auch diese Fallstudie schließt mit einem Fazit, das die Ergebnisse zusammenfasst (*Abschnitt 2.4*).

1. Fallstudie I: Strukturen, Prozesse und Outcomes der Entwicklung von Indikatoren im Hybriden Forum einer europäischen Expertengruppe

In nahezu allen modernen Gesellschaften werden transdisziplinäre Expertengruppen ernannt, um als große organisierte Informationssysteme, Wissen für Entscheidungen bereitzustellen. Diese Expertengruppen erinnern von ihrer strukturellen Zusammensetzung an das, was die moderne Wissenssoziologie als Hybrides Forum beschreibt (Gornitzka & Sverdrup, 2011; Nowotny et al., 2001; Weingart, 2011). Ziel solcher Hybriden Foren ist es, nachhaltige Kooperationsstrukturen zur Ausarbeitung von gemeinsam Lösungsansätzen „*socially robust orientations*“ zu schaffen (Porter, 2011; Scholz & Steiner, 2015a, 2015b). Auch auf der europäischen Politikebene⁸⁹ sind solche Expertengruppen, in denen Problemlösungen nicht „*Top-Down*“ an nationale Repräsentanten vorgegeben werden sollen, sondern stattdessen mit ihnen im Rahmen der „*Open Method of Coordination*“ ausgearbeitet werden sollen, gängige Praxis (Gornitzka & Sverdrup, 2011, S. 50).

Genau ein solches Hybrides Forum auf europäischer Politikebene untersucht Fallstudie I. Sie befasst sich mit der European Expertgroup on Youth Indicators, von der zu erwarten ist, dass sie Sozialindikatoren im Rahmen eines Hybriden Forums ganz im Sinne des unter anderem von Gibbons et al. (1994) beschriebenen Modus 2 erstellt.

Das Ergebnis der Aktivitäten dieser Expertengruppe soll ein Indikatorset (Outcome) sein, welches als Informationssystem die Situation in einem spezifischen Bereich der Politik abbilden und vor allem die politische Strategie begleiten und beobachten soll. Ausgehend von der Theorie über solche Hybriden Foren sollte die Indikatorentwicklung durch die institutionellen Rahmenbedingungen, die internen Strukturen der Expertengruppe sowie die internen Prozesse der Interaktion und Verhandlung über Wissen und Relevanzen beeinflusst werden.

In Bezug auf solche politisch erstellten institutionalisierten Informationssysteme moniert Vormbusch (2004), dass diese zumeist als gegeben und richtig angesehen werden, dementsprechend nur selten hinterfragt werden und zumeist jeder Kritik entzogen sind.⁹⁰ Aus diesem Grund warnen auch Sharman und Holmes (2010) davor, dass:

„[I]n those situations where no clear boundary between scientific knowledge and political context exists, heightened awareness must be given to who, how and why knowledge is produced and, subsequently, its interaction with the policy process.“ (S. 331).

⁸⁹ Auch auf Ebene der OECD gibt es zu diesem Zweck Monitoring-Programme über standardisierte Indikatorsets, z. B. in den Bereichen Arbeit, Ausbildung oder Rente (Peeters et al., 2014).

⁹⁰ Vergleiche hierzu auch die im Rahmen von Abschnitt 5.2.4 der methodologischen Rahmung kritisierte „*proof in use attitude*“ von Sekundärdaten sowie die in Abschnitt 2.5 der theoretischen Rahmung beschriebene „*fragile Akzeptanz*“ bzw. „*taken for granted attitude*“ von institutionell produziertem Wissen.

Ziel dieses Kapitels ist es eben genau solchen Bedenken und Warnungen gerecht zu werden und detailliert die Strukturen und Prozesse der Indikatorentwicklung in dieser Expertengruppe mittels qualitativer Forschungsmethoden zu rekonstruieren. Es wird überprüft, inwiefern der interaktive Wissensdiskurs im Rahmen dieses Hybriden Forums (Expertengruppe) die Entwicklung und Operationalisierung der Sozialindikatoren beeinflusst.

“We are still far from understanding the social and political processes through which policy indicators are generated. Which indicators are selected for official use and how they are designed is often a bone of contention among scientists, political institutions and interest Groups.” (Peeters et al., 2014, S. 33)

Neben der zentralen Motivation dieser Studie, einen *wissenssoziologisch* bisher wenig erforschten Kontext der Wissensgenerierung zu analysieren, gibt es weitere Motive und Perspektiven, welche die Wichtigkeit dieser Rekonstruktion begründen.

Aus einer *methodischen Perspektive* sind zwei Aspekte besonders relevant. Erstens, die Pflicht der wissenschaftlichen Community, Kritik an der amtlichen Datenproduktion und der Datenverwendung zu üben (Bohle, 1981; Zapf, 1976). Hier sind vor allem die Kontexte und Prozesse, in denen diese „*cross-national policy indicators*“ generiert werden, von Interesse, ihre Herstellungs- und Geltungszusammenhänge sollten kritisch und differenziert überprüft und bewertet werden (Peeters et al., 2014, S. 19).

Eine weitere *methodische Perspektive* ergibt sich aus der Tatsache, dass das Dashboard Teil eines Informationssystems in einem spezifischen Politikbereich in Europa sein soll. In dieser Funktion ist es eine organisatorische Rahmenbedingung für eine evidence-based-policy in Europa. Diese hat zum Ziel „*Entscheidungen auf gesicherten Erkenntnissen zu gründen*“ (Roggenthin, 2008, S. 490). Das sollte Motiv genug sein, sich mit diesem Datenpool, also dem Outcome der Gruppe, genauer zu beschäftigen. Denn wenn man soziale Phänomene auf ein limitiertes und standardisiertes Set von politischen Indikatoren reduziert, hat dies allein zumeist deutliche Konsequenzen für die Passung von realem Phänomen und Datenabbild; insbesondere je höher die Aggregationsebene ist. Mit einer schlechten Passung würde einhergehen, dass die Entscheidung eben nicht auf sicherer Erkenntnis gründet, sondern vielmehr auf vager Erkenntnis oder gar wilder Spekulation (Høyland et al., 2012; Peeters et al., 2014).

Dies kann dann wiederum aus der *Anwendungsperspektive* zu unterschiedlichen Problemen führen. Die vorangegangenen Kapitel zeigten, dass Sozialindikatoren bzw. das Wissen, welches sie generieren, in der Regel eng mit politischen Interessen verbunden sind. Sie werden genutzt, um verbindliche Entscheidungen zu treffen und zu begründen. Dies kann mit unterschiedlichen

Problemen und Gefahren verbunden sein, wenn diese Datengrundlage nicht adäquat und präzise ist. Die Entscheider können bei einer falschen Informationslage falsche Entschlüsse treffen, welche auf direktem oder indirektem Wege der Gesellschaft schaden und die Entscheider in der Öffentlichkeit in „*Misskredit*“ fallen lassen können (Bohle, 1981, S. 120). Weiterhin wurde in der theoretischen Rahmung auch beschrieben, dass Indikatoren oder politische Informationssysteme in einem negativen Sinne Objekt politischer Begierde sein können. Beispielsweise wenn sie diese in einer zweckrationalen Logik nutzen und die Indikatoren über ihre Interessen „präformieren“ und dadurch manipulieren. Dann gehen die Autonomie und die Neutralität der Information, welche die Indikatoren eigentlich repräsentieren, verloren und aus der „*Aufklärungsfunktion*“ des Berichtsystems wird ein „*Verschleierungsmanöver*“ (Bohle, 1981, S. 120).⁹¹

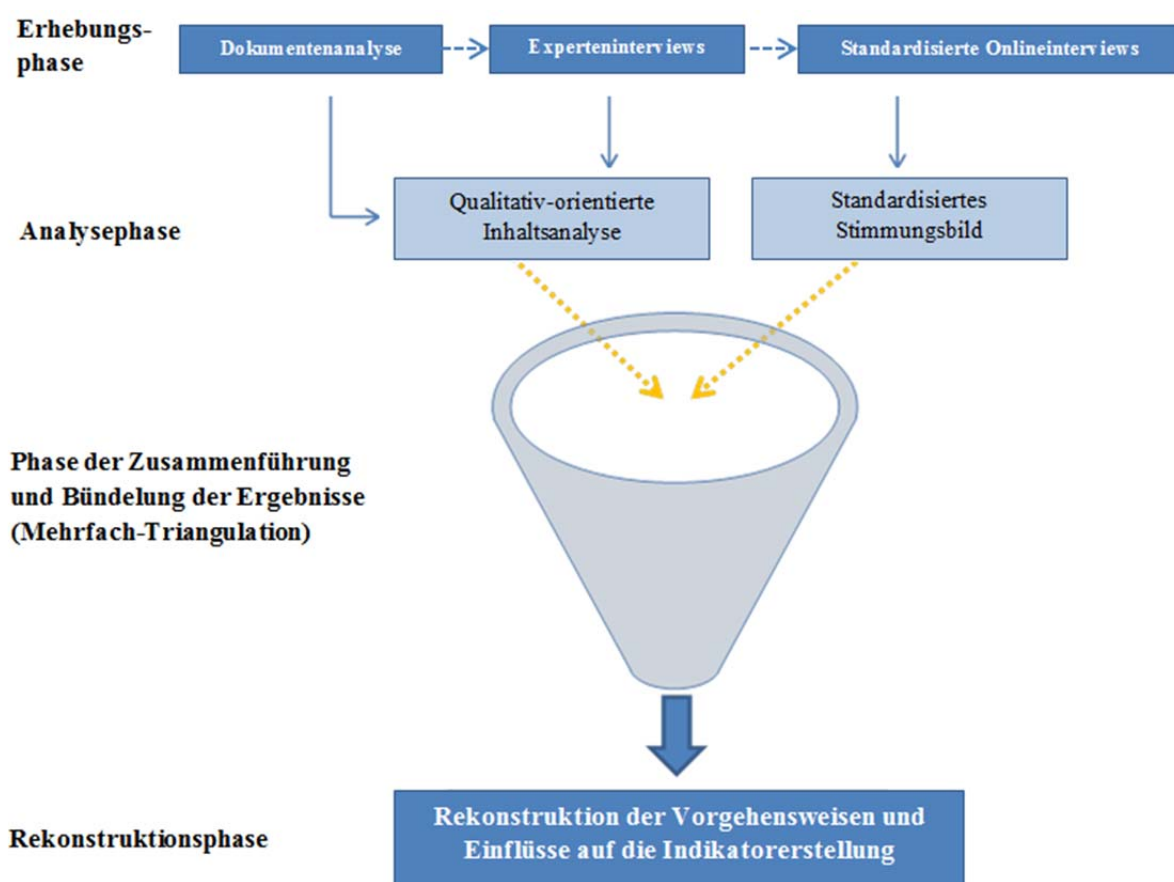
Es gibt also unterschiedliche Motivationen sich mit der Wissensproduktion in Hybriden Foren zu befassen und diese zu rekonstruieren. Kuckartz (2012) beschreibt, dass es für eine qualitativ anspruchsvolle und scharfe Rekonstruktion der Vorgehensweisen wichtig sein kann, sich vor der eigentlichen Analyse noch einmal mit den Zielen der empirischen Studie auseinanderzusetzen. Zentrales Ziel von Fallstudie I ist es, die nachfolgenden Forschungsfragen zu beantworten.

1. *Wie funktioniert der Wissensdiskurs im Hybriden Forum?*
2. *Welche Faktoren beeinflussen die Produktion von Wissen in Hybriden Foren?*
3. *Wie wird der Wissensdiskurs der Experten gesteuert/kontrolliert?*
4. *Wie beeinflusst der Wissensdiskurs von Experten aus heterogenen Kontexten die Entwicklung und Operationalisierung von Sozialindikatoren?*
5. *Was sind die Möglichkeiten und Grenzen der Nutzung von internationalen Indikatoren auf nationaler Ebene?*

⁹¹ Auch eine Manipulation in der anderen Richtung ist denkbar. Hier könnte von einer Reaktivität gesprochen werden, nämlich in dem Sinne, dass die Staaten ihre Maßnahmen und Verhaltensweisen an die gewählten Indikatoren anpassen und versuchen ihr Ranking statt die Sozialen Lagen zu verbessern (Espeland & Sauder, 2007).

Die hierfür zur Verfügung stehende Datengrundlage bilden Dokumentenanalysen, eine standardisierte Onlinebefragung und Experteninterviews (detaillierte Beschreibung siehe Kapitel 5 von Teil D). Die Dokumente und die Experteninterviews werden über qualitative Inhaltsanalysen systematisch analysiert und die standardisierte Befragung deskriptiv ausgewertet und im Rahmen einer Mehrfachtriangulation auf der Ebene unterschiedlicher Methoden, Perspektiven, Datenformen und Wissensständen gebündelt.

Abbildung 10 Multimethodendesign zur Rekonstruktion der Vorgehensweise innerhalb der Expert Group on Youth Indicators



Quelle Eigene Darstellung

Die Analyse wird durch eine Erweiterung des „*structure-process-outcome-paradigm*“ strukturiert und inhaltlich gegliedert. Dieses Modell differenziert vier sich reflexiv beeinflussende Dimensionen: die Struktur-, die Prozess- und die Ergebnis- bzw. Outcomequalität. Innerhalb dieser Dimensionen werden die ausgearbeiteten Hypothesen sukzessive überprüft und dadurch die Indikatorbildung der European Expert Group on Youth Indicators systematisch und theoriegeleitet rekonstruiert.

1.1. Die Dimension der Strukturqualität

Dieser Abschnitt befasst sich intensiv mit den zwei Dimensionen der Strukturqualität. Er beginnt mit den von außen vorgegebenen Strukturen, also den institutionellen Rahmenbedingungen, bevor er sich im Anschluss mit den internen Strukturen der Expertengruppe befasst.

1.1.1. Institutionelle Rahmenbedingungen als Element der Strukturqualität

Institutionelle Rahmenbedingungen sind Strukturen, die von außen vorgegeben werden und die Arbeit der Gruppe dementsprechend von extern beeinflussen. Hierzu zählt vor allem die institutionelle Einbettung der Gruppe in die EU-Politik sowie damit einhergehende Entwicklungen und Praxen auf EU politischer Ebene und auf der Ebene der Mitgliedsstaaten, die an der Erstellung des Dashboards aktiv beteiligt sind.

Wichtigkeit von Zahlen als Evidenz im Policy-Bereich

Eine erste institutionelle Rahmenbedingung ist die in Abschnitt 4.1 der theoretischen Rahmung angedeutete Tendenz der Politik, zunehmend bei ihren Entscheidungen auf Statistiken und Indikatoren zurückzugreifen. Hier zeigte sich, dass diese Tendenz zwar nicht ganz neu ist, wie ein Experte von Eurostat in einem Interview versicherte, jedoch in den letzten Dekaden ein deutlicher Zuwachs in der Nachfrage zu verzeichnen war. Dieser Eindruck bekräftigt sich auch in den weiteren Perspektiven der Experteninterviews. Hier wird deutlich, dass Statistiken ein zentrales Element der Politik geworden sind und dass diese auch immer stärker fokussiert werden.

„[N]umbers and research have become more and more important.“ NE3p, Z 36.

„It is always stressed in our ministry that the policy should at least be based on facts, evidence-based-policy.“ NE5p, Z 116.

“Because in my opinion, and also in that of a lot of other people, indicators are more and more important within the policy area and also in youth policy as well. And they start to get grip on the agendas. So it is not only the indicators that follow the agenda, sometimes the agenda is following the indicator.” NE3p, Z18.

Diese Kommentare zeigen, dass Indikatoren zunehmend wichtiger werden und dass die Politiker im Allgemeinen und auch im Bereich der Jugendpolitik zunehmend bestrebt sind, ihre Entscheidungen auf Basis von indikatorbasierten Fakten zu treffen. Weiterhin deutet vor allem das letzte Zitat an, dass Indikatoren nicht nur genutzt werden, um Maßnahmen und Strategien im Sinne von evidence-based-decision-making zu begründen. In einigen Fällen kann auch die Performance eines Indikators dazu führen, dass eine politische Strategie neu ausgerichtet werden muss. Hier zeigt sich der

Doppelcharakter von Indikatoren, wie er in der theoretischen Rahmung unter anderem in Bezugnahme auf Heintz (2012) beschrieben wurde.

Die Indikatoren des European Dashboard on Youth Indicators sind ein solches Wissensinstrument, welches die Komplexität im Sektor Jugendpolitik reduzieren und die politische Strategie sowie die Situation der Jugend greifbarer machen soll. Sie sollen über ihre quantitative Ausprägung darstellen, inwiefern die Ziele der Strategie erreicht wurden.

„So again, the dashboard is really there to help to grab the complexity of the situation of young people, to help policy-makers.“ EU, Z 117.

„The idea was that this strategy should be measurable in terms of indicators and targets, so that this strategy has targets that were expressed in quantitative terms.“ ES1, Z 57.

Aus diesen Aussagen entwickelt sich die Frage, wie diese Indikatoren im Bereich der EU-Politik genutzt werden. Für die politischen Entscheider der internationalen und der nationalen Ebene sind Indikatoren ein sehr beliebtes Mittel, um ihre Argumentation mit Wissen und Fakten auszufüllen.

„They really like them. It is always better to illustrate something with a graph taken from an international report, letting you to compare your country to another country in an international setting [...]. And [...] because it is reflected in the European Policy, it is always a nice argument.“ NE5p, Z 172.

Sie sagen aus, dass Indikatoreausprägungen insbesondere ein beliebtes Instrument sind, weil es möglich ist, Unterschiede beispielsweise über Grafiken deutlich zu machen und zu vergleichen. Auf nationaler Ebene scheinen gerade internationale Indikatoren in einigen Fällen einen weiteren Wert für die Argumentation zu besitzen. Im vorangegangenen Zitat wurde deutlich, dass solche Quantifizierungen häufig weniger hinterfragt werden und leicht illustrierbar sind. Zudem besteht die Möglichkeit, in der Argumentation darauf zu verweisen, dass die europäische Politik diesen Bereich ebenfalls reflektiert und die Daten von dieser Politikebene stammen. Das scheint der Argumentation zusätzliches Gewicht zu verleihen. Indikatoren sind demnach, wie in Abschnitt 4.1 der theoretischen Rahmung erwähnt, eine beliebte Wissensform zur Begründung von Argumenten, weil sie eine kommunikative Eigenwirkung besitzen können („numerische Differenz“), einfach über Grafiken zu illustrieren sind und sich in der Regel auch problemlos in internationalen Kontexten diskutieren und vergleichen lassen („technology of distance“).

Motive zur Nutzung von Indikatoren

Bezüglich der Nutzungs- und Produktionsmotive eines solches Indikatorsets wurden drei unterschiedliche Motive genannt. Ein nationaler Experte gab beispielsweise an, dass seiner Einschätzung nach in ca. 80 Prozent der Fälle, in denen ein Indikator von einem Politiker bei ihm nachgefragt wird, dem Zwecke der Begründung einer bereits getroffenen Entscheidung dienen soll.

Lediglich in den restlichen 20 Prozent der Fälle sei das Motiv das Schließen einer Wissenslücke, um eine rationale Entscheidung im Sinne des evidence-based-policy-making zu treffen (NE3p, Z 274). Ein drittes Motiv wurde im Interview mit dem Experten der EU-Kommission deutlich. Er gab an, dass die Indikatoren den politischen Entscheidungsakteuren eine demokratische Informationsbasis bieten, um Handlungen zu begründen bzw. zu legitimieren.

„ [P]olicy makers [...] have to justify actions. I mean it is a mayor principle of democracy to create evidence. And the other reason is budgetary. Because budgets have been shrinking for a long time, at least since the start of the economic crisis and there is a stronger need to justify why an action should be taken.“ EU, Z 33.

Im zweiten Teil dieses Zitates wird auch noch eine zweite Nutzenebene deutlich. Der Experte beschreibt, dass die Indikatoren immer stärker verwendet werden, um Gelder und Budgets, die der Kommission zur Verfügung gestellt werden und wurden, zu rechtfertigen. Der Experte aus der Kommission gibt an, dass vor allem in der Zeit der Wirtschaftskrise der legitimatorische Aufwand innerhalb der politischen Institutionen der EU-Kommission sehr stark angestiegen ist. Hierzu bemerkt er, dass ein Indikatorset wie das European Dashboard on Youth Indicators hierfür ein gutes Instrument mit einem hohen legitimatorischen Wert ist. Das dritte Motiv zur Indikatornutzung und -produktion ist somit die eigene Aktivität zu rechtfertigen und nach außen als produktiv darzustellen, mit dem Ziel gewährte Budgets zu legitimieren und zukünftige Budgets zu erhalten. Das Dashboard wird damit, wie in Abschnitt 2.6 der theoretischen Rahmung beschrieben, einerseits zum Zweck einer rationalen Entscheidung genutzt („instrumental use“), andererseits um eine bereits getroffene Entscheidung im Nachhinein adäquat zu begründen („substantiating use“) und drittens um nach außen hin Aktivität zu präsentieren und beispielsweise Budgets zu legitimieren („legitimising use“).

Institutionelle Basis der Expert Group on Youth Indicators unter der Leitung der europäischen Kommission

Eine weitere wichtige institutionelle Rahmenbedingung der European Expert Group on Youth Indicators ist die Art der Einbettung der Expertengruppe in die europäische Politik und vor allem in die europäische Jugendpolitik. Dies wird in den nachfolgenden Abschnitten ausgearbeitet. Diese betrachten zuerst die Einbettung der Jugendpolitik in die gesamte europäische Politik und im Anschluss die Einbettung der Expertengruppe in die europäische Jugendpolitik.

Jugend als ein traditioneller Zielbereich der europäischen Politik und Basis der Expertengruppe

Mit dem Blick in die Dokumente der EU-Politik wird deutlich, dass Jugend und deren Förderung traditionell als ein entscheidender Schlüssel gesehen wird, um eine positive Entwicklung Europas zu verwirklichen (European-Commission, 2012a, S. 5). Dieser Gedanke ist beispielsweise schon in Artikel 149 (2) des Vertrages von Maastricht aus dem Jahr 1992 festgehalten:

- „(2) Die Tätigkeit der Gemeinschaft hat folgende Ziele: [...]
- Förderung des Ausbaus des Jugendaustauschs“

Neben dem Vertrag von Maastricht gibt es vor allem zwei weitere Programme, die ebenfalls als Vorreiter der heutigen Jugendstrategien gelten: den „*New Impetus for European Youth*“ aus dem Jahre 2002 (European-Commission, 2002) und insbesondere das „*White Book 2001*“ (European-Commission, 2001b). Letzteres betonte, dass mit den Lissabonner Beschlüssen ein neues Zeitalter der Jugendpolitik in Europa begonnen hat, mit neuen Formen des europäischen Regierens, z. B. der Anwendung der „*Methode der offenen Koordinierung*“ (European-Commission, 2001b, S. 4). Diese ist eine wichtige Grundlage der Expertengruppe und umfasst die Interaktion von EU- und nationalen Politikakteuren über die Zeit und die Festlegung von Leitlinien und Zeitplänen, für die Verwirklichung von kurz-, mittel- und langfristigen Zielen. Diese Methode fördert vor allem die Zusammenarbeit, den Austausch bewährter Verfahren sowie die Vereinbarung gemeinsamer Ziele und Leitlinien auf europäischer und nationaler Ebene (European-Commission, 2001b, S. 28).

Um diese Prozesse und die Verwirklichung der gesteckten Ziele messbar und vergleichbar zu machen, bedarf es unter anderem quantitativer Indikatoren, die regelmäßig evaluiert werden müssen. Sie bieten nicht nur die Möglichkeit zum Vergleich im Sinne einer Zielkontrolle, sondern auch das Potenzial für Synergieeffekte, indem man von anderen lernt, beispielsweise im Sinne eines „*lessons drawings*“ oder von „*best-practice*“ Empfehlungen (European-Commission, 2001b, S. 28).

Im November 2009 wurde dann die *EU Youth Strategie* bekanntgegeben, die die politische Kooperation im Feld der Jugend zwischen den Jahren 2010 und 2018 regelt (European-

Commission, 2009b; 2012b, S. 2). Die Vision ihres Programmes besteht darin, dass die Jugend Europas ihr Potenzial voll ausschöpft und Jugendliche als gewinnbringende „Ressource“ zur Erreichung gesellschaftlicher Ziele angesehen werden (European-Commission, 2009b, S. 2). Der Fokus der Verwirklichung der Strategie spielt sich in acht verschiedenen Aktionsbereichen ab, welche teilweise identisch mit denen des White Book sind (European-Commission, 2009a, 2009b, 2012c):

1. Bildung
2. Beschäftigung
3. Kreativität und unternehmerische Initiative
4. Gesundheit und Sport
5. Partizipation
6. Soziale Integration
7. Freiwilligentätigkeit
8. Jugend in der Welt

Ein wichtiger Schlüssel zur Erreichung der Ziele ist laut den Dokumenten ein zweistufiger Ansatz, der ebenfalls an die Vorgehensweise des White Book erinnert. Erstens streben sie eine *gezielte Förderung* der von den Jugendlichen ausgehenden Potenziale an, vor allem über eine gezielte Zusammenarbeit der Jugendpolitik mit anderen Politikbereichen (z. B. Bildung, Beschäftigung und Integration) sowie den einzelnen Jugendbereichen und der Jugend. Zweitens soll wiederum die *offene Methode der Koordinierung* die EU-Kommission und die Mitgliedsstaaten dazu aufrufen, mit Aktionen in den einzelnen Aktionsfeldern tätig zu werden. Diese Methode ist verbunden mit einem Instrumentenset bestehend aus, „*policy making*“, „*mutual learning*“, „*regular progress reporting (3 years cycle)*“, „*dissemination of results and monitoring*“, „*structured dialog with young people and Youth organizations*“, „*EU programs and funds*“ und insbesondere „*evidence-based-policy-making*“ (European-Commission, 2009b).

Die Fallgeschichte der Expertengruppe

Von diesen Aufgaben ausgehend formierte sich auch die „*Expert Group in the Youth Policy fields*“⁹² und die Untergruppierung „*Expert Group On Youth Indicators*“. Diese hat die Aufgabe, die Kommission bei der Entwicklung des European Dashboard on Youth Indicators zu unterstützen und damit eine wichtige Grundlage für eine evidence-based-youth-policy zu schaffen (European-Commission, 2012b).⁹³

Die Gruppe wurde im Jahre 2010 gegründet und agiert wie die meisten Expertengruppen auf EU politischer Ebene unter der Leitung der Europäischen Kommission, die traditionell diejenige Institution ist, die Politikprogramme und Aktionen implementiert, in Auftrag gibt, verbreitet und evaluiert. Im Rahmen dieser Aufgaben nutzt sie die Expertengruppen, um kontextrelevante Informationen von sozialen Akteuren aus nationalen und internationalen Interessensorganisationen in ihre „policy proposals“ zu integrieren. Hierzu traf sich die Gruppe bisher fünf Mal.⁹⁴ Im Jahre 2010 fanden zwei Meetings statt und im Anschluss an das zweite Meeting wurde ein erster Entwurf für ein Dashboard ausgearbeitet. In den Folgejahren sank die Frequenz der Meetings auf ein jährliches Treffen, in dem Reviews der Dashboardindikatoren stattfanden (European-Commission, 2011b, S. 3). Aus den Dokumenten wurde weiterhin ersichtlich und die Experten bestätigten dies, dass seit 2013 kein weiteres Treffen der Expertengruppe stattfand.

Ziele und Aufgabe der Gruppe und des Dashboards

In der theoretischen Rahmung wurde deutlich, dass eine wichtige institutionelle Rahmenbedingung einer solchen kooperativen Wissensproduktion klare Aufgaben und eindeutig definierte Ziele sind, die jedem beteiligten Akteur bekannt sein sollten (vergleiche Abschnitt 3.4.5 der theoretischen Rahmung).

⁹² <http://ec.europa.eu/transparency/regexpert/index.cfm?do=groupDetail.groupDetail&groupID=2547&NewSearch=1&NewSearch=1>

⁹³ Im Rückblick auf die methodologische Rahmung dieser Studie kann man die Aufgabe dieser Gruppe dahin gehend beschreiben, dass sie für die acht Aktionsbereiche der EU Youth Strategie, die nicht messbaren Größen/latente Konstrukte darstellen, für die beobachtbare Indikatoren gefunden werden sollen. Dieser Prozess soll im Folgenden rekonstruiert werden.

⁹⁴ Über die Meetingreports konnten die genauen Zeitpunkte der Meetings ausgemacht werden:

1. Meeting am 27. Januar 2010
2. Meeting am 26. April 2010
3. Meeting am 7. November 2011
4. Meeting am 5. November 2012
5. Meeting am 7. November 2013.

Aus diesem Grund ist ein wichtiger Analysefokus in dem Bereich der Strukturqualität zu überprüfen, inwiefern die Ziele und Aufgaben der European Expert Group on Youth Indicators allen beteiligten Akteuren bekannt sind. Hier ist sowohl die Perspektive der EU als auch die nationale Perspektive relevant.

In der Perspektive der Europäischen Kommission wird deutlich, dass diese eine klare Vorstellung bezüglich der Aufgaben und Ziele der Expertengruppe hat. Das „*Register of Expert Groups and Other Similar Entities*“ listet die Expert Group on Youth Indicators als “Sub-Group” der Expert Group in the Youth Policy fields” (E02547) auf. Unter dem Punkt Mission ist zu entnehmen:

*“The aim of the sub-group on Youth Indicators is to establish indicators in order to measure the progress of Member States in all the fields of action of the EU Youth Strategy.”*⁹⁵

Sie soll die Entwicklungen der Jugend in den Mitgliedsstaaten in Bezug auf die Jugendstrategie messen und quantifizieren. Auch in den Veröffentlichungen der Kommission finden sich weitere Informationen bezüglich der Aufgaben der Expertengruppe und des Dashboards. Folgende Zitate sind dem Protokoll des zweiten Meetings der Expertengruppe im Jahr 2010 und der Publikation der Kommission „*On EU indicators in the field of Youth*“ aus dem Jahr 2011 zu entnehmen:

„It should rather be a limited selection of central indicators – directly linked to the different fields of action of the EU Youth Strategy.“ (European-Commission, 2010b, S. 2).

„Through the EU Youth Strategy, the Council invited the Commission to set up a working group to discuss, in consultation with relevant policy areas, existing data on the situation of young people and the possible need for the development of indicators in fields where they do not exist, or where no youth perspective is apparent.“ (European-Commission, 2011b, S. 2).

Die zentrale Aufgabe der Gruppe ist aus der Perspektive der EU, ein europäisches Indikatorset aufzubauen und als Informationssystem in diesen politischen Kernbereich zu integrieren. Es soll als solches die Prozesse und Entwicklungen der jeweiligen Mitgliedsstaaten in den Kernbereichen der EU-Jugendstrategie messen und damit einhergehend evidence-based-policy-making fördern und erleichtern, was somit bedeuten würde, dass dieser Bereich auch die Vorgaben der allgemeinen EU-Post-Lissabon-Strategien besser erfüllen würde.

„The added value of indicators in the European youth field is that they bring us more in line with post-Lisbon processes [...] and they frame a critical dialogue between Member States on issues relating to youth policy” (European-Commission, 2010a).

„The new EU Youth Strategy, [...] signaled a strong commitment to further promote evidence-based youth policy. As agreed in this context, the Commission has established a Working Group to reflect upon possible indicators.“ (European-Commission, 2010a, S. 1).

⁹⁵ Das Register of Expert Groups and Other Similar Entities findet man Online unter folgenden Link: <http://ec.europa.eu/transparency/regexpert/>.

Gemeinsame Jugendindikatoren können eine Basis für einen direkten Vergleich zwischen den Mitgliedsstaaten sein und den Dialog zwischen den politischen Instanzen der Länder fördern. Schaut man sich genauer an, welche Aufgaben die Indikatoren erfüllen sollen, so wird deutlich, dass diese vor allem den Jugendsektor transparenter machen sollen. Sie sollen die Situation der Jugend auf Basis von objektiven Daten besser verständlich machen, Trends im Jugendbereich erkennen und Erfahrungen sichtbar machen, die dann mit Hilfe von Best-Practice-Beispielen ein „mutual learning“ der einzelnen Akteure ermöglichen (European-Commission, 2010a). Sie haben zudem zur Aufgabe, die sozialen Entwicklungen im Bereich der europäischen Jugend stellvertretend abzubilden und Vergleiche zwischen unterschiedlichen Ländern und über die Zeit (also im Längsschnitt) zu ermöglichen.

„Indicators are valuable as they create awareness around an issue or certain developments – they are proxies for what is really going on. They can also help structure the debate, since they create a forum for discussion. Finally, indicators are a tool for monitoring, since they describe changes across space and time” (European-Commission, 2010a, S. 3).

Diese Punkte decken sich mit den Aussagen in den Interviews mit der Kommission. Auch hier wurde ausgesagt, dass die Gruppe und dadurch auch das Dashboard die EU Youth Strategy begutachten und die Kooperation zwischen den einzelnen Mitgliedstaaten fördern sollen. Weiterhin wird eine Verstärkung des evidence-based-policy-making auf nationaler und internationaler Ebene angestrebt, indem das Dashboard einen gezielten Informationspool über die unterschiedlichen Kernbereiche (insgesamt acht) der EU-Jugendstrategie bietet.

„In fact it was launched to give a review of the Youth Strategy, in 2009. With this council resolution, you may probably know it.” EU, Z 41.

„To reinforce the evidence-based-youth-policy on both sides, EU and national level. So it was decided to set up this expert group in order to identify and decide about common indicators that can be a kind of support of the implementation of a cooperation framework.” EU, Z 41.

Während des Interviews wiederholte der Experte mehrmals die Wichtigkeit der Kooperation und Interaktion der Gruppe. Das exemplarisch ausgewählte Zitat verdeutlicht weiterhin die Mehrebenenstruktur der Zielbereiche der Gruppe. Die EU-Kommission zielt darauf ab, dass die Expertengruppe ein Wissensinstrument als Orientierung für Entscheidungen für die nationale und die internationale Politikebene generiert.

Weiterhin will die EU-Kommission über ein gemeinschaftlich verabschiedetes Indikatorset einen Rahmen schaffen, welcher ein wechselseitiges Profitieren, Kooperieren, Vergleichen und Austauschen ermöglicht. Dies zeigte sich sowohl in den Dokumenten als auch in den Interviews.

„This group also provides space for knowledge-sharing and exchanging examples of good practice for working with indicators at national level.“ (European-Commission, 2012d, S. 28)

„They exchange information: they work together on specific issues, like the European Expert Group on Indicators.“ EU, Z 7.

„Interviewer: Is mutual exchange also a task of this Group?

Person: Yes of course, this is a kind of underlying in all experts group on the EU level, in general. This I think is a strong interest of the member states themselves.“ EU, Z 43-457.

Die Kommission hat sich somit ein klares Bündel an Zielen gesteckt, welches sie über die Expertengruppe auf internationaler und nationaler Ebene erreichen möchte. Jedoch ist es insbesondere für die Ziele auf der nationalen Ebene der Mitgliedsstaaten zentral, dass diese auch von den Repräsentanten, also den nationalen Experten wahrgenommen werden. Um zu überprüfen, ob dies der Fall ist, stehen sowohl die Statements in den standardisierten Interviews als auch in den Experteninterviews zu Verfügung.

Aus der standardisierten Befragung wird deutlich, dass die nationalen Experten das Generieren von Wissen über die Indikatoren als wichtigste Aufgabe ansehen, gefolgt von wechselseitigem Austausch der Mitgliedsstaaten. Die von der Kommission angesprochene Monitoringfunktion der EU-Jugendstrategie wurde deutlich seltener angekreuzt. In den Experteninterviews sind sich die Experten über die Aufgaben und Ziele des Dashboards und der Expertengruppe nicht einig. Zumindest ein Experte gibt an, dass die Gruppe die Kommission darin beraten soll, wie man Jugendpolitik messen kann, was zumindest in die Richtung einer Beobachtung der politischen Jugendstrategie interpretiert werden kann. Deutlich wird hier aber auch, dass er das Dashboard lediglich als ein Instrument für die internationale Politikebene zu sehen scheint.

„Target of the group is to create an instrument for the evaluation of the Youth Strategy on European level, which was been developed 2007 to 2012. [...] I'm not sure, but I think the expert group has to advice the commission about youth policy and give some advice how to measure and also what indicator has been used. I think that is the main job, but I am not sure.“ NE2r, Z 24 & Z 31.

Andere Experten sehen die zentrale Aufgabe der Gruppe nicht darin, die europäische Kommission zu beraten, sondern eher darin, diese über ihre Bedürfnisse aufzuklären. Sie meinen, dass die Experten sich Gedanken darüber machen sollen, welche Daten sie benötigen, um evidence-based-policy zu betreiben. Diese Experten sehen also auch die nationale Ebene der Mitgliedsstaaten als Adressaten des Dashboards an. Sie geben an, dass sie aus ihrer Perspektive tendenziell eher als Nutzer des Dashboards zu den Meetings geladen werden, um dort dann ihre Bedürfnisse zu erfragen.

„The expert group should think about what data and indicators we need or which studies we need in youth policy to have a good evidence-based-youth policy. [...] I think this expert group should think about what are the needs in research and data to do that.” NE4p, Z64.

„This group was established by the European Commission for a particular task. To establish a dashboard of indicators. [...] So I would say it is very important for European Commission to have this group and to listen to various people coming from various countries and backgrounds across Europe [...] and to listen to their specific issues of national policies.” NE5p, Z 21-23.

Ein weiteres Ziel vonseiten der Kommission ist der wechselseitige Austausch und das wechselseitige Profitieren der einzelnen Akteure der Expertengruppe. Diese Priorität nehmen die nationalen Experten zwar wahr und betonen die Wichtigkeit in der Theorie, geben jedoch auch an, dass dieser in der Praxis häufig nicht verwirklicht wird. Sie geben an, dass bei vielen Akteuren hierfür überhaupt kein Interesse vorhanden zu sein scheint, auch weil der heterogene Gruppenkontext vielleicht nicht ideal hierfür ist. Prinzipiell sehen sie eine Möglichkeit zum Austausch sogar als positiv an, zumindest mit einzelnen ausgewählten Ländern.

„In my impression people have not been that much interested in exchange. I think there would be some potential for interesting exchange. [...] But at the meetings exchange is very low. [...] There are some countries where an exchange would be interesting for example the [county A] or the [county B] system. Here I would really wish to have more exchange even beyond the meetings.” NE1r, Z 28.

„I hear a lot of good ideas and a lot of nice examples of publications and ways to measure youth policy, but in practice I never used those good ideas. I think in theory yes we could benefit from that exchange.“ NE2r, Z 61.

Insgesamt zeigt sich in den Experteninterviews, dass die Interviewten unterschiedliche Auffassungen von den Aufgaben der Gruppe haben. Weiterhin sind sie sich bei ihren Äußerungen zur Aufgabe der Gruppe und des Dashboards unsicher. Sie kombinieren ihre Angaben hier mit einschränkenden Bemerkungen, wie, „*I am not sure but [...]*“ (NE2r, Z. 31), „*This question is relatively difficult to answer [...]*“ (NE3p, Z 68) oder:

„*For me I think it is interesting to know what is the main goal of the commission with the dashboard.*“ NE2r, Z. 199.

Die eigentliche Aufgabe scheint nicht mehr präsent zu sein, sondern findet sich lediglich in den Dokumentationen zu der Expertengruppe. Ein möglicher Grund dafür zeigt sich in nachfolgendem Zitat.

„*This question is relative difficult to answer. Because I think the target of the Group changed within the years. It changed because the interest in the dashboard changed. [...] At first, I think there was a real interest to create a list of indicators, which is meaningful, and could guide youth-policy as well as it should create a base for cross-national comparison. However, over the years when a first draft of the dashboard was realized it became clear that this vision is not easy or not possible fulfil. So the first draft of the dashboard became a minimum consensus between the different member states [...] this dashboard was no own product. It was a product based on already existing indicators from different contexts.*“ NE3p, Z 68.

Der Experte hat den Eindruck, dass ein Bedeutungswechsel des Dashboards stattgefunden hat, weil die ursprüngliche Vision eines eigenen, eigenständigen Informationssystems sich als schwierig zu erreichen und aufwändig rausstellte. Er interpretiert die Situation in der Gruppe als das Verlassen dieses Wunsches nach einem eigenen System, hin zu einer Sammlung von bereits existierenden, zumeist allgemeinen Daten, die auf den Jugendbereich „runtergebrochen“ wurden. Seiner Meinung nach ist das Dashboard aus genau diesem Grund deutlich weniger wert und stellt lediglich einen schlechten Kompromiss der Mitgliedsstaaten dar, der nur ein grobes Orientierungswissen zu Verfügung stellt.

Priorität der Expertengruppe in der Jugendpolitik

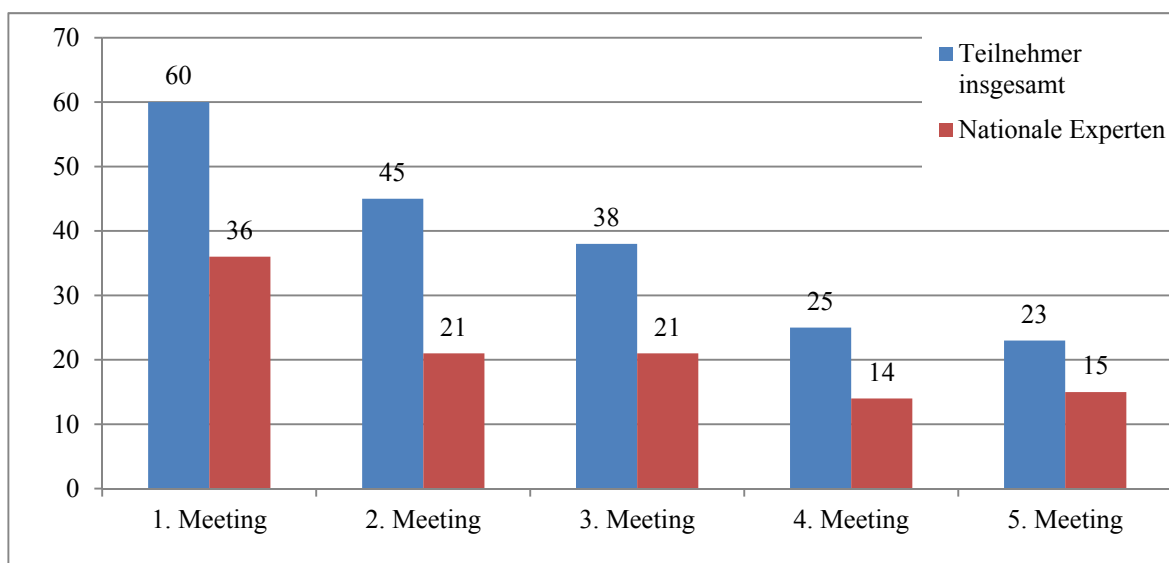
Hiermit hängt auch die Priorität der Expertengruppe auf den einzelnen Akteursebenen eng zusammen. Denn eine geringe Priorität der Gruppe auf nationaler Ebene führt in der Regel dazu, dass auch die Qualität bzw. Hochrangigkeit der entsendeten Experten und die Konstanz ihrer Teilnahme negativ beeinflusst wird. Aus diesem Grund ist es interessant, auch für die Expertengruppe und das Dashboard die Priorität in den unterschiedlichen Kontexten zu erfragen. Hier zeigt sich in den Experteninterviews ein Bedeutungswandel, der sicherlich auch mit der am Ende des vorherigen Abschnittes geäußerten Vermutung des Aufgabenwandels zusammenhängt. Zu Beginn der Expertengruppe wurden die aktive Teilnahme an den Meetings und die Erstellung des

Dashboards noch als wichtig angesehen, jedoch hat sich dies mit der Zeit gewandelt. Heute hat sich diese prioritäre Stellung der Gruppe jedoch weitestgehend aufgelöst.

„At the beginning, when the first indicators were developed in this group, there was a high-level composition of group members. [...] But I think when a first draft of the dashboard was launched it became clear that it is a very difficult and complex target to create a such a meaningful instrument [like the dashboard ...] Many countries that have been active at the beginning are not active any more in this group. Moreover, in most cases when countries send some experts they send young officials or young researchers. From this perspective the priority level of the group has become worse.“ NE3p, Z 68-88.

Als Indikator für diesen Bedeutungsverlust nennt der Experte einerseits, dass die Hocharrangigkeit der beteiligten Experten stark nachgelassen hat und die Länder statt ihrer etablierten und hochrangigen Experten zumeist lediglich Nachwuchskräfte zu den Meetings entsenden. Andererseits ist zusätzlich auch ein starker Rückgang bezüglich der Aktivität einzelner Länder zu vernehmen. Dieser Eindruck wird in der Analyse der Teilnehmerlisten noch deutlicher, denn die Teilnehmerzahl sank kontinuierlich von 60 auf 23 Teilnehmer insgesamt und bei den nationalen Experten von 36 auf 15 Teilnehmer.

Abbildung 11 Teilnehmerzahl der Meetings



Eigene Erstellung auf Basis der Angaben in den Teilnehmerlisten der Meetings

Hinzu kommt, dass die Teilnehmer häufig erst später kommen oder schon früher gehen müssen und von Meeting zu Meeting regelmäßig wechseln. Gründe hierfür sind beispielsweise nationale Verpflichtungen, die zumeist Vorrang haben. Für die Prozesse in der Gruppe kann dies jedoch bedeuten, dass bereits geführte und eigentlich erledigte Diskussionen noch einmal aufgenommen werden müssen und aufs Neue geführt werden oder sogar zu abweichenden Lösungen führen.

„Some people go earlier, some people aren't there at the beginning [...] and the rotation is really very high. That is because those expert groups do not have such a high political involvement of the decision makers themselves. [...] Well I am regretting very much not having taken part last year, but it was because of our national reasons that we couldn't send anybody to the meeting.” NE5p, Z 100-104.

„The representatives of countries often change between meetings. This results in discussing problems and existing consensuses again and again, what results in finding different solutions for the same problem in different meeting and what makes it much more difficult for the commission.” NE1r, Z 36.

All dies bedeutet für die Kommission eine tendenziell unübersichtliche und undurchsichtige Informationslage. Hiermit hängt ein weiterer Faktor zusammen, der auch das Finden eines gemeinsamen Konsenses nachhaltig beeinflussen kann: das Involvement der Akteure, welches auch immer mit einem gewissen Konsensdruck in der Gruppe zusammenhängt. Hier zeigt sich beispielsweise im nachfolgenden Zitat, dass das Involvement der nationalen Akteure und die Motivation, unbedingt Veränderungen herbeizuführen, zumindest teilweise niedrig zu sein scheint.

„In this case it was simply not our priority to change the dashboard, because for us it is not really useful at national policy level.“ NE3p, Z 165.

Der Experte merkt an, dass eine Aktivität zur Veränderung des Dashboards für ihn nicht prioritär sei, weil diese wenig nützlich oder relevant für die nationale Politik sei. Auch hat der Experte den Eindruck, dass von Seiten der Kommission kein starker Handlungsdruck für die Experten aufgebaut wird.

„At the moment it seems that the commission has enough in-house experts. What they now need are people that bring the results to the politics.” NE3p, Z 116.

Er vermutet als Grund hierfür die Tatsache, dass in der Kommission ausreichend Experten zu finden sind und die nationalen Experten momentan lediglich die Verbindung zu den nationalen Politikinstitutionen und ihren Bedürfnissen als potenzielle Nutzer des Dashboards darstellen. Dieser Experte sieht sich also in gewisser Weise als Verbindungsstück zwischen nationalen Entscheidern und der EU-Kommission, welches die nationalen Akteure mit den Informationen, die vom Dashboard produziert werden, versorgt.

1.1.2. Interne Strukturen als Element der Strukturqualität

Die zweite Dimension der Strukturqualität bilden die internen Strukturen bzw. die organisationalen Rahmenbedingungen und die Substruktur der Gruppe. Diese beeinflussen sowohl die Verhandlungen während der Meetings als auch den weiteren Prozess der Indikatorproduktion nachhaltig.

Hierzu zählen einerseits individuelle Eigenschaften, wie die unterschiedlichen Relevanzwelten der teilnehmenden Experten bzw. ihre nationale Herkunft und ihr fachlicher Background. Andererseits sind aber auch spezifische Gruppeneigenschaften, wie Rollenaufteilungen und Hierarchien in der Gruppe, von Bedeutung.

Die Relevanzwelten der Experten

Die verwendeten Datenquellen dieser Fallstudien charakterisieren die Expertengruppe strukturell als ein Hybrides Forum, welches aus Akteuren mit ganz unterschiedlichen Hintergründen besteht. Beispielsweise belegt das folgende Zitat aus den Dokumenten, dass sich die Experten auf zwei unterschiedlichen Ebenen unterscheiden.

„It has been comprised of 60 experts from 25 Member States plus Norway [...] coming from public administrations, research institutions and statistical agencies as well as from different youth stakeholder groups and the Commission” (European-Commission, 2011b, S. 2).

Bei der Expertengruppe handelt es sich um ein transnationales Expertenforum, denn sie setzt sich aus Experten verschiedener Nationen der einzelnen EU-Mitgliedsstaaten zusammen. Andererseits repräsentieren die Akteure auch verschiedene Formen von Expertenwissen, da sie aus unterschiedlichen Relevanzbereichen der Jugend und der Jugendpolitik stammen. Sie kommen aus der internationalen und nationalen Politik sowie unterschiedlichen Forschungsbereichen, wie Wissenschaft, Praxisinstitute im Jugendbereich, amtliche Statistik oder der Jugendarbeit. Eine detaillierte Analyse der Teilnehmerlisten und des Stimmungsbildes der Befragung zeigen weiterhin, dass der Schwerpunkt der transnationalen Experten auf landespolitischen Institutionen, wie bspw. „Ministerien“, lag. Ein möglicher Grund hierfür könnte laut den Experteninterviews die Art der Nomination für die Expertengruppe sein, denn in der Regel werden die nationalen Experten von ihren nationalen Ministerien zu diesem Meeting delegiert.

Die Expertise der nationalen Akteure und die Dominanz der nationalen Perspektive

Diese heterogenen Akteursperspektiven sind insbesondere deshalb interessant, weil sie die Reaktionen und Aktionen der einzelnen Akteure in der Gruppe bestimmen. Die Hoffnung solcher heterogenen Expertengruppen besteht in der Regel darin, dass die beteiligten Akteure eine richtige Balance finden zwischen ihren subjektiven Perspektiven, die sehr heterogen sein können, und der kollektiven Perspektive auf europäischer Ebene, aus welcher die Expertengruppe eigentlich agieren soll.

Die Akteure scheinen zu wissen, dass es trotz vieler Gemeinsamkeiten und der Vereinbarkeit vieler Ziele der europäischen Jugendstrategie mit Zielen auf der nationalen Ebenen, auch zahlreiche Punkte geben kann, in denen es zu Konflikten kommen kann. Vor allem weil die Experten auch die nationalen Relevanzen repräsentieren, die ganz differierende Relevanzwelten ausbilden können und dass diese heterogene Mischung nicht immer automatisch in einer erfolgreichen Kooperation enden muss.

„The people may actually be very similar, but they are wearing different hats, because they are representing different national bodies. And you hope that if they form the group, that somehow the balance is right. But it is not automatically right.” ES1, Z 128.

Im Rahmen der standardisierten Befragung wurden die Experten danach gefragt, welches die primäre Perspektive ist, aus der sie agieren. Hier wurde absichtlich nicht die Möglichkeit von Mehrfachantworten gegeben, damit die Experten ihr Verhalten reflektieren und sich für die „tatsächlich primäre“ Perspektive entscheiden müssen. Es wurde deutlich, dass die Handlungen und Einstellungen der Experten vorrangig durch „*nationale Perspektiven, Interessen und Ziele*“ aus ihrem Heimatland beeinflusst werden. Sie scheinen also im Wesentlichen nationale Interessen in dieser Gruppe auf EU Ebene zu vertreten.

Die Experteninterviews gaben zusätzlich die Möglichkeit, die Akteursperspektiven differenzierter zu betrachten. Hier wurde deutlich, dass die Experten versuchen auch die internationalen Relevanzen mit in ihre Entscheidungen aufzunehmen, diese jedoch durch nationale Relevanzen gefärbt sind, weil sie während der Reflexion automatisch auch in die nationale Fokussierung zurückfallen.

„It depends a little bit. Because if we talk about a new indicator or a set of indicators for the EU, I think about what is important for the EU. But at the same time I also think, how can I implement those indicators in our national situation. So it is both. However, I think it is important to measure the same in all EU countries”. NE2r, Z.67-72.

Die Experten versuchen sich einerseits Gedanken darüber zu machen, was wichtig ist, um die Situation in der EU zu beschreiben. Andererseits reflektieren sie aber auch, inwiefern ein Indikator für die Berichterstattung ihres Landes relevant ist oder wie dieser Indikator zur nationalen Situation ihres Landes passt.

Das Setting als Einfluss auf die Perspektive der Wissensproduktion

Im Rahmen der Experteninterviews war es möglich nach den Gründen und Motiven für diese Dominanz der nationalen Perspektive zu fragen. Die Experten gaben hierfür unterschiedliche Gründe an:

„Yeah I am absolute acting from a national perspective, because I was invited as representative of my home country. In other EU-programs, this differs. Sometimes people are invited as European Experts on Youth, as persons or in their position as a researcher. This is quite a different situation, because then you are quite independent. But when you are invited as representative of the ministry then you represent their interests.” NE3p, Z 102.

Ein Experte nannte beispielsweise die Art und Weise der Einladung als einen Grund für seine national gefärbte Perspektive. Er wird nur indirekt über sein nationales Ministerium für diese Expertengruppe eingeladen und gibt an, dass er sich aus diesem Grund auch in einer sozialen Rolle eines Repräsentanten sieht und nicht in der Rolle eines Experten auf einem bestimmten Themengebiet. Er sagt weiterhin aus, dass eine andere Einladungsprozedur seine Perspektive wahrscheinlich verändern würde, beispielsweise wenn er direkt als Experte in seinem Bereich eingeladen würde.

Als weiterer Grund für die Dominanz der nationalen Perspektive wird das Setting während der Meetings genannt. Der Experte gibt an, dass dieses die Perspektive der Wissensproduktion automatisch in eine nationale Richtung lenkt. Im Setting der Gruppe wirken unterschiedliche Faktoren. Der nationale Experte nennt als einen Grund, dass die Experten in einigen Meetings hinter ihren Nationalflaggen saßen, in anderen hinter einem Schild mit dem Namen des Heimatlandes. Er gibt an, dass ein solches Setting die Experten zumeist automatisch in die nationale Richtung lenkt.

„And I think it is also the setting which is coloured national. [...] If the setting and the composition of the group would be different, it would be possible that they act from another perspective. But when you are sent there by your national institution and sitting there behind a label with your country or the flag of your country on it [... this] guides you back to the national perspective.” NE3p, Z 102-108.

Hier wird deutlich, dass das Setting der Meetings den Experten kommuniziert, dass sie als Repräsentanten ihres Landes geladen sind und das dazu führt, dass die nationale Perspektive und die nationale Relevanzwelt die Argumentation im Gruppenkontext prägen.

Ebenfalls gibt der Experte an, dass das Setting nicht nur die Perspektive, aus der die Experten agieren, beeinflusst, sondern auch die allgemeine Bereitschaft zur aktiven Partizipation an den Gruppenprozessen.

„Yeah we were in different settings. I remember one meeting when we were in that official room [...] in that building of the European Parliament and last meeting we were in a very small working room. It depends on the setting. The setting also makes what discussions you get. Sometimes you think, ok I am just going to listen, a formal setting makes you to do this. And a more informal setting like last time, gives you more the feeling that you are within the group.” NE4p, Z.124.

Aus diesem Zitat wird ersichtlich, dass das Setting auch das Verhalten der Experten in den Meetings dahingehend beeinflusst, ob sie zurückhaltend und passiv agieren, eher nur zuhören oder sich aktiv an den Diskussionen beteiligen. Der Experte gibt an, dass er sich in einem eher formal gehaltenen Meeting zurückhielt, während ihn die weniger formale Stimmung eines anderen Meetings viel stärker dazu verleitete, sich auch aktiv zu beteiligen. Bezüglich des Settings lässt sich zusammenfassen, dass dieses einerseits beeinflusst, ob die Experten überhaupt agieren bzw. ob sie ihre Expertise in die Problemlösungen einbringen und andererseits das Handeln in eine nationale Perspektive lenkt.

Die eigene Expertise als Einfluss auf die Perspektive der Wissensproduktion

Die Dominanz der nationalen Perspektive bei den Akteuren entsteht auch deshalb, so die Aussagen innerhalb der Experteninterviews, weil sie sich durch ihre tägliche Arbeit in diesen Bereichen und Denkmustern am besten auskennen.

„I know Youth in my home country. And from that perspective I can say which indicators could be interesting, I can not give a professional opinion on other countries. I compare the situations in other countries with ours. But I can not exactly say, if or that there is a problem of European Youth.” NE1r, Z. 47-50.

„For me it is not the main part of my Job. It is a big part, but not a main part. And if you see each other once a year, it is not my every day job. I prepare if I go there. I have the documents and think about it, but it is not my everyday life.” NEs2, Z 50.

„I am really looking at the indicators and I am always thinking like: ‘what things could I use’ or ‘what do I not have and can be organized by Eurostat’ or something else. Yeah you do that. [...] I think maybe if my colleagues who are working in international youth-policy, who are more within EU youth story, if they would be in that group, maybe they would act more from the perspective of the European agendas. I only know a bit of them and I know more my home perspective, so I bring that in.” NE4p, Z 102-112.

Einige Experten geben hier an, dass das europäische Feld der Jugend nicht in ihrem primären Kompetenzbereich liegt, sondern eher die nationalen Kontexte betrifft. Andere sagen aus, dass sie nicht besonders versiert im Bereich der Statistik und Methoden der Indikatorproduktion sind.⁹⁶ Die Experten treffen zumeist sogar einschränkende Aussagen bezüglich ihrer Eignung als Experte in dieser Gruppe, wie in den beiden folgenden Zitaten noch deutlicher wird.

„At first, I would like to mention that I am not an Expert for Indicators and especially not for European Indicators. We are not that specialized because we have to fill many positions and functions and have to be more flexible.” NEp3 Z 43.

„When it comes to Youth, it is a minor part of our Job.” NEp5, Z 2.

Es ist naheliegend, dass die Experten auch in die nationale Perspektive verfallen, weil dieses die Bereiche sind, in denen sie die Gruppenaktionen interpretieren und reflektieren können und aus denen sie gegebenenfalls auch Wissen in die Expertengruppe einbringen können. Die internationalen Perspektiven kennen sie zumeist nur am Rande.

Bei genauerer Betrachtung der Ergebnisse des standardisierten Surveys und der Experteninterviews wird weiterhin deutlich, dass alle antwortenden Akteure studiert haben und der überwiegende Teil einen gesellschaftswissenschaftlichen Schwerpunkt (Erziehungswissenschaften, Politikwissenschaften oder Sozialwissenschaften) gewählt hat. Somit müssten sie zumindest einen passiven Zugang zu wissenschaftlicher Theorie und wissenschaftlichen Methoden besitzen.⁹⁷ Diese Vermutung erhärtet sich, wenn man sich die Aussagen in den Experteninterviews genauer ansieht. Die Experten geben hier zumeist an, über ein passives Verständnis für Methoden und internationale Indikatoren zu verfügen.

„Statistics, no. But I know the data of my country.” NEr1, Z 8.

„Yes, and when it comes to statistics, I am not really an expert in statistics. [...] We have had some courses, but they were dealing mainly with using statistics and interpreting, analyzing, and drawing conclusions from statistical data. But not methodology. [...]. I am a user.” NE5p, Z 17.

„My personal impression is that at the moment most of the experts bring a kind of practical and policy perspective to the group.” NE3p, Z 112.

Diese Zitate unterstützen die beiden vorher angesprochen Vermutungen, dass die Akteure sich im Bereich Methoden, Statistik bzw. Sozialindikatoren nicht unbedingt als Experten sehen. Einer gibt weiterhin an, dass er daran zweifelt, dass sich unter den nationalen Akteuren überhaupt Experten im

⁹⁶ Auch im Stimmungsbild der Befragung wurde deutlich, dass „statistical methodology or social indicators” nicht die zentrale Kernkompetenz der vertretenen Akteure zu sein scheint. Hier wurden deutlich öfter die Bereiche „Youth Policy“ und „Social Sciences“ angekreuzt.

⁹⁷ Hier zeigt sich das in Abschnitt 2.2 beschriebene Charakteristikum einer Wissensgesellschaft: Wissenschaftliches Wissen und wissenschaftliche Expertise diffundieren in die Gesellschaft und werden dort angewandt.

relevanten Bereich der internationalen Jugendindikatoren finden lassen. Er merkt an, dass die nationalen Repräsentanten eher geladen werden, um die Experten in Brüssel aus einer zusätzlichen Perspektive zu beraten.

„In general you do not have experts for international indicators in most countries. What is logical, because normally you find them where these indicators are used and developed, and this is in Brussel! This is not the national level. This means that people are invited or nominated there for consultancy or additional perspectives. However, are they really experts? From my point of view they are at most only some experts for national indicators.“ NE3p Z 121.

Diese Perspektive kann unter den nationalen Akteuren jedoch maximal die eines Experten im Bereich nationaler Indikatoren sein. Unter den interviewten nationalen Experten gab zumindest eine Person diesen als ihren Spezialbereich an.

„The ministry asked me to go to this expert group because of my expertise with our national youth monitoring. And it is a little bit a strange construction, because I am not a policy-maker. I know a lot about data, but it is not my position to say something about policy. [...] I think that it is good to have people like me, the statisticians [in this group], because they know a lot about data and the policy-makers in general, they do not.“ NE2r, Z 8.

Aus diesem Zitat wird deutlich, dass der Experte über wenig Wissen im Bereich der Youth-Policy verfügt und er sich deswegen nur bedingt für diese europäische Indikatorexpertengruppe geeignet fühlt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die nationalen Akteure bezüglich ihrer Expertenrolle in der Gruppe häufig nicht wirklich sicher fühlen und einschränkende Aussagen bezüglich ihrer Expertise machen. Sie geben an, dass die im Rahmen der Meetings besprochenen Inhalte nicht zu ihrer täglichen Arbeit, in der sie sich sicher fühlen, gehören. Für die Meetings versuchen sie sich so gut wie möglich vorzubereiten, wobei die Möglichkeiten relativ eingeschränkt sind. Das Material zur Vorbereitung beschränkt sich auf die alten Protokolle der Meetings, eine kurze „Draft Agenda“ mit der groben Planung des Tages und wenige bis gar keine Informationen darüber, was die Experten in den Diskussionsrunden erwartet. Weiterhin wird aus der Agenda der Meetings deutlich, dass die Vormittage mit Präsentationen der aktuellen Entwicklungen und Forschungen im Aktionsbereich des zuständigen Departments belegt werden. Dies nimmt relativ viel Zeit in Anspruch, die gegebenenfalls auch zum Austausch von Wissen genutzt werden könnte. Denn die Zeit ist bei einem Meeting pro Jahr ohnehin knapp.

„The meetings are always one day sessions so it is not possible to discuss everything within one day, even if you divide the group into various policy areas, to get into discussion. [...] And afther the meeting when people are reading the minutes of the sessions many of the contributors had new thoughts. It is also specific for the meetings in Brussel. That you can't discuss everything on the spot, because time is limited.“ Nep5, Z100.

Der Experte gibt an, dass häufig im Anschluss an die Diskussionen, beim Lesen der Protokolle der Meetings, neue Ideen und Interpretationen aufkommen, die dann nicht kommuniziert werden können. Es gibt hier zwar Ansätze dies zu verbessern, beispielsweise wurde bereits eine Knowledge-Sharing-Plattform in einem sozialen Netzwerk angeregt und angedacht, die jedoch bisher nicht realisiert wurden.

„I would really welcome the internet platform that was proposed by the commission. That would be a good possibility to share knowledge beyond the meetings.“ NEr1, Z 28.

Von einer solchen Plattform erhoffen sich die Experten einen kontinuierlicheren und konstanteren Informationsfluss. Ein erfahrener Experte aus dem Bereich der EU berichtet von weiteren Möglichkeiten zur Verbesserung der Arbeit in der Gruppe, z. B. über eine gute und kontinuierlichere Informationsdiffusion.

„I mean some groups seem to be more effective than others. [...] But sometimes there are actually working practices which help. For example, some groups do a lot of preparatory work. They circulate questionnaires and give the members a kind of exchange of views beforehand. This can give a much more structured discussion if it is well done.“ ES1, Z 166.

Er beschreibt aus seinen Erfahrungen mit vielen anderen Gruppen dieser Art, dass vor allem eine fundierte und detaillierte Vorbereitung die Arbeit in der Gruppe vorstrukturiert und dadurch effektiver gestaltet.

Die Expertise der internationalen Akteure

Neben den nationalen Repräsentanten nehmen an jedem Meeting immer auch einige Repräsentanten von europäischen Institutionen teil, welche die nationalen Akteure unterstützen sollen. Jedoch machten auch diese in den Experteninterviews einschränkende Aussagen bezüglich ihrer Expertise:

„But my experience in social statistics is very short, because I joined the directorate not so long ago. [So this is][...] still not what I would call high level expertise, it is a typical type of expertise of a middle manager.“ ES1, Z 4.

„We are not experts in the commission, we are different persons with different origins, but most of us, we just have an administrative background and we are supposed to adapt to the different field.“ EU, Z 17.

Auch die europäischen Akteure fühlen sich nicht als absolute Experten im Gruppenkontext. Sie sehen sich eher als Management oder Administration des Wissensproduktionsprozesses in dieser Expertengruppe.

Die Expertise der Experten insgesamt

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die Expertengruppe zur Bildung von Jugendindikatoren strukturell ein Hybrides Forum darstellt, welches mit Personen besetzt ist, die aus relevanten Stakeholder-Bereichen kommen. Diese fühlen sich jedoch nicht uneingeschränkt als Experten im Bereich der europäischen Sozialindikatoren. Nahezu alle Experten trafen einschränkende Aussagen bezüglich ihrer Eignung und ihrer Kompetenz im relevanten Bereich der Gruppe. Sie sahen ihre Kompetenzen eher im Bereich Policy oder auf allgemeiner nationaler Ebene. Weiterhin zeigte sich, dass die nationalen Experten immer wieder auch oder sogar primär aus der nationalen Relevanzperspektive ihrer Heimatinstitution agieren. Die Ko-Produktionsprozesse werden somit sehr stark von nationalen Relevanzwelten beeinflusst.

1.2. Die Dimension der Prozesse

Die Prozesse kooperativer Sozialberichterstattungen sind einerseits abhängig von den Kompetenzen der Akteure, die beeinflussen, inwiefern und welche Inhalte sie in die Gruppe einbringen und andererseits von den Aufgabenverteilungen und Hierarchien innerhalb der Gruppe. Erstere könnte man als notwendige Bedingung dafür beschreiben, tatsächlich relevante Inhalte in die Gruppe einbringen zu können. Letztere hingegen ist eher als hinreichende Bedingung dafür zu sehen, dass die Expertise und Relevanzwelten der Akteure überhaupt in die Indikatorproduktion einfließen.

1.2.1. Wichtigkeit unterschiedlicher Kompetenzen

Bezüglich der notwendigen Kompetenzen lässt die theoretische Rahmung erwarten, dass in Hybriden Wissensforen neben den fachlichen auch weitere Kompetenzen die Prozesse der Wissensproduktion beeinflussen.

Harte traditionelle Kompetenzen

Aus diesem Grund erfragte die standardisierte Befragung, welche Kompetenzen ein Experte der Gruppe mitbringen sollte. Sie kam zu dem Ergebnis, dass die klassischen fachlichen Kenntnisbereiche *“allgemeine Erfahrung mit Sozialindikatoren”* und *“Kenntnis des Policy Bereiches”* zu den drei zentralsten Fähigkeiten eines Experten zählen. Auch im Rahmen der Experteninterviews wurden solche Kompetenzen als besonders wichtige erwähnt.

„A mix of knowledge, of the numbers and data, but also the national youth-policy. You have to know what is relevant in your own country and in the EU. But not only what is relevant, and also what are the possibilities for the measurement.” NE2r, Z 80.

„I think you should have some background in research and indicators. I do not think that you have to be a researcher. And I don't think that you have to know statistics or things like that. I think you have to be taught about what research can mean within policy or what research can bring as a value to thinking processes about youth.” NE4p, Z 116.

„You need expertise in national Youth Policies, in particular policy areas of the dashboard. It is very heterogenic, so to say. [...]. And also you need expertise in international statistics and some cross-field skills to have at least awareness of other fields”. NE5p, Z 41-45.

„I think it would be practicable if the experts have at least a certain knowledge in international indicators work. And on the other side it is also very important that experts know how policy works and what is reasonable to communicate as evidence for policy-making, and what doesn't find its way to policy. For example because of being too complex.“
NE3p, Z 112.

In den Zitaten aus den Experteninterviews wird deutlich, dass sich die Experten relativ einig darüber sind, dass sie über gewisse Erfahrungen im Bereich der Indikatorproduktion verfügen sollten. Weiterhin geben sie an, dass ein Experte mit Zahlen umgehen können und zumindest wissen sollte, welche Kriterien besonders wichtig für einen guten Indikator sind und wie diese genutzt werden. Neben dem Wissen, wie ein solcher Indikator genutzt wird, sollten die Experten über Kenntnisse im Policy-Sektor verfügen. Hierzu zählt neben den Zielen und Strategien dieses Bereiches vor allem auch Wissen darüber, wie und unter welchen Umständen die Indikatoren genutzt werden. Schaut man sich insbesondere die beiden letzten Zitate genauer an, so wird deutlich, dass es für die Wissensproduktion insbesondere wichtig ist, genau einschätzen zu können, welche Art von Wissen die Politiker verarbeiten bzw. verarbeiten können. Hier geben die Experten an, dass ein guter Indikator für diesen Kontext möglichst einfach zu verstehen und nicht zu komplex sein sollte, da er ansonsten häufig gar nicht erst bei den Politikern ankommt. Denn wie bereits in der methodologischen Rahmung beschrieben, bildet die Akzeptanz der Adressaten eine der wichtigsten Qualitätsperspektiven eines Indikators (vgl. Abschnitt 5.5.2 in Teil B). Jedoch sind Empathievermögen und Flexibilität in der eigenen Perspektive nicht nur in Bezug auf die Policy-Akteure wichtig, sondern auch bezüglich der anderen Experten in der Gruppe. Nur dadurch können deren Bedürfnisse adäquat verstanden, die eigenen Inputs gegebenenfalls angepasst oder auch die in Abschnitt 3.4.2 von Teil B beschriebenen Hinges ermittelt werden, die unterschiedliche Akteursperspektiven miteinander verbinden. Dies wird in der vorangehenden Aussage von NE5p deutlich, der diese als „cross-field skills“ bezeichnet.

Kommunikative und weiche, außerfachliche Kompetenzen

In der theoretischen Rahmung wurde bereits angedeutet, dass im neuen, diskursiven Modus der Wissensproduktion neben den traditionellen fachlichen Kompetenzen auch andere weiche Kompetenzen wichtig sind. Zu dem Ergebnis kommt auch diese Fallstudie.

Beispielsweise zählte im Rahmen der standardisierten Befragung die Antwortmöglichkeit „*fluency in English*“ zu den drei wichtigsten Kompetenzen. Sie wurde, als allgemeine Kommunikationssprache dieser Expertengruppe, sogar als wichtiger bewertet als das Item „*knowledge of the policy sector*“. Diese hohe Bedeutung von solchen kommunikativen Kompetenzen zeigte sich auch im Rahmen der Experteninterviews.

„And of course communication and intercultural skills, to understand what other persons and disciplines bring in. [...] So well, and when it comes to English it is that we have at least two or three native English speakers which help us to write something down when it comes to a final conclusion. But it is important to know the terminology in the fields.“ NE5p, Z 41-45.

„You definitely need communication skills. I was very surprised that there have been some experts who did not say anything. This is problematical when the discussions are dominated by experts that speak a better in English than the others.“ NE5p, Z 58.

„Those competences [stimulus: soft skills like English, communication skills, assertiveness, negotiation skills] are not only important for an expert group. It is important for your life [...] it makes it a lot easier if your English is at a certain level.“ NE2r, Z 84.

„They are the base for being in this group. If you are not able to talk English, you could not bring in your arguments.“ NE3p, Z 122.

Hier beschreiben die nationalen Experten, neben den im Zitat NE5p, Z 41-45 angesprochenen „cross-field-skills“, die englische Sprache, Kommunikationskompetenzen sowie andere weiche Kompetenzen, wie beispielsweise interkulturelle Kompetenzen, als zentrale Basiskompetenzen für die Interaktion in dieser Gruppe. Sie sind die Bedingung für eine aktive Partizipation am Gruppendiskurs und dementsprechend die Voraussetzung dafür, den Outcome der Expert Group on Youth Indicators mit eigenem Wissen aktiv zu prägen.

Die Wichtigkeit solcher Sprachkompetenzen wurde jedoch nicht nur in der Perspektive der nationalen Experten deutlich, auch seitens der Kommission werden sie als besonders wichtige und zentrale Basis für die Teilnahme am Gruppendiskurs angesehen. Dies wird unter anderem aus dem nachfolgenden Zitat eines Interviews mit einem Experten der EU-Kommission deutlich.

„Yeah you are right, I didn't mention it [stimulus: communication skills]. It seems obvious, but I remember people who were not able to say something in the group, because they did not master it. I mean everybody has to be active in such a group. [...] Then there is a kind of group dynamics. And if the people are not able to communicate, it is an issue. But of course we can not interpret it and every interpretation breaks the group dynamics.” EU, 53-57.

Auch er beschreibt Kommunikationskompetenzen und Englischkenntnisse als Voraussetzungen für eine aktive Teilnahme an der Expertengruppe. Jedoch merkt er weiterhin an, dass diese nicht bei jedem nationalen Experten der Gruppe vorhanden gewesen wären, was die Gruppendynamik teilweise negativ beeinflusste.

Insgesamt wird deutlich, dass es ohne diese außerfachlichen Soft Skills kaum möglich ist, das eigene Wissen und die eigenen Interessen zu kommunizieren und mit in das Gruppenprodukt einfließen zu lassen. Das nicht Vorhandensein dieser Kompetenzen bei einigen Akteuren führte sogar dazu, dass die Gruppendynamik der Expertengruppe, die im Rahmen dieser diskursiven Wissensproduktion als besonders wichtig angesehen wird, darunter litt.

Neben Kommunikationskompetenzen sind auch weitere Soft Skills für die Arbeit in der Expertengruppe zentral. Die Experten nannten hier im Rahmen der standardisierten Befragung vor allem noch *„assertiveness in discussions”* oder *„negotiation skills“* als weitere wichtige Kompetenzen.

„Yeah you need them [stimulus soft skills]. If you are not able to bring your arguments through the table, you are only receiving. So yeah, you need them.” NE4p, Z 120.

„I think it is easier to assert something in this group based on soft skills. I think there is no implicit need to argue in a high technical specialized way, like based ‘on this technical reason we should do it like this’. I think arguing in a more accessible way would succeed more and perform better in this group.” NE3p, Z 125.

Die Experten geben an, dass Soft Skills besonders wichtig sind, um sich im Gruppendiskurs mit den anderen Akteuren zu behaupten, die eigenen Relevanzen den anderen Experten klar und nachdrücklich plausibel zu machen und sie zu überzeugen. Ohne diese Fähigkeiten können die Experten lediglich Wissen aufnehmen, jedoch keins produzieren. Im letzten Zitat wird sogar erwähnt, dass diese außerfachlichen Kompetenzen häufig wichtiger sind, um eine Argumentation in der Gruppe durchzusetzen, als hoch spezialisierte, technische Argumente.

Ein Grund für die hohe Wichtigkeit der weichen Kompetenzen ist die Arbeitsstrategie der Gruppe, denn durch diese findet der Wissensdiskurs der Experten nur während der Meetings im Rahmen von Diskussionen statt. Um in dem Diskurs zu bestehen und sich durchzusetzen, werden genau solche weichen Kompetenzen benötigt.

„If the working strategy stays like it is at the moment, with meetings and working groups which discuss [...]. Then you need a certain competence in the area of communication. If the Commission says we now make some steps between the meetings, e.g. that experts do some work e.g. written forms. Then other things will become important too.“ NE1r, Z 60.

Im vorangegangenen Zitat weist der Experte darauf hin, dass eine Veränderung der Strategie dazu führen könnte, dass auch Experten ihr Wissen einbringen können, die im Diskurs der Gruppe, beispielsweise aufgrund ihrer Persönlichkeitseigenschaften, untergehen oder nicht so aktiv waren. Als Möglichkeit für eine solche Veränderung nennt er beispielsweise eine Ausweitung der Wissensproduktion über die Meetings hinaus. Eine Möglichkeit wäre, dass die Experten zwischen den Meetings die Aufgabe bekämen, Proposals zu bestimmten konkreten Fragestellungen auszuarbeiten, die dann zum Beispiel während der Meetings besprochen würden.

Wissenschaftliche Theorien

Im traditionellen Modus der wissenschaftlichen Sozialberichterstattung ist die Kenntnis der relevanten Theorien eine besonders zentrale Kompetenz eines Sozialberichterstatters. Im Rahmen des Theory-Driven-Approaches leiten diese Kenntnisse die Akteure im Prozess des Findens des bestmöglichen Indikators.

Im Rahmen der Expert Group on Youth Indicators ist dies im Hinblick auf die Ergebnisse der standardisierten Befragung und auch auf die Experteninterviews nicht der Fall. In der standardisierten Befragung rangiert die „Kenntnis wissenschaftlicher und insbesondere sozialwissenschaftlicher Theorien“ in der Liste der potenziell wichtigen Kompetenzen der Experten dieser Gruppe auf dem letzten Platz. Dieser Eindruck bestätigt sich auch in den Aussagen der Experten in den Interviews.

„Do scientific theories play a role? I do not think that much. Only in the periphery, when indicators are tested. In the interpretation if they measure what they should measure [...] I think this is the only way theories flew in.“ NE3p, Z 185.

Dieser Experte gibt an, dass Theorien hier eine geringe Rolle spielen. Sie sind – wenn überhaupt – im Rahmen der Interpretation relevant. Auch das folgende Zitat geht in eine ähnliche Richtung, wenn der Experte den Einfluss wissenschaftlicher Theorien auf den Produktionsprozess der Indikatoren bezweifelt. Weiterhin wird deutlich, dass der Experte ein von der Wissenschaft abweichendes Verständnis von Theorie hat.

„I am not really a scientist, to have this good knowledge of the recent theories. But I believe that there are more practical issues we are focussing on when we are discussing particular indicators. We are focussed on the issues reported by the youth organisations and by the young people themselves and by the facts. It is always stressed in our ministry that the policy should be based on facts, evidence-based-policy. So we are always very careful when it comes to theories. Because you can have a very strong theoretical background and not really much awareness of the practical side, of what is really going on in the field. And we as a representative of policy-makers concentrate more on the practical part: on the reactions of people, what they are saying, what media are saying about the particular situation. Scientists are there to maybe explain based on the theories they represent why it is like that.” NE5p, Z 116.

Anders als in der wissenschaftlichen Perspektive dienen Theorien hier nicht als Orientierungshilfe zum Finden des bestmöglichen Indikators und als Rahmen für eine präzise Interpretation. Hier wirkt es eher so, als seien wissenschaftliche Theorien nach ihrem Verständnis nicht viel mehr als eine unbegründete Vermutung oder Spekulation über einen Sachverhalt. Der Experte gibt an, dass er seine Argumente und Entscheidungen auf praxisnahen Fakten aufbauen müsse und er deswegen sogar vorsichtig sei bezüglich eines theoretischen Fundamentes. Stattdessen nutzt er Medienberichte oder Reaktionen der Gesellschaft als Orientierung, welche Indikatoren relevant sind. Wissenschaftliche Expertise und wissenschaftliche Theorien werden – wenn überhaupt – bei der Interpretation der Daten genutzt, um über eine theoretische Reflexion zu erklären, warum die vorgefundene Situation so ist, wie die Indikatoren es darstellen. Auch das nachfolgende Zitat macht deutlich, dass die Einflüsse von wissenschaftlichen Theorien auf die Indikatorproduktion sehr gering sind, es gibt aber weiterhin auch Aufschluss darüber, was die Diskussionen der Akteure stattdessen im Prozess der Indikatorproduktion leitet.

„I think based on academic theories evolutions there are very little. I think it is the European agenda and their policy that can change the dashboard. But not what is done within academic research.” NE4p, Z 182.

Der Experte gibt an, dass Faktoren, wie politische Agenden oder praktische Erfahrungen, die Diskussionen um neue Indikatoren oder ihre Bewertung prägen und aktuelle wissenschaftliche Erkenntnisse hier keine Relevanz haben. Weiterhin zeigt sich im nachfolgenden Zitat, dass sich zumindest einige Experten darüber bewusst sind, dass eine solche „theorieignorierende“ Vorgehensweise nicht unbedingt ideal ist.

„I think it's an advantage if you have that [theory-based] knowledge. Because otherwise you only think about the data and you think data-driven. But the [reflection of] theoretical scientific knowledge is before when youth-policy in the EU is formulated, I think. It is necessary to understand why youth-policy is formulated in the way it is and to think in a more broad way. So I think that's also important. [...] I think it is a pray if we think more in a scientific way and not only data-driven.” NE2r, Z87 & Z91.

Der Experte deutet an, dass eine zu stark auf Daten fixierte Vorgehensweise negativ ist und ein theoretisches Fundament dabei helfen kann, eine breitere Sicht auf den Gegenstandsbereich zu bekommen. Er gibt an, dass er es sich wünschen würde, dass die Vorgehensweisen stärker theoriegeleitet und stärker wissenschaftlich wären. Dieser Experte vermutet weiterhin, dass zumindest bei der Formulierung der politischen Agenda auf der EU-politischen Ebene – also vor der eigentlichen Indikatorproduktion – wissenschaftliche Theorien genutzt werden, um beispielsweise die Zielbereiche dieser Strategien zu reflektieren und festzulegen.

Diese Vermutung lässt sich jedoch nicht bestätigen, wenn man die Statements der europäischen Akteure reflektiert. In Interviews mit den Experten der Kommission und von Eurostat zeigte sich, dass diese den Ort der Theoriearbeit auf der nationalen Ebene verorten.

„Hm, that is a difficult one. It would be very easy to say that science plays a rather small part in the processes. That the process is more ad hoc, more pragmatic [...] some national offices are very good at this kind of questions.“ ES1, Z100.

„The [theoretical] work that has been done at national level. Where you generally find a strong link between youth research and youth-policy-making.“ ES1, Z144.

Auch diese Experten sind sich einig, dass auf der Ebene der Expert Group on Youth Indicators kaum Theorien genutzt werden, sondern die Vorgehensweise sehr pragmatisch ist. Beide geben an, dass die Theoriearbeit auf der Ebene der nationalen Institutionen stattfindet, die sehr stark mit den dortigen nationalen Forschungsinstituten und Universitäten vernetzt seien.

Die beiden Akteursebenen vermuten wechselseitig, dass die jeweils andere Ebene diesen Teil der traditionellen Methodik außerhalb der Gruppe ausfüllt. Tatsächlich jedoch scheinen wissenschaftliche Theorien in dieser Gruppe für die Indikatorproduktion nahezu keine Rolle zu spielen. Dies ist der Fall, obwohl sich zumindest in den Aussagen einiger Experten zeigt, dass sich diese der Wichtigkeit der Theorien im Produktionsprozess eines Indikators bewusst sind. Neben dem vorangegangenen Kommentar von NEr2, der explizit sagt, dass es ein klarer Vorteil ist, theoriegeleitet vorzugehen, finden sich weitere Aussagen, die zeigen, dass theoretisches Wissen im Prozess der Indikatorentwicklung durchaus von Vorteil wäre. Beispielhaft hierfür stehen die folgenden Zitate, wobei eines aus der europäischen und eines aus der Perspektive der nationalen Akteure stammt.

„I mean making the link between the cause and the outcome does require some scientific knowledge of the domain, otherwise it becomes very arbitrary.“ ES1, Z 104.

„At the moment I am asking me If it is negative not to use theories. I think so, yes. Because especially in a monitoring it is important to know which viewpoint or perspective, it has. [...] Insofar it is a pity that this theoretical perspective is only included in an indirect way. [...] Now you have to accept the interpretation, which is given by the dashboard, they offer green smileys for a positive development and red ones for a negative one. However, developments must not be that clear in all cases. Sometimes there is a demand for discussion from a theoretical perspective.” NE3p, Z 193-197.

In beiden Zitaten wird deutlich, dass die Experten sich der Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit wissenschaftlicher Theorien im allgemeinen Prozess der Indikatorproduktion durchaus bewusst sind. Sie geben an, dass diese vor allem relevant sind, um eine fundierte und nicht willkürliche Verbindung zwischen dem Phänomen und dem Indikator herzustellen und dass man die Ergebnisse gezielt theoretisch reflektieren kann.

Aus diesem Grund stellt sich die Frage, warum sie dann – wie die standardisierte Befragung und die Experteninterviews zeigen – im Hybriden Forum keine Rolle spielen. Hier kristallisieren sich aus den Experteninterviews unterschiedliche Faktoren heraus. Ein zentraler Aspekt ist die strukturelle Anlage der Gruppe, die, wie schon eingangs erwähnt, sehr stark politisch dominiert ist.

„I think one reason for that are the persons that are invited. If you invite politicians and applied researchers, then you get application-orientated feedback. If you don't invite theorists you can't expect theoretical inputs.” NE3p, Z 191.

„The composition of the group might be a reason. It consists of policy officers plus representatives of youth ministries, which are not so familiar with them. I could imagine that in a group of youth researchers such a [theoretical] discussion could come up. But perhaps than, it would take too much time to arrange a consensus.” NE1r, Z 81-82.

Die Experten geben an, dass man bei einer Befragung von hauptsächlich anwendungsorientierten Forschern und politischen Akteuren auch automatisch ein anwendungsorientiertes und eben kein theoretisch fundiertes Feedback erhält.⁹⁸ Das zweite Zitat deutet einen weiteren Faktor an. Der Experte beschreibt, dass eine theoretische Diskussion wahrscheinlich zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde, weil die Meetings lediglich einen Tag andauern und nur einmal jährlich stattfinden. Hieraus ergibt sich, dass die Erstellung der Indikatoren über einen Theory-Driven-Approach in der Gruppe mehrere Jahre andauern könnte. Hierzu ist jedoch, wie das nachfolgende Zitat andeutet, im politischen Kontext häufig keine Zeit vorhanden.

⁹⁸ Ein Experte deutete weiterhin an, dass er auch in einer anderen europäischen Expertengruppen Mitglied sei, bei der ein Forschungsinstitut die Leitung der Expertengruppe innehatte und für das Wissensmanagement zuständig sei. Er gab an, dass in dieser durchaus auch theoretische Diskussionen geführt wurden (NE1r, Z86).

„It is possible to program the acquisition of a new indicator, by adding a question to a survey or using a simple estimation technique. But this does take time, and we don't always have this option in the commission system [...], they tend to want things very quickly. [...] It means that statistical system is quite slow to respond. And I think this has been a historical source of tension. That people would like to set decisions to move faster.“ ES1, Z 70.

In diesem Zitat deutet der Experte von Eurostat an, dass das statistische System mit seinen Qualitätsansprüchen und seinen Routinen häufig zu langsam ist, um den Wünschen der politischen Akteure zu entsprechen. Selbst in dieser hybriden diskursiven Expertengruppe zeigen sich die unterschiedlichen Ansprüche der Akteure an das Wissen. Während die Forschung bestrebt ist qualitativ hochwertige Informationen zu produzieren, so möchten die Politikakteure ihre Informationen i. d. R. vor allem möglichst schnell, auch unter Abstrichen in der Präzision, erhalten.⁹⁹

Andere Faktoren, die die Indikatorproduktion beeinflussen

Wenn wissenschaftliche Theorien im Prozess der Indikatorentwicklung keine Rolle spielen, stellt sich die Frage, welche Inhalte stattdessen während der Meetings ausgetauscht und verhandelt werden und die Argumentationsbasis für oder gegen einen Indikator sind. Hier wird aus den Experteninterviews deutlich, dass der Fokus insbesondere auf nationalen Erfahrungen, Praxen und Interessen liegt.

„I think it is more pragmatic. The important questions within the countries are discussed. Everyone has some examples of good practices or main topics in their own country. [...] A main part of the discussions are questions like, ‘that’s not the case in our country’ but ‘that is important in our country’ and not, ‘well we know from that and that kind of survey or that kind of research or article, we know that’.“ NE2r, Z 12-13.

„Yes I think automatically. If you talk about what is good research and data, what indicators do we need? You automatically get to the point where you exchange national viewpoints like ‘in our country we think that’, ‘in our organisation we do it like that’; automatically you have that exchange function.“ NE4p, Z 68.

Die nationalen Experten geben an, dass die Diskussionen viel pragmatischer stattfinden und man sich über nationale Erfahrungen, nationale Relevanzen und erfolgreiche und weniger erfolgreiche nationale Praktiken austauscht und jeder Experte gute Beispiele vortragen kann.

Auch ein Experte von Eurostat sagt aus, dass die Diskussionen der European Expert Group on Youth Indicators i. d. R. sehr pragmatisch ablaufen. Er beschreibt, dass die Gruppe tendenziell nicht mit einer großen Theorie startet, sondern hier vielmehr die unterschiedlichen Relevanzen der Akteure eine Rolle spielen. Diese werden gesammelt und vorgetragen, bevor anschließend versucht wird, die zentralen Argumente und Relevanzen herauszufiltern.

⁹⁹ Vergleiche hierzu auch Abschnitt 3.1.2 der theoretischen Rahmung.

Diese zentralen Argumente bilden die Basis, um eine „Indikator-Lösung“ zu finden, die möglichst diesen Argumenten am gerechtesten wird.

“It is a very pragmatic discussion. It is not that people start with a big theory of a perfect set of indicators. But it is something which emerges. You have a mixture of things, which everybody agrees from the beginning [...]. And then things people are looking at a number of possibilities and say like, ‘well there are 10 things that might be an indicator, what are the advantages and the disadvantages of these’. But what ends up on the final list is the result of all kinds of messy compromises.” ESI, Z 69.

Statt eines theoretischen Diskurses findet ein Diskurs unterschiedlicher nationaler und internationaler Relevanzen statt, in dem Erfahrungswissen, Best-Practices und Zweckdienlichkeiten eine Rolle spielen. Diese werden über Diskussionsprozesse gegeneinander abgewogen und abgestimmt sowie am Ende zu einer gemeinsamen Lösung gebündelt. Diese Endlösung eines Indikators ist in den meisten Fällen das Resultat von vielen „faulen Kompromissen“ der Diskussion.

Zusammenfassung

Die Indikatorproduktion läuft im Rahmen der Expert Group on Youth Indicators deutlich pragmatischer ab, als der traditionelle Modus der Indikatorproduktion. Dies zeigt sich zum einen auf der Ebene der Kompetenzen, weil hier neben fachlichen auch individuelle Kompetenzen, wie Soft Skills oder individuelle Persönlichkeitseigenschaften eine Rolle spielen. Zum anderen zeigt es sich darin, dass bei der Erstellung nahezu komplett auf ein theoretisches Fundament der Indikatoren verzichtet wird und stattdessen Erfahrungen und Relevanzen von heterogenen Einzelakteuren eine Rolle spielen. Statt des wissenschaftlichen Idealtypus eines Theory-Driven-Approaches werden die Indikatoren unter Bedingungen eines Data- und Agenda-Driven-Approaches erstellt (vgl. Abschnitt 5.2.4 in Teil B). Das Produkt der Diskussionsprozesse scheint aus dieser Perspektive also eine Ko-Produktion aus den unterschiedlichen Relevanzwelten und Erfahrungen der beteiligten Experten zu sein, die in den Aushandlungsprozessen als zentral bewertet wurden.

1.2.2. Aufgabenverteilung und Hierarchien innerhalb der Gruppe

Im Rahmen der European Expert Group on Youth Indicators ist das hierarchische Verhältnis zwischen Kommission und Expertengruppe besonders interessant. Hier wurde im Rahmen der theoretischen Ausarbeitung darauf aufmerksam gemacht, dass häufig eine Machtasymmetrie zwischen Kommissionsakteuren und den geladenen Experten besteht. Auch in dieser Expertengruppe hat die Kommission die Chairposition inne und ist dadurch in der Entscheidungshierarchie mindestens eine Stufe über den Experten angesiedelt.

Hieraus ergibt sich für die Kommission die Möglichkeit, die im vorherigen Abschnitt beschriebene „offene“ Ko-Produktion in verschiedenen Stadien des Indikatorproduktionsprozesses zu steuern bzw. sogar zu kontrollieren.

Die Beeinflussung der Wissensproduktion durch das Festlegen der Agenda der Gruppe

Die exponierte Stellung zeigt sich beispielsweise darin, dass die Kommission für die Festlegung der Mission und Agenda der Gruppe und der Wissensproduktionsprozesse zuständig ist. Neben diesen schon im Abschnitt zur Strukturqualität beschriebenen Faktoren legt die Kommission auch das gemeinsame Berichtsobjekt fest, also die interessierende Gruppe, über die das Dashboard Informationen zur Verfügung stellen soll.

„The dashboard of indicators operates with three 5-year categories where possible, covering the age-range 15-30. For some indicators it is more suitable to target a more limited age range (for example early leavers from education and training), to target the child population (at risk of poverty or social exclusion) or, on the other hand, a limited sample size may necessitate using other age categories.” (European-Commission, 2011b, S. 2).

Als Berichtsobjekt definiert sie Jugendliche im Alter von 15 bis 30 Jahren. Wenn möglich, soll diese Gruppe über einen Altersbreakdown in Fünfjahresschritten dargestellt werden. Dies findet jedoch auch nach diesen Vorgaben statt. Die Gründe hierfür sind pragmatische konzeptionelle Überlegungen (z. B. „early leavers from education and training“) oder technische Voraussetzungen (geringe Fallzahl).

Die Beeinflussung der Wissensproduktion durch die Vorgabe von Kriterien, welche die Indikatoren zu erfüllen haben.

Weiterhin nimmt die Kommission einen starken Einfluss auf die Wissensproduktion der Gruppe, indem sie Kriterien festlegt, welche potenzielle Indikatoren erfüllen müssen. Diese sind in zahlreichen Textpassagen in den Dokumenten nachzuvollziehen.

Im Rahmen des ersten und zweiten Meetings wurden jeweils explizit Kriterien erarbeitet, welche „qualitativ gute“ Indikatoren erfüllen sollen. Im ersten Meeting waren dies laut dem Protokoll die folgenden fünf Kriterien:

1. *„capture the essence of the problem and have a clear and accepted normative interpretation;*
2. *be robust and statistically validated;*
3. *provide a sufficient level of cross-countries comparability, as far as practicable with the use of internationally applied definitions and data collection standards;*
4. *be built on available underlying data, and be timely and susceptible to revision;*

5. *be responsive to policy interventions but not subject to manipulation.*” (European-Commission, 2010a, S. 2).

Im Rahmen des zweiten Meetings wurden diese fünf Kriterien noch einmal bestätigt und um ein sechstes Qualitätskriterium ergänzt.

6. *“Indicators should be directly linked to the objective of one of the ‘fields of action’ in the EU Youth Strategy 2010-2018.”*

Betrachtet man die einzelnen Vorgaben genauer, so werden unterschiedliche pragmatische Einschränkungen deutlich, welche die Autonomie der Wissensproduktion limitieren und einrahmen.

Data-Driven-Approach

Kriterium vier fordert, dass die Indikatoren auf Basis bestehender Daten gebildet werden sollen. Dies bedeutet, dass ein wichtiges Phänomen nur dann in das Indikatorset aufgenommen werden kann, wenn auch tatsächlich Daten für dieses vorhanden sind. Der Ansatz der Indikatorerstellung in dieser Gruppe kann aufgrund dieser Vorgabe als Data-Driven-Approach charakterisiert werden, den auch die Experten so wahrgenommen haben. Dies zeigt sich sowohl im Rahmen des Stimmungsbildes der standardisierten Befragung als auch in den Experteninterviews. Exemplarisch hierfür gilt das nachfolgende Zitat aus einem Interview mit einem nationalen Experten dieser Expertengruppe.

„Another criterion, which was always very stressed by the commission, was data availability. [...] We always think what sources do we have? And where do we really have difficulties to get particular data?” NE5p Z 108.

Er spricht an, dass die Kommission viel Wert darauf legt, dass die Indikatoren aus bestehenden Daten gebildet werden und beschreibt, dass die Suche nach einem geeigneten Indikator dadurch auch mit Schwierigkeiten verbunden sein kann. Ein Grund dafür ist auch, wie im nachfolgenden Zitat aus der Dokumentenanalyse deutlich wird, dass die Datenquellen, die zur Verfügung stehen, durch Vorgaben der Kommission eingeschränkt sind:

„For possible new indicators outlined in this document, the Commission will consider conducting Flash Eurobarometers in regular intervals to generate new data, for example every 4 years.“ (European-Commission, 2011b, S. 3).

Dieses Zitat gibt an, dass Indikatoren, die in das Dashboard aufgenommen werden sollen, auf Basis bestehender Eurostat Daten oder verfügbarer Ressourcen, wie der Eurobarometer Surveys¹⁰⁰ sowie des European Knowledge Center on Youth Policy¹⁰¹, realisierbar sind (European-Commission, 2010a). Bei all diesen aufgelisteten Datenquellen ist die Kommission der Datenherr.

¹⁰⁰ http://ec.europa.eu/public_opinion/index_en.htm

¹⁰¹ <http://youth-partnership-eu.coe.int/youth-partnership/ekcyp/index>

Der Agenda-Driven-Approach der Expertengruppe

Ebenfalls wird an den sechs aufgelisteten Kriterien deutlich, dass die Indikatoren in einer sehr engen Verbindung zu den politischen Strategien der EU stehen sollen. Was in Punkt fünf nur angedeutet wird („robust to policy interventions“), präzisiert Punkt sechs. Diese Vorgabe fordert, dass die infrage kommenden Indikatoren in einer direkten Verbindung zur EU-Jugendstrategie stehen sollen. Dies zeigte sich ebenfalls im Rahmen der standardisierten Befragung und in den Experteninterviews auf allen Akteursebenen.

„Indicators are based on the EU Youth Strategy, they should cover all 8 field of action, like population, employment, you probably know that.“ ESI, Z29.

„Well again as the dashboard reflects as a mirror of the policy cooperation framework and its 8 field of action“ EU, Z 173.

„I think it should have a link with the European policy. So that it measures policy in a good way. So that is has some qualitative criteria“ NE4p, Z 170.

Die Indikatorerstellung folgt ebenso einem Agenda-Driven-Approach und orientiert sich an den acht Feldern der europäischen Jugendstrategie, denn diese sind identisch mit den acht Kernbereichen des Dashboards, in dem Indikatoren erstellt werden sollen.

Die pragmatische Festlegung eines Limits pro Aktionsbereich

Auch für die Anzahl der Indikatoren pro Aktionsbereich hat die EU-Kommission limitierende Vorgaben gemacht. Im Laufe der ersten beiden Meetings wurde sich darauf geeinigt, dass ein Limit von „4-5“ Indikatoren pro Feld für das Ziel zweckmäßig sein soll (European-Commission, 2010a, S. 3; 2011b, S. 4). Dies wurde im vierten Meeting noch einmal bestätigt.

„The youth indicators expert group has identified 4-5 indicators in each of these fields, considered to be most useful for gaining a better picture of the situation of young people.“ (European-Commission, 2011b, S. 4).

Die Experten zeigen sich hingegen nicht unbedingt als Unterstützer dieses Limits. Im Rahmen der standardisierten Befragung wurde deutlich, dass drei Viertel der Teilnehmer sich gegen ein solches Limit aussprechen.

Hierzu lässt sich aus den Experteninterviews spezifizieren, dass sie zwar die Intension hinter diesem Limit – das Dashboard als ein möglichst übersichtliches Instrument zu gestalten – zumeist teilen. Jedoch geben sie auch an, dass sie ein solches starres mehr oder weniger willkürlich festgelegtes Limit nicht unbedingt als probates Mittel hierfür sehen.

„It is obvious that you can not extend it without any limit. But the question is how it comes to such a limit? How did it come to this number? And what is the basis of it? I would prefer solution where you reflect that there are some areas where you need more indicators because of their importance or their complexity and there are some others, where you need less indicators.“NEIr, Z 88.

In diesem Zitat wird deutlich, dass eine Limitierung des Dashboards durchaus von den Experten akzeptiert und gewünscht wird, die Art und Weise, wie diese zustande kommt, den Experten jedoch nicht bewusst ist. Weiterhin gibt der Experte an, dass er eine Einschränkung, welche sich an den einzelnen Bereichen, ihrer Wichtigkeit und ihrer Komplexität orientiert, präferieren würde.

Die Beeinflussung der Wissensproduktion durch das Festlegen der Diskussionsinhalte und der Agenda der Meetings

Eine weitere Möglichkeit der Kommission, die Wissensproduktion im Rahmen der Expert Group on Youth Indicators zu leiten, besteht darin, die zu diskutierenden Inhalte für jedes Meeting vorab festzulegen. Dies lässt sich unter anderem an den Protokollen der Meetings ablesen (European-Commission, 2010a, 2010b, 2011a, 2012d, 2013).

Die Beeinflussung der Wissensproduktion über die exponierte Stellung in der Entscheidungshierarchie

Der letzte und entscheidende Faktor, über den die Kommission die Wissensproduktion in der Gruppe beeinflussen kann, ist die Tatsache, dass sie in der Entscheidungshierarchie eine Stufe über den anderen Akteuren angesiedelt ist. Dies zeigt sich schon am folgenden Zitat aus dem Register für Expertengruppen der Europäischen Kommission.

*„None of this input is binding on the Commission and its departments, which remain fully independent regarding the way they take into account the expertise and views gathered.“
(Expert Group Explained.)¹⁰²*

Dieses Zitat deutet an, dass der Input, den die Experten während der Meetings präsentieren, für die Handlungen der Kommission nicht bindend ist. Diese können komplett unabhängig von den diskutierten Inhalten sein.

¹⁰² <http://ec.europa.eu/transparency/regexpert/index.cfm?do=faq.faq&aide=2>

Auch in den Experteninterviews wird deutlich, dass die Akteure diese Machtasymmetrie in der Entscheidungshierarchie wahrnehmen, und zwar sowohl aufseiten der nationalen Akteure als auch bei Eurostat.

„I would say over all the policy-people tend to have a presidency on many questions, even questions that are quiet statistical. They even have the last word very often.“ ES1, Z 143.

„I think the hierarchy is clear, but in the meetings they act like equal partners, brainstorm partners. But I expect that the commission has the last word.“ NE2r, Z 55.

Wie bereits in der theoretischen Rahmung angedeutet, nehmen die Experten einen Hierarchieunterschied wahr. Sie beschreiben, dass die Kommission während der Meetings und der Diskussionen als gleichwertiger Partner agiert und auf einer Ebene mitdiskutiert und die Inhalte der Experten aufnimmt. Das letzte Wort und die Entscheidungsgewalt liegen jedoch aufseiten der Kommission und in die finale Entscheidung fühlen sich die Experten häufig nicht integriert und der tatsächliche Weg dorthin ist für die Experten nicht transparent, weil die Kommission die Entscheidung über eine Veränderung in der Regel zwischen den Meetings trifft und hier keine Rücksprache mit der Expertengruppe hält.

“So I am not sure what the commission does with the advices. I think they also have their own conclusions and I am not sure about the influence of expert group or the members of the expert group.“ NE2r, Z 37.

„This is difficult to say something about that. Because you do not really know what they do with the results of the discussions. It is a kind of black box for me. [...] But my impression was, that many decisions are made outside of the expert group, by the commission or representatives of the commission.“ NE2r, Z 36-40.

„I get it in my mailbox. or we have an expert group meeting and then I hear that there is new data [...] So at the best you get some emails about what is going on and you get some updates and it is not like you really have a view on what is going on there. [...] Last meeting we had a real discussion about what we should change or not, and then we had two opinions and the final result I don't what has happened. I have seen that it is not changed yet, but I do not know if they are still working on changes. We do not have a lot of information about that.“ NE3p, Z 158-166

Die Experten haben den Eindruck, dass vieles was entschieden wird, nicht in der Expertengruppe stattfindet, sondern bei der Europäischen Kommission. Die Experten hingegen sind sich ihres Einflusses auf die finale Entscheidung nicht sicher und beschreiben den Prozess der Entscheidung als Blackbox. Sie geben an, dass sie i. d. R. erst im Anschluss an eine Änderung vor vollendete Tatsachen gestellt werden und von der Änderung des Dashboards per E-Mail oder erst in den nächsten Meetings erfahren.

1.3. Die Dimension der Ergebnisse und des Outputs

Der folgende Abschnitt befasst sich intensiv mit dem European Dashboard on Youth Indicators, dem zentralen Produkt der Expertengruppe und ihren Strukturen, Prozessen sowie ihrer diskursiven Strategie. Das Dashboard bildet dementsprechend die Dimension der Outputqualität des Leitmodells dieser Ausarbeitung. Für eine Bewertung dieser Outputqualität spielt vor allem die Zufriedenheit der Experten mit dem Dashboard und die Erlangung der vorab festgelegten Ziele eine wichtige Rolle.

Wie bereits in den institutionellen Rahmenbedingungen erwähnt, ist die zentrale Intension hinter der Gruppe und dem Dashboard, ein evidence-based-policy-making zu ermöglichen und eine (internationale) Vergleichsgrundlage zu bilden, die dazu verhilft, Entwicklungen der einzelnen Länder zu beobachten und den Austausch zwischen den einzelnen Ländern zu fördern. Aus diesem Grund zählt bei der Bewertung des Outputs, inwiefern das Dashboard tatsächlich hierzu genutzt wird.

1.3.1. Das Dashboard als Vergleichsbasis

In der theoretischen Rahmung wurde angedeutet, dass sich Indikatoren auf drei unterschiedlichen Ebenen vergleichen lassen: die Ebene der Strukturmerkmale, die Ebene des Raumes und die Ebene der Zeit (Vergleiche 0).

Im Rahmen des Dashboards werden nur wenige Strukturmerkmale für einen Vergleich zu Verfügung gestellt. Hier zeigt sich aus den Dokumenten, dass lediglich die breakdown Variablen „Age“ und „Gender“ angeboten werden. Im Rahmen der Experteninterviews wird deutlich, dass den Experten aber wichtige Strukturmerkmale fehlen.

„Important phenomena like migration are faded out. For our national reporting system it in total has no use. Perhaps some single indicators are in some way useful.” NE3p, Z 244.

„And we have the problem that the Dashboard is made for our whole country and here we have very different regional parts.” NE3p, Z 237.

Die Zitate zeigen beispielhaft, was auch in anderen Interviews deutlich wurde: Den nationalen Akteuren fehlen vor allem wichtige Breakdown Variablen, um die Strukturmerkmale abzubilden. Hier wurden vor allem der regionale Breakdown und der Migranten-Breakdown als wichtige Vergleichsgrundlage und als potenzieller Drittfaktor genannt.

Die Vergleichsgrundlage im Raum muss sich auf die internationale Ebene beschränken, weil es nicht möglich ist, kleinräumigere Vergleiche auf Basis des Dashboards durchzuführen. Diese scheinen jedoch aus der Perspektive der europäischen Akteure möglich und durchaus sinnvoll. Im Rahmen der Experteninterviews sagt der Experte der Kommission, dass das Dashboard eine gute Vergleichsbasis bildet, während er zugleich einschränkt, dass es lediglich ein globales Bild der Situation der Jugend offeriert. Auch der Experte von Eurostat ist bezüglich der internationalen Vergleichbarkeit optimistisch und sagt aus, dass die Schätzer der meisten Indikatoren durchaus für den internationalen Vergleich geeignet sind.

“Well quiet well. It is only of 41 Indicators, but gives the global picture.” EU, Z181.

“In most cases data is comparable between countries, the estimates are good.” ES2, Z 62.

Aus einer europäischen Arbeitsperspektive sind also durchaus internationale Vergleiche denkbar, auch wenn die Akteure darauf hinweisen, dass die vom Dashboard ausgehenden Informationen sehr grob sind. In diesen Kommentaren wird deutlich, dass für die europäischen Akteure landesspezifische Informationen nur eine untergeordnete Rolle zu spielen scheinen.

Aus der Perspektive der nationalen Akteure zeigt sich eine ganz andere Einschätzung. In der standardisierten Befragung gab nur ein kleiner Anteil der Befragten an, dass ihrer Meinung nach annehmbare internationale Vergleiche zwischen den einzelnen Ländern auf Basis der Indikatoren des Dashboards möglich sind. In den Experteninterviews bestätigen die Experten diesen Eindruck nochmals.

„Although I think if you are honest, I do not think that you can always compare the results from the different countries with each other.” NE2r, Z151.

Aus diesem Grund ist es interessant, warum die nationalen Experten das Dashboard nicht als eine Möglichkeit für internationale Vergleiche ansehen. Hier wurde in den Experteninterviews deutlich, dass das Berichtsobjekt des Dashboards – also die Jugend in unterschiedlichen Ländern Europas – je nach Bereich und Kontext sehr heterogen sein kann, u.a. bezüglich ihrer Hintergründe, Voraussetzungen, Traditionen, Denkweisen und Wertestrukturen.

„[Some Indicators] could be difficult to analyze from country to country. Because of the tendencies how the young people behave. [...] due to various backgrounds, traditions and tendencies in the way of thinking. It could be that people over countries could have a very different set of values, sets of priorities than people in another country.” NE5p, Z155.

„It is also very difficult to discuss because the countries and their conditions and requirements are very different.” Nep1, Z151.

All dies kann jedoch das Dashboard auf Basis der Dashboardindikatoren nicht in die Analyse mit aufnehmen, vor allem weil die Daten lediglich in hochaggrierter Form zur Verfügung gestellt werden und wichtige Strukturvariablen fehlen und diese lediglich über ökologische Korrelationen in einen Zusammenhang gebracht werden können (vgl. Abschnitt 5.3.3 in Teil B).

„In most cases the indicators of the dashboard are offered as absolute numbers or frequencies. But behind this numbers or frequencies you find heterogeneous contexts in the different countries. In a country with nearly no industry a percentage of 50% of young people with tertiary education could be problematic. But in a country with much industry this might be less problematical.“ NEp3 Z 225.

Ein weiterer Grund, der zumindest in einigen Fällen gegen eine internationale Vergleichbarkeit spricht, ist, dass die einzelnen Länder sich bezüglich der Implementierung der Indikatoren in unterschiedlichen Stadien befinden. Während einige Länder schon über ein sehr weit entwickeltes Berichterstattungssystem verfügen, stehen andere noch ganz am Anfang der Entwicklung eines solchen.

„Also the position in the process of the implementation of the indicators is different. Some of them have already realized very much concerning their reporting system, some others are at the beginning of the implementation process.“ Nep1, Z151

„Well for my country for example Youth and the World is a problem. We do not have data [because it is based on] Eurobarometer. And volunteering we do have information about volunteering, but not that much“ NE2s, Z 143.

Auf der Ebene der nationalen Vergleiche kann es also dazu kommen, dass für einige Länder einzelne Indikatoren oder sogar ganze Bereiche nicht verfügbar sind, was wiederum einen Vergleich von vorneherein ausschließen würde.

Auch bezüglich der Vergleichsebene Zeit äußerten die nationalen Akteure zumindest bei einigen Indikatoren Zweifel.

“Some of the datasources are also not useful because they do not offer a possibility to compare over time.“ NE1r, Z110.

Hier kann es einerseits, wie bei dem Eurobarometer, vorkommen, dass es für den Indikator bisher lediglich eine Welle gab, es zwischen den Wellen zu einem strukturellen Bruch kam oder sich die Fragestellung der Umfrage änderte.

„[An important issue of an indicator is that it is] robust and stable over time. But there are a number of indicators where data collection method or the question changed again and again. This tragically challenges the reliability of measured developments.“ NE3p, 239 & 240.

Ebenfalls kann es vorkommen, dass die Stichprobengrößen in diesen Befragungen eigentlich zu klein sind, um tatsächliche Aussagen über Veränderungen der Zeit zu machen.

„It is also a problem that in some cases the indicators base on small sample sizes. So that it nearly makes no sense for a monitoring that is stable over time.” NE3p, Z239-240.

Die Eurobarometerbefragung, die von der Kommission in Auftrag gegeben und i. d. R. von externen Dienstleistern wie TNS durchgeführt wird, ist ein zentraler Kritikpunkt der meisten nationalen Akteure – und wird auch vonseiten der Eurostat Akteure als kritisch betrachtet.

„I guess the classic example which Eurostat has often raised issues about is using Eurobarometer as a source. [...] Eurobarometer has to be used very cautiously, because you ask a question, and you get an answer. Therefore you have to find a question, which works in 25 countries. And also the sample size of Eurobarometer is very small. It is more or less 1000 people a country. Which by LFS-standards really is not enough at all.” ES1, Z 65.

Er merkt an, dass diese Datenquelle nur mit Vorsicht zu nutzen ist. Unter anderem kritisiert er, dass in der Regel die Fallzahlen relativ gering sind und aus diesem Grund Entwicklungen über die Zeit nur mit einer relativ hohen Restunsicherheit abgeschätzt werden können. Er zweifelt auch die Validität der Angaben an, die teilweise im Rahmen des zumeist relativ kurzfristigen Surveys gemacht werden.

Die Kommission teilt diese Bedenken nicht, denn sie sieht die Eurobarometerbefragung als eine gute Möglichkeit, die Indikatoren des Dashboards und die Datenbasis für den europäischen Jugendbericht zu ergänzen und auf den neuen Stand zu bringen.

„So we are using the Eurobarometer. [...] In fact because of the need to update the dashboard indicators and the need to use the data for the future youth report. So we tried to cover in this Eurobarometer survey [(Flash Eurobarometer European Youth 2014)], most of the data we have not collected since 2011.” EU, Z97.

Der Kommissionsexperte beschreibt, dass beispielsweise die neue Eurobarometerbefragung die Möglichkeit bietet, einen Großteil der Daten zu erheben, welche seit dem Jahre 2011 nicht mehr erhoben wurden. Wenn man die Interviewsequenzen genauer analysiert, werden ganz unterschiedliche Anforderungen und Perspektiven in Bezug auf die Daten deutlich. Eurostat und seine Experten haben zum Ziel, eine möglichst fundierte Datengrundlage unter möglichst hohen Qualitätsstandards zu realisieren.

„The mayor aim of Eurostat is to get reliable and objective statistics. After that, you can provide that indicator to users and policy makers. And that often takes time.“ ES2, Z72.

Seine Erfahrungen in der Interaktion mit dem politischen System scheinen hier jedoch anders zu sein. Es ist vor allem wichtig, dass die Daten möglichst schnell verfügbar sind, weshalb Eurostat häufig auf die Daten des Eurobarometers zurückgreift.

„Sometimes the policy people attempted to look for shortcuts, the Eurobarometer is one example. Because you could set up a Eurobarometer almost from month to month.” ES1, Z 70.

Der Experte geht im nachfolgenden Kommentar sogar so weit zu sagen, dass Eurostat zu hohe Ansprüche an seine Daten hat, die sie den Politikern im Rahmen von evidence-based-policy-Prozessen anbieten. Denn er sagt, dass dadurch gegebenenfalls Flexibilität verloren geht, um z. B. auf neue politische Entwicklungen zu reagieren. Die politischen Akteure fordern jedoch genau diese Flexibilität.

„We pray ourselves on this idea of high quality standards. In some cases it would seem that we are perhaps putting too much emphasis on quality and not enough on responsiveness and flexibility. So it may be that for some policy purposes you don't need the extreme high quality information. But it is a difficult argument, because when we talk about lower quality information available more quickly, it is often not clear what you mean with lower quality. I mean if information is based on a tiny sample e.g. [...] and the number may look plausible in one year it is ok. But if in the following year the number is different you don't know if this changes are real or not. [...] So this is a common argument, but it is difficult to back up. You have the choice between fast low quality information and slow high quality information.“ ES1, Z74.

Er weist in diesem Kommentar auch darauf hin, dass es schwer ist, das richtige Maß zu finden. Solange die gemessenen Werte plausibel sind, sei eine schnelle Generierung der Daten unter Abstrichen in der Qualität weniger problematisch. Misst man aber unplausible Entwicklungen zwischen zwei Messzeitpunkten, die auf einer geringen Fallzahl basieren, ist bei einer Reflexion der Entwicklung häufig aufgrund der geringen Fallzahl und der damit einhergehenden Konfidenzintervalle ein statistisch abgesicherter Rückschluss nicht zulässig. Der gemessene Wert verliert dadurch bezüglich der Längsschnittentwicklung seine Aussagekraft.

1.3.2. Evidence-based-policy

Der Großteil der Befragten bezweifelte weiterhin, dass das Dashboard eine gute Basis für evidence-based-policy bildet. Auch im Rahmen der Experteninterviews zeigen sich zumindest Zweifel an der Erfüllung dieses Ziels.

„I think they use it. But I think it is more important that you have the wide story.” NE4p, Z 150.

„If you look at the EU youth-policy you have to think not only data-driven, You also have to think what do you want to measure, what are important questions of today? This must not be the same. Also it is not sure that there is data available in the dashboard for the interesting questions of today. [...] It could be a source, but not the only one. Or the idea behind the Dashboard has to be changed.” NE2s, Z104.

„Some of the indicators are not suitable to represent the specific areas. [...] I do not think that the dashboard covers enough details.” NEr1, Z 96.

Die Zitate veranschaulichen, dass die Experten zumindest sehr kritisch gegenüber einer Nutzung des Dashboards im Sinne von evidence-based-policy-making sind. Sie geben an, dass die Indikatoren des Dashboards häufig lediglich einen verengten Blick auf die Situation der Jugend in Europa präsentieren und die Indikatoren teilweise sogar nicht ausreichend sind, um die einzelnen Bereiche zu repräsentieren.

„Because there are some special differences in dealing with policy, [..., and situation in your country] could be very different from other regions across Europe?” NE5p, Z25.

„It often does not cover the national priorities [...]. The dashboard in some cases describes things that are not relevant for my country or even not problematic.” NE3p, Z244.

Weiterhin geben die nationalen Experten an, dass Situationen und Probleme in den einzelnen Ländern sowie die nationalen Politikinteressen sehr spezifisch sind, weshalb das Dashboard häufig als Datenquelle ungeeignet und zu unspezifisch ist, um nationale politische Bereiche und Prioritäten mit fundierten Informationen zu versorgen oder um in der Anwendungspraxis die spezifische nationale Situation (beispielsweise in einem Sozialbericht) zu beschreiben. Die Informationen, welche das Dashboard zur Verfügung stellt, ermöglichen es grobe Entwicklungen abzuschätzen. Zumeist fehlen jedoch die Daten, um auch die Gründe für diese Veränderungen zu erforschen.

„You do not have that information within the dashboard. You only see what is happening, but you do not know why or what policy or situation or background is leading to that.” NEr4, Z144.

„Yeah, but in fact the situation of young people is much more than the indicators of the Dashboard can describe.” EU, Z129.

In den Experteninterviews wurde aber auch deutlich, dass das Dashboard trotzdem auf nationaler und internationaler Ebene als Informationssystem genutzt wird; und auch hier waren sich die

Experten nahezu einig. Beide Entscheidungsebenen geben an, dass sie das Dashboard häufig als ersten Orientierungspunkt verwenden, beispielsweise zum Beginn einer Analyse.

„It could perhaps be a first indication. But it could not be enough to describe what really makes the difference between the countries or even between two countries, if you would like to go in detail.” NE1r, Z106.

„I think we use it most when we are doing some broad exercises. When we are at the beginning or the end of a government period, then we make an overview, and reflect questions like ‘ok where are we with or youth policy?’ [...] we use the dashboard to get a grip on how we are within the European fields.” NE4p, Z 233.

„Yeah. And also if you start with too many indicators at European level, then you start having difficulties in translation in a way at national level. So I think it is better to have this kind of global, common picture and then to leave everybody deepen the work into the national specifics and so on.” EU, Z.189.

Sie geben an, dass sich das Dashboard gut eignet, um sich einen Überblick oder ersten Eindruck zu verschaffen, weil es sehr übersichtlich und nicht mit Informationen überfrachtet ist. Wenn die Experten weitere tiefergehende Informationen benötigen, greifen sie auf alternative Informationssysteme oder alternative Datenquellen zurück.

„It is the base for a deeper analysis. To have afterwards a look at national statistics to see what is the reason behind this general international indicator. [...] But I don't think that it is a good solution to use only the international numbers. You always have to use your own numbers, because of your specific situation.“ NE2r, Z194.

„What we do at my institution is, we talk to people from other countries. And this in a growing tendency. Going abroad to study other ministries. [...] I was traveling quite a lot to different countries and meetings with people from different institutions at the same level. That makes the comparison easier. I do not only have the figures; I really was there and was observing how they are thinking.“ NE5p Z 159.

Um allerdings fundierte Erkenntnisse und eine Entscheidungsbasis zu generieren, nutzen sie andere Wissens- und Datenquellen, wie bspw. nationale Indikatorsets, den europäischen Jugendbericht oder direkte Gespräche mit Kollegen. Diese bieten eine deutlich umfangreichere und spezifischere Perspektive auf die jeweilige Situation in den Ländern und ggf. auch für die Gründe und Erklärungen dieser.

Somit hat das Dashboard als Wissensquelle zwar einen Wert, aber als Evidenzquelle im Sinne von evidence-based-policy-making ist es nur sehr bedingt geeignet.

„The Dashboard is a summary of the EUROSTAT databases, so it reflects the main interests of the EU. And therefore I think it is important.” NE2r, Z183.

Was immer wieder als Verbesserungswunsch genannt und auch schon in den Meetings angesprochen wurde ist, dass man sich noch einmal genauere Gedanken über die Verortung des Dashboards machen sollte. Soll es tatsächlich eine Basis für evidence-based-policy-making sein, so

müsste es komplett überarbeitet werden und man sollte sich überlegen eine Hierarchie in die Indikatoren zu bringen, um diese übersichtlicher zu halten.

„From my personal point of view there are not enough indicators. I would prefer such a system with more indicators and a hierarchy. That you for example would say that there are some important indicators [...] and some which are nice to have or important for certain countries because of their special context. I think a hierarchy that differentiates between main indicators and sub indicators would be good.” NEr1, Z67.

Ein weiterer Wunsch ist, dass die Verbindung von Dashboard, EU-Youth Report und anderen europäischen Informationssystemen deutlicher gemacht werden soll und sie explizit in ihrer Funktion voneinander abgegrenzt werden sollen. Denn die unterschiedlichen Informationssysteme bieten zum Teil parallel identische Indikatoren an. Sollte das Dashboard tatsächlich nur eine Möglichkeit zur groben Orientierung sein, so sollte es übersichtlich bleiben und direkt mit den detaillierteren Wissensquellen, wie zum Beispiel dem Jugendbericht, verlinkt werden.

„And the link between both instruments [(the EU Youth Report and the Dashboard)] has to become clearer.” NE2r, Z183.

Der Wunsch geht auch hier in die Richtung, dass die zentrale Aufgabe des Dashboards im umfassenden Informationssystem der EU-Kommission nicht mehr eindeutig formuliert ist. Das Dashboard sollte außerdem mit anderen Systemen verlinkt werden, damit sich die Informationen wechselseitig ergänzen. Dies scheint auch zukünftig angedacht, wenn man dem nachfolgenden Zitat folgt.

„And as I said, it is very much linked to other exercises that we have in the youth cooperation framework, like the reporting exercise, in the last Youth Report. [...] It was very much based on the youth indicators dashboard. And we want to have that even more visible in the next EU-Youth Report. We will underline the specific 41 Indicators of the dashboard and link that to updatable data.” EU, Z117.

Hier macht der Experte der EU-Kommission noch einmal die Verbindung zu anderen Informationssystemen auf europäischer Ebene deutlich. Er merkt an, dass sie zukünftig versuchen wollen, diese Verbindungen deutlicher herauszuarbeiten. Denn die Kommission erhofft sich hiervon seinen Nutzern komplementär ergänzende Informationen zur Verfügung stellen zu können.

1.3.3. Zufriedenheit in den Bereichen des Dashboards

Ein weiterer zentraler Punkt zur Beurteilung des Outcomes ist die Repräsentation einzelner Key Areas durch die bestehenden Indikatoren. In der Befragung wurde danach gefragt, wie zufrieden die Experten mit den einzelnen Indikatorbereichen sind. Hier ist auffällig, dass „Education & Training“ und „Employment & Entrepreneurship“ als gut angesehen werden. Auch „Social Inclusion“ wird positiv bewertet. Dies sind Indikatorbereiche, die aus anderen bestehenden Indikatorsets aufgebaut wurden.

„The expert group on youth indicators has considered a number of existing indicators in the fields of education & training, employment & entrepreneurship, health & well-being and social inclusion.“ (European-Commission, 2011b).

Dies ist auch für den Bereich „Health & Well-Being“ der Fall. Die Bewertung fällt in der Befragung jedoch schlechter aus, was daran liegt, dass diese eine veraltete Perspektive repräsentiert, welche die Gesundheit von Jugendlichen nur auf Risikoverhalten reduziert.

„Health and Well-Being is a bit difficult, because it represents the old view on risk behavior which is not the state of the art. Today you would also add some structural indicators like well-being and some mental health indicators.“ NE3p, Z205.

Weil diesem Indikatorbereich jedoch diese „Strukturindikatoren“ fehlen, rangiert der Bereich „Health & Well-Being“ genau zwischen den bereits vorhandenen Indikatoren und den im Rahmen für das Dashboard erst neu eingerichteten Indikatorbereichen („Volunteering“, „Youth Participation“, „Culture & Creativity“ und „Youth and the World“), die in der standardisierten Befragung ebenfalls schlecht bewertet wurden.

1.3.4. Publikation der Indikatoren

Die Bereitstellung der Informationen für die Adressaten ist ebenfalls ein Faktor, den es bei der Bewertung des Outcomes zu berücksichtigen gilt. Wie bereits erwähnt, ist ein zentrales Ziel des Dashboards, für die Politik, die Experten und auch für die Laien Daten zur Verfügung zu stellen.

Hierfür wurde ursprünglich ein eigener Bereich auf der Eurostat Homepage erstellt, welcher jedoch heute nicht mehr verfügbar und dementsprechend auch für die Zielgruppe nicht mehr zu erreichen ist.¹⁰³ Aus diesem Grund war es am 23.01.2014 zuletzt möglich, die auf der Internetpräsenz zur Verfügung gestellten Indikatoren mit der Diskussionsgrundlage des 6. Meetings zu vergleichen. Hier fiel auf, dass das „öffentliche“ Dashboard auf der Homepage sehr stark von dieser Diskussionsgrundlage abwich. Auf der Homepage fehlten die Bereiche „Culture & Creativity“, „Volunteering“ und „Youth & the World“ komplett und der Bereich „Participation“ wurde lediglich mit zwei Indikatoren zu Onlinepartizipation abgedeckt¹⁰⁴. Die Informationen, die tatsächlich über das Dashboard zur Verfügung gestellt wurden, sind dementsprechend noch einmal deutlich reduziert und stehen mittlerweile gar nicht mehr zur Verfügung.

1.4. Fazit der Ergebnisse und der Rekonstruktion der Strategie

Zusammenfassend kommt Fallstudie I zu Ergebnissen, die es ermöglichen, die in Kapitel 2 von Teil C aufgestellten Forschungshypothesen zu überprüfen und diese sogar zu ergänzen. Diese Fallstudie arbeitete heraus, dass auch hier Zahlen als eine wichtige und beliebte Wissensquelle im Politikkontext geschätzt wurden (*Hypothese 1*). Wie in *Hypothese 2* postuliert, zeigte sich weiterhin, dass die hier untersuchte Expertengruppe unter der Leitung der europäischen Kommission stattfindet (*Hypothese 2*) und in die aktuellen Programme der Jugendpolitik integriert ist, weil Jugend einen zentralen Entwicklungsfaktor in Europa darstellt (*Hypothese 3*). Ebenfalls wurde deutlich, dass den in der Gruppe geladenen Experten die Aufgaben und Ziele der Expertengruppe nicht eindeutig bekannt sind (*Hypothese 4*), das Dashboard sowohl national als auch international nicht die oberste Priorität hat (*Hypothese 5*) und sich dies einerseits auf die Besetzung der Gruppe und andererseits auf die Intensität der Arbeit in der Gruppe auswirkt (*Hypothese 6*). Bezüglich der institutionellen Rahmenbedingungen können im Hinblick auf Fallstudie I alle Forschungshypothesen validiert werden.

¹⁰³http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/employment_social_policy_equality/youth/indicator (Stand 23.12.2015)

¹⁰⁴ Im Anhang findet sich hierzu eine detaillierte Übersichtstabelle.

Strukturell zeigte sich in Bezug auf *Hypothese 7*, dass die Expertengruppe auf verschiedenen Ebenen als ein Hybrides Forum charakterisiert werden kann. Die Gruppe besteht aus heterogenen Akteuren mit ganz unterschiedlichen Relevanzwelten, die sich auf zwei unterschiedlichen Ebenen voneinander unterscheiden:

- die Ebene der disziplinären Hintergründe
- die Ebene der nationalen Hintergründe.

Aus diesem Grund eignet sie sich sehr gut als exemplarischer Fall für eine Rekonstruktion und Analyse der Wissensproduktion in hybriden Kontexten. Die Fallstudie verdeutlicht, dass sich der neue diskursive Modus 2 der Indikatorerstellung in zahlreichen Punkten vom traditionellen Modus unterscheidet, was sich auf unterschiedlichen Ebenen zeigt.

1.4.1. Theoretische und wissenssoziologische Ebene

Unterschiedliche Hintergründe und die damit einhergehenden unterschiedlichen Relevanzwelten der Experten beeinflussen die Indikatorproduktion in dieser Gruppe nachhaltig. Wie auch schon in der theoretischen Rahmung beschrieben, zeigt sich, dass die nationalen Experten eine duale Rolle in der Wissensproduktion einnehmen (vgl. Abschnitt 3.3). Denn sie erstellen das Produkt für die internationale Politikebene und versuchen ihre Aktionen und Wissensinputs prinzipiell auch immer auf dieser Politikebene zu reflektieren. Jedoch gaben die Experten im Rahmen dieser Fallstudie an, dass sie während der Diskussionen automatisch immer auch bzw. vor allem ihre nationalen Relevanzen und somit die Relevanzen ihrer Heimatinstitution reflektieren. In vielen Fällen dominieren diese sogar ihre Aktionen innerhalb der Expertengruppe und sie agieren hier aus unterschiedlichen Gründen als „Repräsentanten ihres Heimatlandes“ und nicht als „Repräsentanten des europäischen Volkes“ oder „Experten auf einem speziellen Gebiet“. Sie agieren wie Radaelli und O'Connor (2009) es beschreiben als „Übersetzer“, der die nationalen und sektoriellen Belange in die europäische Lösung einbringen möchte. Auch *Hypothese 8* kann dementsprechend als validiert für diese Fallstudie angesehen werden. Für diese Tendenz des Perspektivenwechsels gaben die Experten unterschiedliche Gründe an, neben der indirekten Einladungsprozedur nannten sie beispielsweise auch das dort vorgefundene Setting. Ebenfalls wurde im Rahmen der Experteninterviews deutlich, dass sich viele Akteure nicht uneingeschränkt als Experten im spezifischen Aktionsbereich der Expert Group on Youth Indicators fühlen. Nahezu alle Akteure trafen einschränkende Aussagen bezüglich ihrer eigenen Expertise. Vor diesem Hintergrund ist die Expertengruppe in der Typologie von Renn (2015) eher als eine Gruppe zu charakterisieren, die

gezielt mit relevanten Stakeholdern (häufig aus heterogenen Bereichen) besetzt wird, um Lösungen zu bestätigen und zu legitimieren. Die Ausarbeitung aktiver innovativer Problemlösungen ist – wenn überhaupt – nur eine sekundäre Aufgabe dieser Gruppe, denn auch hier scheint es eher so zu sein, dass die Expertengruppe nur sehr eingeschränkt in die tatsächlichen Prozesse der Wissensproduktion eingreift.

Dieser Eindruck verstärkt sich bei der Betrachtung der tatsächlichen Prozesse der Wissensproduktion, also wie Veränderungen am Dashboard vorgenommen oder wie neue Indikatoren in das Dashboard aufgenommen werden. Hier zeigt sich, dass die Wissens- bzw. Indikatorproduktion in zwei unterschiedlichen, voneinander unabhängigen Phasen stattfindet, die es der Kommission ermöglichen, wie von Maggetti und Gilardi (2014) beschrieben, in der Expertengruppe eine Doppelfunktion auszuüben. Die erste Phase bilden die Diskussionen in den Meetings der Expertengruppe und die Interaktions- und Verhandlungsprozesse währenddessen. Hier agiert die Kommission als gleichwertiger Partner und laut den Experten besteht kaum ein Hierarchieunterschied. In dieser Phase findet eine Art Ko-Produktion von Wissen bzw. potenziellen Indikatoren statt und nach der Typologie der Sozialberichte von Lück-Filsinger (2006) ist diese auch als solche zu charakterisieren (vgl. Abschnitt 4.4). Die zweite Phase der Indikatorproduktion stellt dann die tatsächliche Entscheidungsprozedur dar, also ob das Dashboard in irgendeiner Form verändert wird. Wie in *Hypothese 9* postuliert, agiert die Kommission als Prinzipal und steht mindestens eine Hierarchieebene über den geladenen nationalen und europäischen Experten der Expert Group on Youth Indicators. Die Entscheidungsfindung läuft in diesen Prozessen ähnlich ab, wie es Krick (2014) beschreibt: Inwiefern diese Expertengruppe einen signifikanten Beitrag zu Modifikationen des Dashboards geleistet hat, ist nur schwer nachzuvollziehen. Die geladenen Experten beschreiben die Entscheidungsfindung als nicht transparent und als eine „Black-Box“ aus ihrer Perspektive. Sie geben an, dass die finale Entscheidung über eine Veränderung des Dashboards in einem informellen Setting, auf der Ebene der EU-Kommission, wahrscheinlich von einer geringen Anzahl an Akteuren getroffen wird. Weiterhin gehen sie davon aus, dass einige Veränderungen des Dashboards auch unabhängig von den Diskussionen während der Meetings waren. Die Kommission hat demnach in der Entscheidungsfindung das letzte Wort und dadurch eine sehr ausgeprägte Kontrolle über das Wissen, welches produziert wird und dadurch auch die Deutungshoheit. Dies erinnert an den von Lück-Filsinger (2006) beschriebenen Typus des „Regierungsberichts“.

Die Ergebnisse dieser Studie stimmen mit dem überein, was Gornitzka und Sverdrup (2008) oder Field (2013) beschreiben: Expertengruppen unterstehen auf EU-Ebene der Führung der Kommission. Sie ermittelten, dass es die mehrheitliche Aufgabe der Expertengruppen ist, die Kommission bei der Erstellung von legislativen Vorschlägen und Politikinitiativen zu beraten. Auch in Hinblick auf die Ergebnisse von Højlund (2014) lassen sich die Prozesse in der Expertengruppe so interpretieren, dass sie einem „*user-centered approach*“ folgen, bei dem die nationalen Experten, als potenzielle praktische Nutzer des Dashboards, auf einer Programmebene ihre Wünsche äußern, die anschließend von den europäischen Institutionen geprüft und ggf. realisiert werden. Tatsächlich findet die Realisation jedoch teilweise auch unabhängig von dem in Phase 1 produzierten Wissen der Expertengruppe statt (Carayannis & Rakhmatullin, 2014).

1.4.2. Methodische Ebene

Insgesamt erinnert die Vorgehensweise der Operationalisierung im Falle des Dashboards an die in Abschnitt 5.2.5 herausgestellten Verfahren der Operationalisierung über Key Indikatoren. Jedoch geben vor allem pragmatische Gründe den Ausschlag für die Aufnahme eines Key Indikators in das Set eines Kernbereiches und es spielen ganz unterschiedliche Faktoren eine Rolle. Dieser in *Hypothese 11* unterstellte zweckgebundene Pragmatismus zeigt sich im Rahmen der Fallstudie I auf unterschiedlichen Ebenen, in denen die Kommission Einfluss auf die Prozesse der Wissensproduktion nimmt (*Hypothese 10*). Einerseits ist die Zusammensetzung der Gruppe und die damit einhergehende Diversität der Akteure und ihrer Relevanzwelten ein wichtiger Faktor, denn diese beeinflussen, welche Inhalte die Akteure überhaupt in die Gruppe einbringen können. Die Experten geben an, dass die Kenntnis von wissenschaftlichen Theorien in der Gruppe bei der Entwicklung von Indikatoren nur eine geringe Rolle spielt. Während der Idealtypus des traditionellen Modus den Theory-Driven-Approach mit einem Theorienetz startet, welches die Akteure durch den Prozess des Findens des bestmöglichen Indikators leitet, so ist dies im Rahmen der Expertengruppe nicht der Fall. Die Experten kamen zwar im Rahmen eines Hochschulstudiums mit wissenschaftlichem Wissen und wissenschaftlichen Theorien in Verbindung, jedoch scheinen sie diese in Relation zu anderen Problemlösungskompetenzen und Wissensformen als weniger relevant anzusehen und nutzen sie dementsprechend im Rahmen der Indikatorerstellung nicht. Stattdessen folgt die Indikatorproduktion pragmatischen Vorgaben der EU und ähnelt eher einem „*Data-Driven-*“ und zugleich einem „*Agenda-Driven-Approach*“. Ob ein Indikator in das Dashboard aufgenommen wird oder nicht, ist also keine Entscheidung, die sich an einem Bedarf

bzw. Mangel an Wissen ausgerichtet, sondern an dem Vorhandensein von Daten und einer Deckung von politischen Zielen und Strategien (vgl. Abschnitt 5.2.4 der methodologischen Rahmung). Auch die beschriebene Limitierung der Zahl der Indikatoren in einem Kernbereich ist eine solche pragmatische Lösung. Sie hat zwar den Vorteil, dass das Indikatorset übersichtlich bleibt. Jedoch stellt sich hier die Frage, ob eine solche Vorgehensweise dem in Abschnitt 5.2.5 der methodologischen Rahmung beschriebenen „Trade-Off-Verhältnis“ zwischen Erklärungsgüte und Komplexität des Modells gerecht wird. Denn in dieser Gruppe orientiert sich die Zahl der Indikatoren nicht an der Komplexität des Untersuchungsfeldes, sondern an einer mehr oder weniger willkürlichen Vorgabe der EU.

Auch wenn man die Kompetenzen betrachtet, über die ein Akteur dieser Expertengruppe verfügen sollte, zeigt sich, dass neben fachlichen Kompetenzen aus dem Bereich der quantitativen Methoden und der Statistik, vor allem auch Sprachkompetenzen, individuelle Persönlichkeitsmerkmale, also außerfachliche Kompetenzen bzw. „*burocratic knowledge*“ an Bedeutung gewonnen haben (Hunt & Shackley, 1999). Die Experten geben an, dass diese die Grundvoraussetzung dafür sind, dass ein Experte der Gruppe überhaupt sein Wissen aktiv in die Diskussionen und Verhandlungen einbringen kann. Auch in dieser Studie zeigt sich, ähnlich der von Mégie (2014), dass vor allem flüssiges Englisch die zentrale Basiskompetenz darstellt. Insgesamt lässt sich sagen, dass es zu einer umfassenden Diversifikation der Kompetenzansprüche an die Experten dieser Expertengruppe kam und dass neben fachlichen harten Kompetenzen auch unterschiedliche außerfachliche weiche Kompetenzen gefordert werden, die im Diskurs der Gruppe wichtig sind. Auch dieses Ergebnis deckt sich mit den allgemeinen Befunden, die in der theoretischen Rahmung dieser Ausarbeitung vor allem in den Abschnitten 3.3 und 3.4 beschrieben wurden. Dementsprechend kann auch *Hypothese 12* für diese Studie nicht falsifiziert werden.

1.4.3. Ebene der Anwendung und der Praxis

Aus diesen pragmatischen Vorgehensweisen ergibt sich, dass die Informationsgrundlage des Dashboards nicht von ausreichender Qualität ist – und das aus unterschiedlichen Perspektiven.

Aus rein technischer Perspektive kritisieren die Experten vor allem die Eurobarometerbefragung. Die Kritik, die sie hier anbringen, überschneidet sich sehr stark mit der Kritik von Nissen (2014). Insgesamt kritisieren die Experten am Dashboard, dass sich bei der Auswahl der Indikatoren zu wenig mit der Richtigkeit und der Angemessenheit der Datenerhebungsprozesse auseinandergesetzt wird. Die Expertengruppe zeigte die für einen Data-Driven-Approach typische „*proof in use*“

attitude“ (u.a. Espeland & Stevens, 2008), vor der im Abschnitt 5.2.4 der methodologischen Rahmung gewarnt wurde. Dies hat zur Folge, dass viele Datengrundlagen die Voraussetzungen für Glaubwürdigkeit, Vergleichbarkeit und Validität nicht erfüllen. Bei Betrachtung der Daten, die die EU-Kommission über die Eurostat Homepage zur Verfügung stellt, werden weitere Einschränkungen deutlich. Es werden lediglich Aggregatdaten auf Länderebene zur Verfügung gestellt, was, wie in Abschnitt 5.3.3 der methodologischen Rahmung beschrieben, die Gefahr von ökologischen Fehlschlüssen erhöht. Weiterhin wird ersichtlich, dass deutlich weniger Daten zur Verfügung gestellt werden, als in den Kommissionsdokumenten angekündigt. Insgesamt standen dem Nutzer nur 25 statt 43 Indikatoren zur Verfügung und einige Indikatorbereiche wurden vollständig oder zumindest zu einem überwiegenden Teil weggelassen.¹⁰⁵

Eine abschließende Beurteilung des Indikatordashboards aus der Perspektive seiner Anwender kommt ganz auf das Ziel der Nutzung und die Ansprüche des Nutzers an. Unter streng wissenschaftlichen Ansprüchen lassen sich zahlreiche Kritikpunkte an der Vorgehensweise finden, die dementsprechend auch in vielen wissenschaftlichen Anwendungsfällen gegen eine Nutzung eines großen Teils der Dashboard-Indikatoren sprechen.

In anderen Anwendungskontexten scheint diese Wissensquelle hingegen anerkannt und wertvoll zu sein. Im politischen Kontext soll ein solches Indikatorset, wie in Abschnitt 2.5 angedeutet, ein gut strukturiertes Informationssystem darstellen, welches die „Probleminformationen“ systematisch, regelmäßig, umfassend und zielgerichtet zur Verfügung stellt und dadurch als Entlastungsinstanz fungiert (Willke, 1987) und die strategische Unsicherheit der Entscheider reduziert (Voigt). Das European Dashboard on Youth Indicators kann diese Aufgaben jedoch nur sehr bedingt erfüllen. Die Experten bezweifeln, dass das Dashboard tatsächlich eine gute Basis für evidence-based-policy-making darstellen kann. Im Rahmen von Fallstudie I deutet sich an, dass, wie in *Hypothese 13* angenommen, die Informationen durch die hohe Standardisierungsebene nicht detailliert und flexibel genug sind, um nationale Spezifika abzubilden. Es ist in der Regel nicht möglich, ausschließlich auf Basis der Daten des Dashboards auf nationaler Ebene evidence-based-policy zu betreiben (*Hypothese 14*). Zu präzisieren ist hier jedoch, dass das Dashboard trotzdem auch auf nationaler Akteursebene genutzt und geschätzt wird. Die Experten gaben an, dass sie das Dashboard zumeist nutzen, um sich zu Beginn eines Forschungs- und Analyseprozesses grob zu orientieren. Hierfür schätzen sie es, weil es gut und übersichtlich strukturiert ist. Es wird deutlich, dass das Dashboard durchaus systematisch Informationen zur Verfügung stellt, die zumindest sehr grob auch einen gewissen Teil der strategischen Unsicherheit reduzieren können. Auch scheinen die Indikatoren für

¹⁰⁵ Aktuell wird, wie bereits erwähnt, auf der Homepage der Kommission kein Dashboard mehr zur Verfügung gestellt.

den europäischen Anwendungskontext in der Regel von ausreichender Qualität und Präzision zu sein. Dementsprechend ist auch *Hypothese 15* im Kontext dieser Studie nicht zu falsifizieren.

Als alleinige Grundlage für Entscheidungen reicht das Dashboard international wie national nicht aus. Hier präferieren die Akteure auf beiden Ebenen, wie in den *Hypothesen 16* und *18* angenommen, zumeist andere Informationssysteme, wie nationale Daten und detailliertere Datenquellen, wie den europäischen Jugendreport, oder den gezielten Dialog mit Kollegen.

2. Fallstudie II: Eignung und Relevanz der internationalen Indikatoren auf nationaler Ebene: Möglichkeiten und Grenzen für die luxemburgische Jugendberichterstattung

Wie in der theoretischen Rahmung unter dem Begriff „dialectic of transnational integration and national desintegration“ bereits angedeutet, kann es bei der Implementierung von globalen Instrumenten, wie einem internationalen Indikatorset, auf nationaler Ebene zu Problemen der Passung mit nationalen Zielen und im Extremfall sogar zu Widerständen kommen (siehe Abschnitt 3.3.2). Genau solche Passungsprobleme zwischen nationaler und europäischer Ebene deuten auch die Ergebnisse von Fallstudie I an. Hier wird deutlich, dass das European Dashboard on Youth Indicators auf den Anwendungsebenen der nationalen Berichterstattung und der nationalen Politik zwar durchaus als Informationssystem genutzt wird, primär jedoch um grobes Wissen für eine erste Orientierung zu generieren. Für detailliertes Wissen, beispielsweise im Sinne von evidence-based-policy-making, ermittelt diese Fallstudie Passungsprobleme zwischen dem Dashboard und der nationalen Situation, weswegen die Experten dazu tendieren, andere Wissensquellen und Informationssysteme zu präferieren, weil das Dashboard hier an seine Grenzen stößt.

An dieser Stelle setzt Fallstudie II, die sich mit den Potenzialen und Grenzen einer Implementierung des Dashboards in die nationalen Berichterstattung Luxemburgs befasst. Mit ihr lassen sich Gründe und Voraussetzungen einer Nutzung bzw. Nichtnutzung aufzeigen. Die zentrale Leitfrage dieses Kapitels lautet daher: Ist es möglich, partikularen, in diesem Kontext nationalen bzw. lokalen Interessen und Relevanzen, adäquat über ein solches utilitaristisches auf supranationalem Niveau erstelltes Indikatormodell gerecht zu werden? Im Fokus liegen vor allem die Möglichkeiten und Grenzen einer Integration dieser internationalen Indikatoren in die Informationssysteme auf nationaler Ebene.

Anders als die meisten Studien zur transnationalen Integration von solchen Programmen befasst sich diese Fallstudie nicht mit der transnationalen Ebene, sondern fokussiert die lokalen Antworten auf die Standardisierungsambitionen, die von der transnationalen Ebene ausgehen. Fallstudie II befasst sich insbesondere mit den Problemen und Konflikten, die entstehen, wenn die Interessen der verschiedenen Aggregationsebenen der Politik „kollidieren“. Durch diesen Fokus kommt die Untersuchung der Aufforderung von Klimkeit und Reihlen (2015) nach, sich genau in diesem Bereich der Multilevel-Governance mit den Antworten auf globale Konformitätserwartungen und globalen Konformitätsdruck zu befassen und umfassende Forschung zu betreiben (S.19). Demnach setzt auch diese Fallstudie an einem aktuell formulierten Desiderat an und untersucht einen

konkreten Fall, in dem nationale Interessen auf supranationale Konformitäts- und Standardisierungsambitionen stoßen.

Im vorliegenden Fall treffen die Interessen der luxemburgischen Familien- und Jugendpolitik – nämlich die Durchführung einer Jugendberichterstattung, welche die Situation für die nationalen Entscheidungen und Problematiken möglichst präzise erfüllt – auf internationale Politikinteressen der EU, die möglichst vergleichbare Berichte auf Basis einheitlicher Daten und Variablen für alle Mitgliedsstaaten anstrebt und Synergieeffekte zwischen den einzelnen Ländern ermöglichen will.

Abbildung 12 Wechselwirkung nationaler und internationaler Interessen: dialectic of transnational integration and national disintegration



Eigene Erstellung.

Weiterhin ist zu erwarten, dass auch die Vorgehensweisen auf den unterschiedlichen Ebenen variieren. Fallstudie I zeigte bereits, dass die Indikatoren des EU-Dashboards unter eher pragmatischen Voraussetzungen erstellt werden, die sehr stark durch die Politik bestimmt sind. Die Jugendberichterstattung in Luxemburg ist jedoch ein Ko-Produkt, geprägt von nationalen Akteuren und Stakeholdern aus Politik, Praxis und der Universität. Aus diesem Grund möchte der Jugendbericht neben pragmatischen Ansprüchen im Anwendungsbereich des evidence-based-decision-making auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügen.

2.1. Methodischer Ansatz

Da es sich hier ebenfalls um einen bisher wenig erforschten Bereich handelt, bietet sich auch für Fallstudie II eine qualitative Herangehensweise an. Auf Basis einer Dokumentenanalyse und eines Fokusgruppeninterviews mit der Arbeitsgruppe „Sekundärdatenanalyse & Indikatoren“, die als direkte Nutzer des Dashboards in Luxemburg infrage kommen, hat diese Fallstudie zum Ziel, Möglichkeiten, Grenzen und Bedingungen der Nutzung des Dashboards auf nationaler luxemburgischer Berichterstattungsebene möglichst fundiert und detailliert wiederzugeben und zentrale Gründe hierfür aufzuzeigen.

2.2. Luxemburg als Kontext

Die Auswahl des luxemburgischen Kontexts stellt prinzipiell das Gegenteil der normalen Vorgehensweise im Bereich der komparativen Policy Analysen dar. Diese tendiert nämlich dazu, die kleinen Länder, teilweise ohne plausible Begründung, auszuschließen oder zu aggregieren, beispielsweise in einer „Sonstige Kategorie“.

„Small states are no longer new, they occupy a marginal position in global affairs, they have tiny populations, and so they tend to be ignored.“ (Veenendaal & Corbett, 2014, S. 2).

Neben den rein praktischen Kriterien, wie die leichte Zugänglichkeit aufgrund der regionalen Nähe, bereits bestehender Kooperationsnetzwerke und dem damit einhergehenden einfachen Feldzugang, sprechen auch aus wissenschaftlicher Perspektive einige Aspekte dafür, Luxemburg als Untersuchungskontext auszuwählen. Veenendaal und Corbett (2014) beschreiben, dass ein kleiner Staat zumeist einen besseren ganzheitlichen Überblick bieten kann (z. B. über die institutionellen Strukturen und Kooperationen). Ebenfalls merken sie an, dass sich eben genau aufgrund der geringen Forschungsarbeit in diesen Kontexten auch größere Potenziale bieten, um zusätzliches und innovatives Wissen zu generieren. Zusätzlich dazu wurde im Rahmen der Dokumentenanalyse von

Fallstudie I deutlich, dass für kleine Länder, aufgrund der generell üblichen Ignoranz ihnen gegenüber, Probleme im Bereich der Repräsentanz in supranationalen Datensätzen entstehen, die beispielsweise in einem Land wie Deutschland nicht gegeben wären.

2.3. Empirische Studie

Auch diese Fallstudie befasst sich kurz mit dem Gesamtkontext der luxemburgischen Berichterstattung und fokussiert hierzu wichtige institutionelle Rahmenbedingungen, zentrale interne Strukturen sowie die Prozesse der Indikatorentwicklung. Denn auch für diese Fallanalyse ist ein breites Verständnis des Falles eine wichtige inhaltliche Interpretationshilfe. Weiterhin ergeben sich die Nutzungspotenziale des Dashboards auf nationaler Ebene unter anderem aus den spezifischen nationalen Voraussetzungen, Eigenheiten und Einflussfaktoren.

2.3.1. Institutionelle Rahmenbedingungen und interne Strukturen

Dieser Abschnitt fokussiert wichtige institutionelle Rahmenbedingungen und interne Strukturmerkmale der luxemburgischen Jugendberichterstattung. Er erfragt zunächst generelle Einstellungen zu einem internationalen Informationssystem wie dem Dashboard, bevor er im Anschluss die Bedingungen der luxemburgischen Berichterstattung kurz beschreibt.

Einstellung in Luxemburg zu einem internationalen Indikatorsystem wie dem European Dashboard on Youth Indicators

In Bezug auf das Dashboard interessiert – als eine institutionelle Rahmenbedingung – die generelle Einstellung der Experten in Luxemburg gegenüber einem solchen globalen Indikatorset. Hier ergab das Fokusgruppeninterview, dass die Implementierung eines solchen Wissensinstruments prinzipiell als positiv gesehen wird und es bereits unterschiedliche Ansätze für ein solches gab.

„Ich glaube, als wir vor zwei Jahren angefangen haben, war ursprünglich die Idee vorhanden ein festes Indikatorset zu erstellen, welches dann auch über mehrere Jugendberichte hinweg verwendet werden kann.“ GE 2, Z48.

„Ich empfand die Idee mit dem Indikatorset am Anfang gut.“ GE 2, Z48.

Weiterhin wird im Rahmen der Fokusgruppe jedoch auch deutlich, dass dies eine schwere und komplexe Aufgabe darstellt, welche durch dieses Dashboard nicht gelöst wurde.

Ebenfalls eine zentrale Kontextinformation resultiert aus der wesentlichen Aufgabe der luxemburgischen Jugendberichterstattung. Hier zeigen die Dokumente und auch die Aussagen der Experten, dass der Jugendbericht vor allem eine Informations- und Entscheidungsbasis für den luxemburgischen Kontext generieren soll (Willems, 2016).

„Es gibt in der luxemburgischen Jugendpolitik einen Trend bzw. eine Tradition, seit Anfang, Mitte der 90er Jahre, eine wissensbasierte Jugendpolitik zu betreiben [...]. Das ist glaube ich so der Ausgangspunkt, dass man sagt, wir wollen Wissen haben über Jugendliche wir brauchen Informationen, um Politik zu machen [...] Die Vorstellung dahinter ist sicherlich auch, [...] dass die Politik dadurch rationaler und effektiver wird, dass man sagt, wir haben Wissen und auf dem Wissen bauen wir unsere Politik auf und dann wird es in irgendeiner Form besser. Das ist so ein wenig der Hintergrund.“ GE1, Z3.

Das über die Jugendberichterstattung generierte Wissen wird, wie im Rahmen der European Expert Group on Youth Indicators, in einem diskursiven Prozess einer Expertengruppe, bestehend aus Akteuren mit heterogenen Relevanzwelten aus Politik, Forschung und Praxis, erstellt. Ein zentraler Unterschied ist jedoch, dass Hierarchien in der Wissensproduktion ausgeglichener sind und dadurch die Vorgänge der Wissensproduktion viel dialogischer stattfinden.

„Also erstmal war die Vision Jeunesse, die vonseiten der Politik, als zentrales Thema präsentiert wurde [...]. Diese haben wir dann mit denen besprochen und das steht erstmal als Auftrag da. In einem nächsten Schritt haben wir das dann umgesetzt in einem ständigen Austausch mit den Vertretern des Ministeriums und den Leuten, die uns beauftragt haben.“ GE1, Z19.

Die Experten geben im Rahmen der Fokusgruppendifkussion an, dass das Ministerium beispielweise die Vision Jeunesse und eine Agenda der Berichterstattung ausarbeitet und im Anschluss mit seinen Projektpartnern aus der Wissenschaft bespricht. Wenn es um die Umsetzung, also um das Wissensmanagement geht, dann ist die Universität in der Aktivität der Berichterstattung federführend. Sie befindet sich jedoch im ständigen Austausch mit den anderen Akteuren aus der Politik sowie aus anderen relevanten Stakeholder-Bereichen.

2.3.2. Die Dimension der Prozesse

Diese Akteure nehmen also über Reviews, Feedbacks und andere Beratungen, die in den Bericht integriert werden, aktiv an den Prozessen der Wissensproduktion teil, was die Experten im Großen und Ganzen positiv und produktiv wahrnehmen.

„Stakeholder [sind...] in den Prozess des Schreibens eingebunden, [...beispielsweise] durch Reviews, in denen man sich Feedback einholt, von Praktikern, ganz unterschiedlichen Stakeholdern, die ganz unterschiedliche Interessen, Perspektiven und Meinungen vertreten haben. Teilweise politisch, teilweise aber auch beispielsweise vom Arbeitsamt.“ GE2, Z11.

Die wissenschaftlichen Berichtersteller waren sich in der Fokusgruppe einig, dass der Input und das Feedback der Stakeholder den Blick für die spezifischen Eigenheiten der Situation in Luxemburg oder Probleme der Indikatoren für den luxemburgischen Kontext schärfen.

Damit diese Entscheidungsbasis möglichst wertvoll im Sinne der Aufgaben des Berichtes ist, werden Prozesse der Indikatorentwicklung durch politische Vorgaben geleitet, durch Praxisakteure kontextualisiert und vor allem auch möglichst stark durch wissenschaftliche Theorien fundiert.

„Es war tatsächlich auch eine Mischung aus einer Strategie, die sich bestehende Empirie anschaut, ‚Welche Daten gibt es?‘, ‚Welche Indikatoren gibt es?‘, ‚Welche Berichte gibt es?‘; aber gleichzeitig auch [...] theoriegeleitet, ‚Was wäre auf Basis der Theorie interessant?‘, ‚Was könnten sich für interessante Perspektiven daraus ergeben?‘“ GE2, Z52.

„Also ich muss sagen ich lese immer sehr viel und versuche möglichst viel Wissen aus den wissenschaftlichen Papern zu genießen. Zu schauen, was andere Leute gemacht haben zu diesem Thema.“ GE2, Z105.

Die luxemburgische Berichterstattung möchte also auch traditionellen, wissenschaftlichen Kriterien und Ansprüchen genügen. Hieraus resultiert die Frage, inwiefern das Dashboard, welches, wie in Fallstudie I detailliert beschrieben, primär unter pragmatischen Gesichtspunkten generiert wurde, für die Nutzung auf nationaler Ebene infrage kommt.

2.3.3. Die Dimension der Ergebnisse und des Outcomes

Die Perspektive auf eine mögliche Nutzung dieses internationalen Wissensinstrumentes ist neben dem Zweck der Nutzung und der Qualität des Instrumentes immer auch eine Frage der zur Verfügung stehenden Alternativen.

Potenziale der Nutzung

Auf die Frage einer Nutzung der Dashboardindikatoren für die nationale Berichterstattung gaben die Experten an, dass sie dieses lediglich heranziehen, um einen groben Überblick über das Indikatorangebot in diesem Bereich zu erhalten. Sie nutzen es beispielsweise, um Anhaltspunkte darüber zu sammeln, wie Luxemburg im Vergleich zu anderen Ländern abschneidet oder welche Indikatoren in Europas Politik relevant sind.

„[Es] ist eine Referenz, ein Ausgangspunkt, um dann in den einzelnen Teilen dann genauer hinzusehen.“ GE,1 Z101.1

„Wie gesagt für die Politik sind das bestimmt gute Anhaltspunkte, auch diese harmonisierten Daten schnell auf einen Blick, dass man Länder schnell vergleichen kann.“ GE2, Z99.

„Ich habe mir schon die Indikatoren angeschaut, die da drin waren. Ich fand es ganz informativ und hilfreich. Aber aus der wissenschaftlichen Perspektive hat mich gestört, dass es schon eine wahnsinnige Informationsreduktion war.“ GE2 Z99.

„Genau, aber es gibt ja durchaus Aspekte, die wir übernommen haben, beispielsweise die Altersklassen.“ GE2, Z111.

Wie in Fallstudie I zeigt sich, dass jene Informationen, die das Dashboard zur Verfügung stellt, für die nationale Berichterstattung nur für eine Orientierung ausreicht oder dazu dient, Anregungen für den nationalen Bericht zu generieren.

Probleme bei der Nutzung

Im Hinblick auf eine Nutzung des Dashboards für die nationale Berichterstattung waren sich die Experten einig, dass das Dashboard für diesen Zweck zu starr, zu standardisiert, zu reduziert und zu allgemein ist, um die spezifische nationale Situation in Luxemburg adäquat zu beschreiben.

„Wir haben festgestellt, dass ein solches [internationales] Indikatorset erstmal zu starr ist.“ GE 2, Z48.

Hieraus ergeben sich für die Berichtersteller unterschiedliche Probleme in Bezug auf die Nutzung des Dashboards, die dazu geführt haben, dass es als Datenbasis für den luxemburgischen Jugendbericht nahezu ausgeklammert wurde. Diese werden in den nachfolgenden Abschnitten detaillierter beschrieben.

Die geringe Informationsbasis des Dashboards

Es zeigt sich in der Fokusgruppe, dass die Bereiche, die das European Dashboard on Youth Indicators mit seinen Indikatoren abdeckt, zu wenige Informationen liefert, um den Ansprüchen eines nationalen Jugendberichtes gerecht zu werden.

„Es kann auch nicht als Basis für einen nationalen Jugendbericht gelten, weil der ja viel weiter gehen muss, als die Ziele auf EU Politikebene.“ GE3, Z166.

„Man muss ja bei so vielen Ländern, wie das Dashboard abdeckt, immer den größten gemeinsamen Nenner finden und dann fällt vieles raus. Also dass man sich irgendwo trifft. Das ist ja nachvollziehbar.“ GE 1, Z196.

Die Experten merken an, dass die Aufgabe des nationalen Jugendberichts deutlich weiter gehe, als zu evaluieren, inwiefern sich das Land in den Zielbereichen der EU-Politik entwickelt hat. Dies kann zwar eines der Ziele eines nationalen Berichts sein, das zentrale Ziel dieses nationalen Jugendberichts ist jedoch, wie bereits eingangs angedeutet, eine Basis für evidence-based-decision-making in Luxemburg zu generieren.

Schaut man sich das Konzept des kommenden luxemburgischen Jugendberichts genauer an, so wird deutlich, dass es sich um einen spezifischen Bericht zum Thema Transitionen von Jugendlichen handelt (Willems, 2016). Das Dashboard ist jedoch ein umfassendes und allgemeines Informationssystem zum Thema Jugend. Aus diesem Grund liegt die Vermutung nahe, dass das Dashboard ggf. nur deshalb nicht genutzt wurde, weil nicht ausreichend Indikatoren zum Thema Transitionen im Dashboard vorhanden waren und dass es für die Erstellung eines umfassenden Berichtes häufiger genutzt worden wäre. Bezüglich dieser Anmerkung sind die Experten sich jedoch einig: auch bei einem umfassenden allgemeinen Bericht wäre es nicht deutlich häufiger genutzt worden.

„Ich könnte mir vorstellen, dass wenn das jetzt kein Schwerpunkt gewesen wäre, dass der EU Vergleich dann häufiger vorgekommen wäre. [...] Aber viel stärker glaube ich auch nicht.“ GE 2, 131.

Die geringe Reflexion der Datenbasis des Dashboards

Die Experten kritisierten in den Fokusgruppeninterviews weiterhin, dass das Dashboard und seine Datenbasis viel zu wenig reflektiert wurden und dies vor allem in Bezug auf die Entstehungsprozesse der Daten.

„Aber aus der wissenschaftlichen Perspektive hat mich gestört, dass es schon eine wahnsinnige Informationsreduktion war. Die Informationen werden nicht kontextualisiert, viele Indikatoren sind zu einfach.“ GE2, Z 99.

„Im Dashboard hat man sich viel zu wenig Gedanken über die Methodik und das Zustandekommen der Daten gemacht.“ GE 3, Z137.

Die Experten kritisieren, dass einige Indikatoren viel zu trivial seien. Es sei eine Datenquelle der EU-Kommission genutzt worden, weil diese direkt verfügbar gewesen wäre. Hier seien sich jedoch wenig Gedanken darüber gemacht worden, wie die Daten später genutzt werden und welche Voraussetzungen sie für diese Nutzung erfüllen müssen.

Hieraus ergeben sich Probleme auf zwei unterschiedlichen Ebenen. Einerseits kann eine fehlende Reflexion dazu führen, dass der Indikator generell nicht gut ist, beispielsweise weil er durch Drittfaktoren verzerrt ist. Ein gutes Beispiel hierfür zeigt sich im nachfolgenden Zitat.

„Zum Beispiel wird der Anteil der befristeten Arbeitsverträge dargestellt, aber die Azubis werden nicht rausgerechnet.“ GE2, Z 99.

Hier führt die fehlende Reflexion dazu, dass theoretisch bereits bekannte verzerrende Faktoren nicht im Prozess der Indikatorerstellung diskutiert und entsprechend ausgeschlossen wurden.

Andererseits verursacht eine fehlende Reflexion, dass ein Indikator nicht geeignet ist, um die spezielle Situation in Luxemburg adäquat zu beschreiben. Hier nennen die Experten beispielsweise den Indikator zur „*speaks at least 2 foreign languages*“ (Z 206-212). Dieser soll die Sprachkompetenz in den einzelnen Ländern darstellen. Für Luxemburg ist dieser Indikator jedoch nicht geeignet und aussagekräftig, weil in Luxemburg der überwiegende Teil der Jugendlichen mindestens drei Sprachen spricht und der Indikator demensprechend über wenig Varianz verfügt.

Die fehlende Spezifik der Dashboardindikatoren

Viele Indikatoren sind nicht spezifisch genug, um den nationalen Eigenheiten gerecht zu werden, beispielsweise weil ein Nationalitäten- oder ein regionaler Breakdown fehlt oder ein wichtiger Zielbereich für den luxemburgischen Kontext nicht in der europäischen Strategie vertreten ist (Meyers & Willems, 2013, S. 71).

“Für Luxemburg beispielsweise wäre die Nationalität immer eine interessante Variable, jedoch wird sie nicht konstant abgefragt und fehlt teilweise in den Eurobarometerumfragen. Aus diesem Grund kann ich dann auch nicht jede Befragung nehmen, um die für Luxemburg interessanten Sachen darzustellen.“ GE3, Z85.

Auch hier nennen sie unterschiedliche Anwendungsfälle. Der folgende Kommentar steht lediglich für eine beispielhafte Situation, in der eine fehlende Breakdownvariable zu einem unpräzisen Schluss führen kann.

„Ja, der Anteil Jugendlicher, die an Wahlen teilgenommen hat, das ist natürlich ein wichtiger Indikator. Hier werden die Ergebnisse immer falsch dargestellt. Man findet hier immer eine sehr geringe Beteiligung, obwohl wir ja Wahlpflicht haben. Ich habe mir dann nochmal die Primärdaten der Eurobarometerbefragung angeschaut und analysiert, wie viele Luxemburger haben denn gewählt. Weil wir ja auch einen großen Teil an Ausländern haben, der dann in der Darstellung des Indikators nicht berücksichtigt wird. [...] Aufgrund der vielen Migranten sagt dieser Indikator also nichts über die Wahlbeteiligung in Luxemburg aus“ GE3, Z115.

Die geringe Flexibilität der Dashboardindikatoren

Ebenfalls kritisieren die Experten, dass die Daten, die das Dashboard zur Verfügung stellt, lediglich Aggregatdaten darstellen, also Prozent- oder Mittelwerte auf der Aggregatebene des Landes. Dies ist ein weiterer limitierender Faktor, der laut den Experten gegen die Nutzung des Dashboards spricht. Denn hierdurch geht die Flexibilität verloren und die Analysemöglichkeiten werden stark eingeschränkt.

„Man muss ja bei so vielen Ländern, wie das Dashboard abdeckt, immer den größten gemeinsamen Nenner finden und dann fällt vieles raus. Also dass man sich irgendwo trifft. Das ist ja nachvollziehbar. [...]

„Es ist ein Trade-Off zwischen Standardisierung und Informationsreduktion“ GE 1& GE 2, Z196-198.

Die Fallzahl als ein Problem der Datenbasis

Weiterhin beruhen diese wenig flexiblen Indikatoren teilweise auf einer geringen Fallzahl (Meyers & Willems, 2013, S. 71). Als Datenquellen für die Indikatoren wurden vor allem die Eurobarometerbefragung und das EU Labour Force Survey (EU-LFS) genannt, bei denen die Experten Probleme für den Vergleich auf der Ebene der Jugendlichen sehen.

„Wenn ich mir jetzt meinen Bereich anschau, da basiert das Dashboard hauptsächlich auf Eurobarometerdaten, die für Luxemburg auf einer ganz kleinen Stichprobe basieren. Damit kann ich vielleicht eine allgemeine Tendenz darstellen, aber wenn ich versuche Differenzen unter den Jugendlichen darzustellen, dann habe ich schon Probleme.“ GE3, Z85.

„Ja und ein anderes Problem ist die Stichprobe für Luxemburg. Bei all diesen Studien, wenn wir beim Labour Force Survey die Stichprobe Luxemburg nehmen ist es noch ok. Aber wenn wir diese dann unterteilen und die Jugendlichen rausnehmen und dann ganz spezielle Gruppen von Jugendlichen, dann werden die Zahlen sehr sehr gering.“ GE3, Z148.

Ebenfalls wird aus den Dokumenten deutlich, dass im Dashboard Indikatoren vertreten sind, bei denen Eurostat explizit in ihren Metadaten darauf hinweist, dass sie für den internationalen Vergleich nicht geeignet sind und von ihnen als schlecht bewertet wurden (Meyers & Willems, 2013).

Die fehlende Transparenz in der Datenentstehung

Angesprochen auf diesen Mangel geben die Experten an, dass sie es gut fänden, wenn dieser offen kommuniziert werden würde. Denn genau die fehlende Transparenz und fehlende Dokumentationen bemängeln auch die Experten in Bezug auf die Eurobarometerbefragung.

„Das finde ich auch gut, wenn sie das so offen zugeben [...] Ja wenn sie sagen die Daten sind unzuverlässig, bitte nicht verwenden.“ GE3, Z150.

„Mir ist es noch immer schleierhaft, welche Gewichtung für Luxemburg genommen wurde. Da habe ich zwar irgendwann eine Antwort bekommen, jedoch war auch diese nicht klar. Ich denke, dass Ländervergleiche auf Basis von Eurobarometerdaten sehr schwierig sind.“ GE3, Z144.

Dies spricht aus rein praktischen Gesichtspunkten gegen die Nutzung dieser Indikatoren für den luxemburgischen Jugendbericht.

Inkonsistenzen in den Datensätzen

Häufig gehen mit einer schlechten Dokumentation der Vorgehensweisen auch Inkonsistenzen bei diesen einher, welche in der Regel nicht kommuniziert werden. Hier beschreiben die Experten, dass bei den Indikatoren beispielsweise Fragestellungen von Jahr zu Jahr wechselten, inkonsistent übersetzt wurden (Z144) oder Breaks in den Daten dazu führten, dass unter wissenschaftlichen Qualitätskriterien kein Vergleich über die Zeit möglich ist.

„Z. B. beim Labour Force Survey gibt es in verschiedenen Ländern Breaks in den Daten, weil sich die Methodik geändert hat. In Luxemburg war das 2003, als diese geändert wurde und eigentlich kann man streng genommen keine Zeitreihen darstellen, die vor 2002 oder 2003 beginnen. [...] Bei den Eurobarometern ist es auch ähnlich. Da sind eigentlich immer nur die Bürger befragt worden, die zur Europäischen Union gehören. Das heißt mit jeder Erweiterung der EU hat sich die Stichprobe geändert.“ GE3, Z137.

Gleiches findet sich auch im Evaluationsdokument, welches sich mit der Eignung des Dashboards zur Beschreibung der Jugend in Luxemburg beschäftigt (Meyers & Willems, 2013, S. 71). Es gibt viele unterschiedliche Faktoren, die in Luxemburg gegen eine Nutzung des Dashboards in der nationalen Berichterstattung sprechen und die dazu führen, dass es dort auch nicht über eine grobe Orientierung hinaus genutzt wird.

Präferenz alternativer Informationssysteme

In der theoretischen Rahmung wurde bereits erwähnt, dass die Existenz entsprechender oder besserer Alternativen, eine wichtige Voraussetzung für das Umgehen oder Ignorieren dieser Datenquelle ist. Für Luxemburg gibt es hier unterschiedliche Alternativen (Meyers & Willems, 2013).

„Es ging uns ja auch darum, das Spezifische für Luxemburg herauszuarbeiten. Das war dann auch oft schwierig, dass man sagt, wir haben jetzt hier einen Indikator, der ist vergleichbar, aber was sagt der uns aus. Da war dann auch die Frage nimmt man vielleicht andere Daten oder vielleicht auch keinen Indikator, sondern irgendwelche Anteile, die dann die Informationen für Luxemburg viel besser beschreiben.“ GE1, Z81.

„Auf europäischer Ebene [kann] das Dashboard [...] vielleicht ein Element oder ein Baustein sein [...]. Auf nationaler Ebene schätze ich das als eher gering ein. Weil es in den einzelnen Staaten zumeist bessere und umfangreiche Informationssysteme gibt. Also der Jugendbericht und auch andere Statistiken in den einzelnen Ministerien.“ GE1, Z160.

Schon in Fallstudie I wurde gezeigt, dass das Dashboard mit unterschiedlichen Datengrundlagen konkurriert. Dies ist auch in Luxemburg der Fall. Hier gibt es verschiedene Datenquellen, welche die nationalen Verhältnisse adäquater beschreiben und von den Experten als Referenzdaten für ihre Indikatoren bevorzugt werden.

Einerseits geben sie an, dass sie die tatsächlichen Primärdatensätze der Dashboard-Indikatoren und der Indikatoren des Jugendberichtes gegenüber den starren Aggregatdaten des Dashboards präferieren. Denn in diesen können die Indikatoren zumeist flexibel und entsprechend der eigenen Analyseziele und -ansprüche angepasst und beispielsweise potenzielle Drittfaktoren ausgeschlossen werden.

„Gerade bei dem EU Youth Report ist es dann ja auch so, dass wir die meisten Originaldatensätze haben. Das heißt beispielsweise, wenn ich den Indikator zu befristeten Arbeitsplätzen nutze, dann weiß ich dann, ok den würde ich nicht so übernehmen, wie der im Youth Report drin war, sondern ich mache es dann halt anders.“ GE2, Z105.

In solchen Fällen ist dann die Datenquelle die gleiche, der Primärdatensatz bietet jedoch die Möglichkeit zur individuellen Anpassung. Der Experte bezieht sich hier wiederum auf den Indikator zu den befristeten Arbeitsverhältnissen, für den er beim Primärdatensatz die Möglichkeit hat, die Jugendlichen in Ausbildung nicht mit aufzunehmen. Ein anderes Beispiel wäre auch die Möglichkeit, den bei vielen Indikatoren wichtigen Nationalitätenbreakdown als Drittvariable mit in die Analysen aufzunehmen.

Eine weitere Alternative stellen andere internationale Datensätze dar. Hier geben die Experten an, dass es viele unterschiedliche Datenquellen gibt, bei denen die Kommission nicht Datenherr ist, die aber für die Ansprüche der Jugendberichterstattung in Luxemburg besser geeignet sind als die des Dashboards.

„Auf der anderen Seite werden interessante Studien, die auch europäisch vergleichbar sind, aber nicht von Eurostat durchgeführt werden ausgeschlossen, z.B. die European Value Study oder die European Quality of Life Study. Diese [...] gehen mehr ins Detail. Sie werden aber im Dashboard überhaupt nicht berücksichtigt, weil die nicht von europäischen Institutionen durchgeführt werden. Weil sie von den Experten, die in diesen Gremien sitzen bzw. der Kommission nicht gewollt sind oder ihnen nicht bekannt sind. Das finde ich etwas schade.“ GE3, Z85.

Hier bemerken die Experten, dass diese Quellen potenziell auch als Datengrundlage des Dashboards geeignet und ggf. auch besser wären als die aktuelle Grundlage. Diese kommen diese jedoch aufgrund der politischen Relevanzen der EU hierfür nicht infrage, weil die EU-Politikinstitutionen in diesen Fällen nicht die Datenherren sind.

Neben den internationalen Datenquellen geben die Experten weiterhin an, dass sie auch nationale Datenquellen, wie die Volkszählung, nutzen.

„Aber ansonsten könnte man ja die Zensusdaten auch nutzen, weil da hat man ja eigentlich eine Vollerhebung bzw. eine bessere Datenlage als bei vielen anderen Survey Daten“ GE1 Z135

Das Dashboard ist also – wie sich auch in Fallstudie I angedeutet hat – im luxemburgischen Kontext keine vielversprechende Datenquelle für die nationale Berichterstattung. Denn hierfür gibt es ganz unterschiedliche alternative Datenquellen, die für die nationale Berichterstattung besser geeignet sind.

Vorschläge für eine bessere Passung

Weiterhin ergab sich in der Fokusgruppe eine Perspektive, die für den Gesamtkontext dieser Ausarbeitung interessant ist. Die nationalen Experten Luxemburgs regten an, dass in den Meetings der European Expert Group on Youth Indicators die einzelnen Dashboard-Indikatoren insofern überprüft werden sollten, als die Experten ausdiskutieren, warum ihr Land bei bestimmten Indikatoren gut oder schlecht abschneidet und wie die Unterschiede zwischen den Ländern entstehen.

„Interessant wäre aber jetzt doch, wenn man sagen würde du hast einen Indikator in einem Bereich und du lässt die Experten in der Expertengruppe mal diskutieren, warum ihr Land da wie performt. Das, was dabei rauskommt, wäre eigentlich das Spannende, also dass man dann versteht, warum gibt es diese Unterschiede.“ GE1, Z212.

Sie sehen eine solche Vorgehensweise als die produktivere Alternative des wechselseitigen voneinander Profitierens und Lernens sowie des Austauschs.

2.4. Fazit bezüglich der Anwendung der Dashboard-Indikatoren auf nationaler Ebene

Aus Fallstudie II lässt sich festhalten, dass sich nationale bzw. lokale Relevanzwelten über ein universales Indikatormodell, wie das Dashboard, nur schwer adäquat abbilden lassen. Eine solche allgemeine Datenquelle, wie das Dashboard, konkurriert hier mit unterschiedlichen alternativen Informationssystemen. Sofern echte Alternativen zur Verfügung stehen, ist zu erwarten, dass die Wahrscheinlichkeit einer tatsächlichen Akzeptanz und Nutzung des Instruments rapide sinkt und es zu Konflikten auf unterschiedlichen Ebenen kommt (Klimkeit & Reihlen, 2015).

Wie in Hypothese 17 unterstellt, konfligieren auf der politischen Ebene zwei Interessens- und Zielperspektiven sowie die damit einhergehenden Pfadabhängigkeiten. Es geraten internationale Relevanzwelten der EU-Jugendstrategie, die Top-Down vorgegeben werden, mit nationalen Relevanzen der Politik in Luxemburg in Konflikt. Dieser Konflikt erinnert sehr stark an die in der theoretischen Rahmung angesprochenen Dialektiken, die *„dialectic of transnational integration and national disintegration“* (Münch, 2006) bzw. die *„kosmopolitische Dialektik“* (Beck & Grande, 2010, S. 195).

Auch methodisch kommt es zu Konflikten. Wie bereits in der methodologischen Rahmung und in *Hypothese 13* postuliert, geht eine Kommensuration realer Phänomene auf supranationaler Ebene und Harmonisierung von Daten mit Informationsverlusten einher. Dies kann sich einerseits in der Eignung zur Beschreibung der spezifischen nationalen Situation zeigen. Andererseits aber auch in der Datengüte, beispielsweise bedingt durch die Fallzahl der Datenquelle. Hier besteht ein Trade-Off-Verhältnis zwischen Standardisierung bzw. Vergleichbarkeit und Informationsgüte bzw. -spezifik (Desrosières, 2002; Porter, 2006; Star & Lampland, 2009; Vormbusch, 2012). Genau dies beschreiben auch die Experten im Rahmen dieser Fallstudie II. Sie kritisieren einerseits, dass die Datengrundlage des Dashboards in der Regel nicht spezifisch genug für die nationalen Belange in Luxemburg sei und dass andererseits bei vielen Indikatoren Probleme und Zweifel bezüglich der Operationalisierung und der Datengüte bestehen. Hier kritisieren die Experten vor allem die fehlende Reflexion der Datenerhebung, die sicherlich eine direkte Folge der in Fallstudie I beschriebenen pragmatischen Vorgehensweise ist und sich in der Qualität einzelner Indikatoren niederschlägt. Hier bemängeln sie vor allem einzelne Indikatoren, die auf dem EU-LFS oder den Eurobarometerbefragungen basieren. Die Kritik der Experten an diesen Datenquellen deckt sich mit der in den Studien von Schnell (2006), Iacovou et al. (2012) oder Lohmann (2011). Sie kritisieren die generelle Intransparenz der Vorgehensweisen bei der Datengewinnung, einzelne Erhebungsdesigns sowie die Datengrundlage (z.B. in Bezug auf die Fallzahl). All diese Kritikpunkte führen dazu, dass bei den Experten durchaus Zweifel aufkommen, ob diese Indikatoren valide Informationen zur Verfügung stellen.

Auch auf der Ebene der Anwendung treffen zwei unterschiedliche Strategien aufeinander. Einerseits die in Fallstudie I beschriebene Strategie mit einer stark politisch geprägten pragmatischen Vorgehensweise aufseiten der EU-Kommission, bei der die Informationsproduktion und Distribution durch die Kommission geleitet und kontrolliert wird und die Berichterstattungsstrategie dem Typen des Regierungsberichtes ähnelt. Andererseits die der diskursiven luxemburgischen Strategie, die dem von Binder et al. (2015) beschriebenen „*co-leaderships*“ ähnelt. Denn im luxemburgischen Kontext sind die Produktion von Wissen, das Wissensmanagement sowie die gesamte Berichterstattungsstrategie eine Ko-Produktion von Akteuren aus Wissenschaft, Politik und Praxis (Lück-Filsinger, 2006).

Aus diesem Grund möchte die Berichterstattung neben pragmatischen Ansprüchen der Beteiligten auch traditionellen wissenschaftlichen Ansprüchen und Kriterien genügen. Beides ist jedoch beim Dashboard nur unter Einschränkungen gegeben.

Insgesamt ist das Dashboard für die nationale Berichterstattung eher nicht geeignet und kann vielmehr als einen Schritt weg vom „sozial robusten“ Wissen interpretiert werden. Durch die extreme Standardisierung und die pragmatische, nicht ausreichend reflektierende Vorgehensweise auf europäischem Niveau ist ein deutlicher Präzisionsverlust für die spezifische Anwendung im nationalen Kontext verbunden. Dies ist genau das Gegenteil von dem, was bei hybriden Ansätzen eigentlich angestrebt wird. Aus diesem Grund nutzen die nationalen Akteure – wenn vorhanden – zumeist alternative Wissens- und Datenquellen für die luxemburgische Berichterstattung (*Hypothese 18*).

E) Synopse der Erkenntnisse, Reflexion und Implikation

Teil E reflektiert die Ergebnisse dieser Arbeit noch einmal im Hinblick auf die Untersuchungsziele. Hierzu werden in *Kapitel 1* die Ergebnisse auf der Ebene der wissenssoziologischen Theorie (*Abschnitt 1.1*), der Ebene der Methoden (*Abschnitt 1.1*) und auf der Ebene der Anwendungspraxis interpretiert (*Abschnitt 1.3*).

Es folgt eine Reflexion der Ergebnisse in Bezug auf die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Generalisierbarkeit sowie die Voraussetzungen hierfür. Das Kapitel schließt mit einem Ausblick auf weitere Forschungen, die in diesem Bereich von Relevanz wären (*Kapitel 2*).

1. Interpretation der Ergebnisse

In der theoretischen Rahmung wurde detailliert ausgeführt, dass sich in der „Agora“ (Nowotny et al., 2001) eines Hybriden Forums die Art und Weise, wie Wissen produziert wird, verändert hat. Weiterhin wurde beschrieben, dass das zentrale Motiv für eine Hybridisierung der Wissensproduktion im Idealfall die Aussicht auf sozial robustes Wissen ist.

Die vorliegende Arbeit untersuchte im Rahmen von zwei Einzelfallanalysen die Strukturen, Prozesse und den Outcome einer hybriden Wissensproduktion am Beispiel von Sozialindikatoren und validierte die Hypothese, dass die Wissensproduktion in Hybriden Foren anders abläuft als im traditionellen Modus. Bei der Interpretation der Ergebnisse ist es wichtig zu reflektieren, dass der im Rahmen dieser Ausarbeitung untersuchte Fall, die European Expert Group on Youth Indicators, einen speziellen Typus eines Hybriden Forums darstellt. Es ist ein international besetztes Hybrides Forum, in dem die Leitung der Wissensproduktion und des Wissensmanagements nahezu ausschließlich auf der Seite der politischen Akteure der EU-Kommission liegt. Für diese Form des Hybriden Forums konnte im Rahmen der beiden Fallstudien gezeigt werden, dass sich die Vorgehensweisen bei der Entwicklung und Operationalisierung von Sozialindikatoren auf unterschiedlichen Ebenen verändert haben.

1.1. Interpretation der Ergebnisse aus theoretischer Perspektive

Auf der theoretischen Ebene zeigt sich in Fallstudie I, dass sich die Wissensproduktion in diesem Hybriden Forum in zwei unterschiedliche Phasen einteilen lässt. Die erste Phase bilden die Diskussionen und Verhandlungen der Experten in der Expertengruppe, in denen sie gemeinsam Wissen ko-produzieren. Hier beeinflussen die unterschiedlichen Relevanzwelten der beteiligten Stakeholder, welche Inhalte in die Diskurse eingebracht werden. Weiterhin spielen in diesem Diskurs aber auch individuelle Merkmale und Kompetenzen der Akteure eine prägende Rolle, denn diese bestimmen inwiefern, wie stark bzw. ob sich die einzelnen Akteure überhaupt aktiv in die Diskussionen einbringen. Die zweite Phase der Wissensproduktion dieser Expertengruppe bilden dann die Entscheidungsprozesse. Diese finden außerhalb der Expertengruppe statt. Hier wird von der Kommission über Veränderungen des Dashboards, häufig auch unabhängig von den Diskussionen des Dashboards, entschieden. Die heterogenen Relevanzwelten der Experten haben im Rahmen dieses Hybriden Forums nicht den stärksten Einfluss auf die Wissensproduktion. Einen deutlich stärkeren Einfluss üben interne Machtasymmetrien aus, die sich aus den institutionellen

Rahmenbedingungen der Expertengruppe ergeben. Denn interne Machtasymmetrien ermöglichen es der Kommission, das Wissen, welches produziert wird, zu kontrollieren. Dies zeigt sich in Phase eins durch die Möglichkeit, die Agenda der Meetings oder Kriterien für geeignete Indikatoren festzulegen. In Phase zwei zeigt sich dies vor allem dadurch, dass die Kommission in dieser Phase der Wissensproduktion der einzige aktive Akteur zu sein scheint. Alle anderen Akteure fühlten sich hier ausgeschlossen und die tatsächlichen Veränderungen des Dashboards, die in dieser Phase entschieden werden, können auch unabhängig von den Inhalten der Verhandlungen und Diskussionen in Phase eins sein. Die Kommission hat hier also eine Art Entscheidungsmonopol.

Für diesen spezifischen Fall eines Hybriden Forums, welches stark durch die EU-Kommission geleitet wird, lässt sich resümieren, dass die Wissensproduktion in dieser Gruppe durch die heterogenen Experten sowie ihre unterschiedlichen Ziele und Relevanzen beeinflusst wird. In dieser Gruppe haben jedoch auch die Hierarchieunterschiede zwischen den Experten und der EU-Kommission, die aus der Chairposition der Kommission resultieren, ein deutlich größeres Gewicht.

In Bezug auf die Art und Weise, wie das Wissen in Form von Sozialen Indikatoren in dieser Gruppe produziert wird, kann zusammengefasst werden, dass sich diese deutlich verändert hat. Im Fall der European Expert Group on Youth Indicators haben die traditionellen wissenschaftlichen Kriterien der Indikatorerstellung stark an Bedeutung verloren. Stattdessen spielen in beiden Phasen der Wissensproduktion pragmatische Kriterien der Anwendungspraxis, wie Verständlichkeit, politische Akzeptanz und vor allem die Passung des zur Verfügung gestellten Wissens mit den Agenden und Ziele der EU-Kommission, eine bedeutende Rolle.

1.2. Interpretation der Ergebnisse aus methodischer Perspektive

Diese Verschiebung in Richtung pragmatischer Kriterien bedeutet, dass auch die methodischen Vorgehensweisen zur Entwicklung der Indikatoren im Vergleich zur wissenschaftlich methodologischen Perspektive (Modus 1) pragmatischer werden.

Auf den ersten Blick erinnert die Vorgehensweise an eine Operationalisierung der Gegenstandsbereiche über Schlüsselindikatoren. Jedoch zeigt sich im Rahmen der Fallstudien, dass Theorien und Forschungslücken bei der Produktion von Indikatoren und beim Finden einer geeigneten Datengrundlage lediglich, wenn überhaupt, eine untergeordnete Rolle bei der Interpretation der Daten spielen. Die hier angewendete Strategie ist dementsprechend kein Theory-Driven-Approach. Stattdessen ist sie vielmehr eine Mischform zwischen einem Agenda-Driven- und einem Data-Driven-Approach. Die Entscheidung, ob ein Indikator erstellt wird oder nicht, orientiert

sich vor allem an der Agenda der EU-Politik und der Verfügbarkeit von Daten und nicht am Erkenntnisinteresse oder den Forschungsdesideraten.

Hieraus resultiert, dass die Indikatoren häufig unpräzise werden. Statt auf potentielle Unschärfen hinzuweisen (z.B. bezüglich tatsächlicher Eignung, Power, funktionaler Äquivalenz etc.) und diese im Anschluss möglichst zu beheben, werden die Zweifel an der Gültigkeit dieses Wissens in der Praxisanwendung zumeist bewusst ausgeblendet und man kann von einer „Proof in use attitude“ sprechen. Diese führt dazu, dass viele Indikatoren des Dashboards sowohl für die internationale, als auch für die nationale Ebene nicht von ausreichender Qualität sind.

1.3. Interpretation der Ergebnisse aus praktischer Anwendungsperspektive

Bei der Beurteilung der Dashboard-Indikatoren sind sich aus der Anwendungsperspektive zwei zentrale Fragen zu stellen: Was ist das Ziel der Anwendung? Und welche alternativen Informationssysteme stehen zur Verfügung?

Insgesamt ist das Dashboard aus der traditionellen Perspektive der Wissenschaft in vielen Bereichen kritikwürdig und das Wissen, welches das Dashboard generiert, ist für viele Anwendungsfälle ungeeignet. Ein zentraler Anwendungsfall des Dashboards soll die europäische und nationale Berichterstattung sein. Hier soll das Dashboard ein Informationssystem für evidence-based-decision-making für Akteure aus Politik, Wissenschaft und Praxis auf internationaler und nationaler Ebene sein. In solchen evidence-based-decision-making-Kontexten hat der Anwender des Wissens zumeist das Ziel, Entscheidungen auf Basis „gesicherter Erkenntnisse“ zu treffen.

Dies ist auf der Basis des pragmatisch erstellten hoch standardisierten European Dashboard on Youth Indicators nur sehr eingeschränkt möglich. Sowohl auf europäischer als auch auf nationaler Akteursebene wird das Dashboard lediglich als Orientierungswissen genutzt. Zu diesem Zwecke wird es allerdings aufgrund seiner Übersichtlichkeit geschätzt. Vor allem auf der nationalen Ebene wird deutlich, dass das Dashboard schnell an seine Grenzen stößt, vor allem wenn es um spezifische Details geht. Hier zeigt sich, dass das zur Verfügung gestellte Wissen nur wenig „sozial robust“ ist und nur eine sehr unspezifische Entscheidungsbasis darstellt. Auf dem Weg zur eingangs beschriebenen „gesicherten Erkenntnis“ ist ein solches Orientierungswissen hingegen maximal der erste Schritt. Für weitere Schritte werden, wenn vorhanden, andere Wissensquellen vorgezogen. Diese Alternativen können sowohl nationale als auch internationale Datenquellen oder auch der Diskurs mit Kollegen sein.

Gemeinsam ist ihnen, dass sie zumeist besser auf die spezifischen Bedürfnisse abgestimmt werden können, weil die Informationsbasis nicht so eingeschränkt und restriktiv ist wie beim Dashboard. Dementsprechend wird deutlich, dass in diesem Fall die Hybridisierung der Indikatorproduktion nicht den gewünschten Erfolg gebracht hat. In der Regel ist das zentrale Motiv eines Hybriden Forums sozial robustes Wissen für einen spezifischen Anwendungsfall zu generieren. Im Falle des Dashboards ist dies nicht gelungen, weil das produzierte Wissen lediglich eine grobe allgemeine Orientierungsgrundlage darstellt. Es kann sogar als ein Schritt weg vom sozial robusten Wissen interpretiert werden.

Hierfür lassen sich unterschiedliche Gründe finden. Zum einen sind hier die pragmatischen, sehr stark politisch geleiteten Bedingungen der Produktion der Indikatoren zu nennen. Hieraus resultiert, dass der Outcome der Gruppe primär die Relevanzen der Europäischen Kommission und nicht die des Hybriden Forums reflektiert. Zum anderen stellt sich auch eine ganz grundsätzliche Frage: Ist es überhaupt möglich, auf supranationaler Ebene ein standardisiertes Informationssystem herzustellen, welches in der Lage ist, auch die heterogenen Situationen in den einzelnen Ländern sozial robust darzustellen? Denn solange dies nicht gegeben ist und die supranationalen Systeme keine echte Alternative zu den nationalen Informationssystemen darstellen, werden diese in der nationalen Anwendung präferiert.

2. Aussagewert und Grenzen der Studie

Die in dieser Arbeit durchgeführten Fallstudien untersuchen einen hoch spezifischen Einzelfall eines international besetzten Hybriden Forums, in dem die Leitung der Wissensproduktion und des Wissensmanagements nahezu ausschließlich auf der Seite der politischen Akteure liegt. Auch die Art des Wissens, welches produziert wird, in diesem Fall die Sozialen Indikatoren, sind eine spezifische Wissensform, welche traditionell nicht jedem Gesellschaftsakteur zugänglich war und dessen Methoden ausschließlich im akademischen Kontext generiert und reflektiert wurden. Ebenfalls wurden weder der Untersuchungskontext noch die befragten Akteure zufällig, sondern auf Basis theoretischer Vorüberlegungen bzw. auf Basis eines theoretischen Samplings ausgewählt. Aus diesen Gründen ist, wie bei den meisten qualitativen Studien, keine vollständige Generalisierbarkeit für die Wissensproduktion gegeben. Es ist also durchaus denkbar – und die Experten deuteten es in Fallstudie I auch schon an – dass die Wissensproduktion in einem anderen Hybriden Forum, mit einer anderen Struktur oder in einem anderen Anwendungskontext, differieren könnte.

Jedoch zeichnen sich transdisziplinäre Kooperationskontexte durch einen Mix aus hoch fallspezifischen und generalisierbaren Elementen als Legitimationsfundament aus (Krohn, 2008). Bei der Frage nach der Generalisierbarkeit der Ergebnisse gilt es demnach die spezifischen Elemente von den allgemeinen zu trennen.

Weiterhin merken Seawright und Gerring (2008) an, dass bei Fallstudien die Generalisierbarkeit über eine gezielte Auswahl des Falles erhöht werden kann. Hierzu ist vor allem die Kenntnis der Fallgeschichte besonders wichtig. Diese war für die European Expert Group on Youth Indicators über zahlreiche Dokumente transparent und der Fall konnte dementsprechend gezielt ausgesucht werden, weil er eindeutig die relevanten Eigenschaften eines Hybriden Forums besitzt. Weiterhin wurde auch beim theoriegeleiteten Sampling der Interviewpartner darauf geachtet, die Heterogenität der Perspektiven des Hybriden Forums möglichst breit und umfassend abzudecken. Zudem erhöhen qualitative Verfahren die Wahrscheinlichkeit, auf neue und zentrale Aspekte in bisher wenig erforschten Forschungsfeldern wie diesem zu stoßen und diese Aspekte valide zu rekonstruieren.

Validität bedeutet in diesem Fall, dass eine korrelative Beziehung zwischen den Ergebnissen der Fallstudie und der Realität besteht. Sie verweist also i. d. R. auf einen Referenzrahmen oder ein Metalevel, welches bereits als wahr, gültig oder valide gilt (Ryder, 2015; Scholz et al., 2006, S. 245).

Hier lassen sich unterschiedliche Referenzrahmen finden. Zuerst einmal eröffnet die Fokussierung auf einen Fall, der anhand unterschiedlicher Methoden und Perspektiven analysiert wird, die Möglichkeit diesen detailliert und konzeptionell valide abzubilden und alle für die Analyse relevanten Konzepte und Dimensionen in diesem bisher wenig erforschten Forschungsfeld zu erheben (Flick, 2008, 2010; Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2010). Weiterhin bietet diese aufwändige Datenerhebungsstrategie die Möglichkeit zur Kontrastierung der Einzelbetrachtungen und dementsprechend zur Erarbeitung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten sowie daraus resultierend zur Beurteilung der Konvergenzvalidität einzelner Resultate (Flick, 2008, 2010; Silverman, 2006). Hier zeigt sich, dass sich die Einzelbetrachtungen an vielen Bereichen validieren und in anderen Bereichen präzisieren lassen. Insbesondere die Experteninterviews in Fallstudie I sowie die Fokusgruppen in Fallstudie II waren hier ein Instrument, um zentrale, bereits ermittelte Ergebnisse zu validieren, um noch einmal nachzufassen und offene Fragen durch komplementäres Wissen zu klären und damit den Erkenntnisgewinn zu erhöhen. Weiterhin konnten im Rahmen von Fallstudie II auch teilweise die Ergebnisse von Fallstudie I validiert und präzisiert werden. So zeigen beide Studien, dass das Dashboard häufig genutzt wird, um sich grob zu orientieren und dass für detaillierte Informationen andere Informationssysteme präferiert werden. Fallstudie II liefert ergänzend hierzu detaillierte Gründe, die sich vor allem in der aktiven Anwendung zeigen.

Weiterhin kann man ermitteln, ob die gesamte Studie oder Teile dieser den leitenden Fragestellungen der Untersuchung erfolgreich folgen, also valide im funktionalen Sinn sind (Scholz & Tietje, 2002). Die Erkenntnisse dieser beiden Einzelfallstudien sollen an vorhandenes theoretisches Wissen in diesem Bereich anknüpfen, es empirisch fundiert reflektieren und ausbauen. Sie sollen dazu beitragen, ein umfassenderes Verständnis für die Strukturen und Prozesse der Produktion von Wissen in Hybriden Foren und seinen spezifischen Herausforderungen zu entwickeln, von dem neben der Wissenschaft auch der alltägliche Kontext der realen Anwendungspraxis profitieren kann. Hierzu können beide Fallstudien beitragen, indem sie an bestehendes theoretisches Wissen andocken und dieses validieren und präzisieren. Das Besondere an dieser Studie ist ihr breiter theoretischer Anschluss, sowohl gesellschaftstheoretisch als auch methodologisch. Denn diese Ausarbeitung schließt gesellschaftstheoretisch neben den allgemeinen Theorien zur hybriden Wissensproduktion in der modernen Gesellschaft auch an die Theorien zur Steuerung des Sozialen Wandels, die Gegenwartsdiagnosen der Wissensgesellschaft bzw. der Risikogesellschaft an. Auch im Hinblick auf den gesellschaftlichen Anwendungskontext, den Bereich der Sozialberichterstattung und die dortigen strukturellen sowie methodologischen Veränderungen ist diese Untersuchung anschlussfähig. Dies leitet über zur externen Validität der

Studien. Beide Fallanalysen liefern Resultate, die exemplarisch für bereits bestehende Ergebnisse stehen und bieten Anknüpfungspunkte an das theoretische Vorwissen aus dem Reflexionsrahmen dieser Arbeit (Scholz et al., 2006). Die Studie validiert beispielsweise, dass Zahlen, z. B. Soziale Indikatoren, in modernen Gesellschaften ein wichtiges Element sind, um Entscheidungen zu legitimieren und argumentativ zu begründen. Auch lässt sich festhalten, dass die Wissensproduktion in dieser Expertengruppe hybride stattfindet und dass die Einflussfaktoren der Wissensproduktion andere sind, als die traditionellen akademischen Faktoren. Bezüglich dieser Faktoren zeigt sich, dass sie sich zwar im Großen und Ganzen mit denen decken, die in der theoretischen Rahmung präsentiert wurden, jedoch all diese Faktoren in der politisch geführten Gruppe lediglich einen untergeordneten Einfluss haben. Denn die Machtasymmetrien in dieser Gruppe werden genutzt, um die Wissensproduktion zu kontrollieren, während die Expertengruppe lediglich einen legitimatorischen Charakter zu haben scheint.

Auch zeigte sich im Austausch mit anderen Experten in diesem Gebiet, dass die Ergebnisse der Studien teilweise auch auf andere Kontexte (andere Länder, andere Bereiche der Wissensproduktion etc.) transferiert werden können und für diese von Relevanz sind. Es wurde beispielsweise im Austausch mit einem Forscher aus Österreich, der sich ebenfalls intensiv mit Expertengruppen im politischen Kontext auseinandersetzt, deutlich, dass sich viele Ergebnisse der hier vorliegenden Fallstudien mit seinen Erfahrungen im Bereich von europäischen Expertengruppen zum Thema öffentlicher Transport decken.

Die Ausarbeitung bietet demnach in jedem Fall die Möglichkeit einer „*bescheidenen Verallgemeinerung*“ (Mayring, 2007a). Sie lässt Schlüsse von diesem Fall auf andere oder ähnliche Fälle, bezogen auf die betrachteten Variablen, zu. Denkbar ist beispielweise, dass die Ergebnisse dieser Studie im Kontext anderer politisch geführter Expertengruppen reflektiert werden. Hierzu ist jedoch eine detaillierte Kenntnis und Reflexion der empirischen Einzelfälle, die miteinander in Verbindung gebracht werden sollen und ihrer Geschichte und Spezifika eine zentrale Voraussetzung, denn die hier behandelten Fälle beschreiben eine allgemeine Problemstellung in ihrer fallspezifischen Gestalt (Krohn, 2008, S. 373).

Die im Rahmen dieser Fallstudie generierten Daten erweitern und präzisieren den vorhandenen Reflexionsrahmen der Studie, indem sie bestehendes Wissen empirisch fundiert und validiert haben. Weiterhin generiert sie neues und tiefer gehendes Wissen über die zentralen Faktoren, die die Wissensproduktion in Hybriden Foren beeinflussen.

“Since every new case is different, it is the ability to operate with similarities and dissimilarities across various cases.” (Krohn, 2008).

Diese Fallstudien arbeiten also Faktoren heraus, welche in der Praxisanwendung reflektiert werden können und bieten dadurch das Potenzial diese zu optimieren und den Outcome solcher Kooperationen zu verbessern. Weiterhin lassen sich anhand der Ergebnisse dieser Ausarbeitung wertvolle Ansatzpunkte für nachfolgende Studien in diesem Bereich ablesen (Binder et al., 2015, S. 546; Chatterjee & Sankaran, 2015; Easton, 1982; Simoni, Perrig-Chiello & Büchler, 2008).

Es besteht jedoch auch weiterhin ein Bedarf an empirischen Studien, die sich mit dem neuen Modus der Wissensproduktion befassen. Einerseits sind weitere Case Studies nötig, die das Detailwissen ausweiten und die Bandbreite an spezifischen Einzelbeobachtungen erweitern. Hier bietet es sich beispielsweise an, Einzelfälle von Hybriden Foren zu untersuchen, die in ihrer Struktur weniger hierarchisch aufgebaut sind. Ein besonderes Interesse läge beispielsweise, wie in Fallstudie I schon angedeutet, auf Gruppen mit einer wechselnden internen Hierarchie, oder Fällen, in denen die Wissenschaft stärker vertreten ist bzw. in denen die Experten direkt und nicht über ihre nationalen Ministerien eingeladen werden. Denn die Aussagen der Experten deuteten an, dass es auf europäischem Niveau auch Expertengruppen gibt, die anders organisiert sind als die hier untersuchte und dass die Wissensproduktion hier anders abläuft. Auch bezüglich der Passung der internationalen Wissensinstrumente wäre es sicherlich interessant, die Passung des Dashboards auch in anderen Ländern zu ermitteln, beispielsweise in einem größeren und im europäischen Kontext mächtigeren Land, wie Frankreich oder Deutschland.

Andererseits sind quantitative Studien mit einem globaleren, breiteren Fokus durchzuführen, die umfassende quantifizierbare Aussagen ermöglichen. Hier wäre beispielsweise die Ermittlung von empirisch begründeten Typen von Hybriden Foren interessant, welche die in dieser Arbeit beschriebenen Strukturen, Prozesse und Outcomes in einer Vielzahl von unterschiedlichen Gruppenkonstellationen testen. Als ein Problem stellt sich hier jedoch der Feldzugang dar. Eine Möglichkeit, die sich als Zugang zu Expertengruppen auf der Ebene der EU anbieten könnte, wäre sicherlich das Register of Expert Groups and Other Similar Entities. Auch über Kooperationen mit anderen Forschern in diesem Bereich könnte ein Zugang für eine erste explorative quantitative Studie realisiert werden.

Literatur

- Abels, H. (1993). *Wirtschafts- und Bevölkerungsstatistik*. Wiesbaden: Gabler Verlag.
- Abels, H. (2007). *Einführung in die Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Adorno, T. W. (2002). Zur gegenwärtigen Stellung der empirischen Sozialforschung in Deutschland: Einleitungsvortrag der Arbeitstagung Empirische Sozialforschung, Weinheim, 14. bis 16. Dezember 1951. In H. Sahner (Ed.), *Fünfzig Jahre nach Weinheim : empirische Markt- und Sozialforschung gestern, heute, morgen* (S. 13-22). Baden-Baden: Nomos.
- Alastalo, M. & Pösö, T. (2014). Number of Children Placed Outside the Home as an Indicator – Social and Moral Implications of Commensuration. *Social Policy & Administration*, 48(7), S. 721-738.
- Albert, G. (2005). Abhandlungen - Moderater methodologischer Holismus. Eine weberianische Interpretation des Makro-Mikro-Makro-Modells. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* :, 57(3), S. 387-413.
- Alemann, H. & Ortlieb, P. (1975). Die Einzelfallstudie. In G. Albrecht, J. van Koolwijk & M. Wicken-Mayser (Eds.), *Techniken Der Empirischen Sozialforschung: Untersuchungsformen* (S. 157-177). München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Allen, J. (2003). *Lost Geographies of Power*. Illinois: Wiley.
- Alt, C. & Bien, W. (2014). Surveyforschung als Grundlage für die Sozialberichterstattung: Herausforderungen und Probleme. In H. Willems (Ed.), *Konzepte und Methoden der Jugendberichterstattung* (S. 153-164). Wiesbaden: Springer VS
- Altvater, E. & Mahnkopf, B. (2002). *Globalisierung der Unsicherheit: Arbeit im Schatten, schmutziges Geld und informelle Politik*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Amabile, T. M., Patterson, C., Mueller, J., Wojcik, T., Odomirok, P. W., Marsh, M. & Kramer, S. J. (2001). Academic-Practitioner Collaboration in Management Research: A Case of Cross-Profession Collaboration. *The Academy of Management Journal*, 44(2), S. 418-431.
- Anderson Moore, K., Brown, B. & Scarupa, H. (2003). *The Uses (and Misuses) of Social Indicators: Implications for Public Policy*. (01).
- Antin, T. M. J., Constantine, N. A. & Hunt, G. (2015). Conflicting Discourses in Qualitative Research: The Search for Divergent Data within Cases. *Field Methods*, 27(3), S. 211-222.
- Atkinson, A. (2002). *Social Indicators: The EU and Social Inclusion*. Oxford: Oxford University Press.
- Atteslander, P. (1991). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin: De Gruyter.
- Augier, M. & Kreiner, K. (2000). Rationality, imagination and intelligence: some boundaries in human decision-making. *Industrial and Corporate Change*, 9(4), S. 659-681.
- Bacher, J. (2002). Statistisches Matching: Anwendungsmöglichkeiten, Verfahren und ihre praktische Umsetzung in SPSS. *Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung* 51, S. 38-66.
- Backhaus, K., Erichson, B. & Weiber, R. (2014). *Fortgeschrittene Multivariate Analysemethoden: Eine anwendungsorientierte Einführung*. Wiesbaden: Springer.
- Bader, V. (2001). Problems and prospects of associative democracy: Cohen and Rogers revisited. *Critical Review of International Social and Political Philosophy*, 4(1), S. 31-70.
- Bader, V. (2014). Sciences, politics, and associative democracy: democratizing science and expertizing democracy. *Innovation*, 27(4), S. 420-441.
- Bailey, K. (1986). Philosophical foundations of sociological measurement: a note on the three level model. *Quality and Quantity*, 20(4), S. 327-337.
- Bartelheimer, P. (2001). *Sozialberichterstattung für die " Soziale Stadt": methodische Probleme und politische Möglichkeiten*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.
- Baudrillard, J., Foss, P., Patton, P. & Beitchman, P. (1983). *Simulations*: Semiotex (e). New York.
- Bauer, R. A. (1967). *Social Indicators*. Cambridge: Mit Press.

- Baur, N. (2014). Lokale Variation und Grenzen der Ökonomisierung: eine figurationssoziologische Perspektive auf das Verhältnis von Ökonomisierung und Raum. *Soziale Welt*, Jg. 65(H. 1), S. 119-130.
- Baur, N., Besio, C. & Norkus, M. (in press). Innovationen aus figurationssoziologischer Perspektive. Zur Entstehung, Verbreitung und Auswirkung einer organisationalen Innovation am Beispiel der Projektifizierung der Wissenschaft. In W. Rammert, M. Hutter, H. Knoblauch & A. Windeler (Eds.), *Innovationsgesellschaft heute. Zur reflexiven Herstellung des Neuen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Baur, N. & Lamnek, S. (2005). Einzelfallanalyse. In W. Mikos & C. Wegener (Eds.), *Qualitative Medienforschung*. Konstanz: UTB Verlag.
- Baur, N. & Wagner, P. (2013). Die moderne Sozialstrukturanalyse und das Problem der Operationalisierung von Intersektionalität. Eine messtheoretische Perspektive. *Erwägen Wissen Ethik*, 24(3), S. 357-359.
- Beck, S. (2012). The challenges of building cosmopolitan climate expertise: the case of Germany. *Wiley Interdisciplinary Reviews: Climate Change*, 3(1), S. 1-17.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1993). *Die Erfindung des Politischen: zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (1996). Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In U. Beck, A. Giddens & S. Lash (Eds.), *Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse, Frankfurt/Main* (S. 19-112). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U. (2007). *Die Weltrisikogesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1994). *Risikante Freiheiten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, U., Bonß, B. & Lau, C. (2004). Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung. In U. Beck & C. Lau (Eds.), *Entgrenzung und Entscheidung* (S. 13-62). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U. & Grande, E. (2010). Jenseits des methodologischen Nationalismus : außereuropäische und europäische Variationen der Zweiten Moderne. *Soziale Welt*, Jg. 61(H. 3/4), S. 187-216.
- Beckermann, A. (1977). Handeln und Handlungserklärungen. In A. Beckermann (Ed.), *Analytische Handlungstheorie* (S. 7-84). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beckert, J. (1996). Was ist soziologisch an der Wirtschaftssoziologie? Ungewißheit und die Einbettung wirtschaftlichen Handelns. *Zeitschrift für Soziologie*, 25(2), S. 125-146.
- Beckert, J. (2006). Was tun? Die emotionale Konstruktion von Zuversicht bei Entscheidungen unter Ungewissheit. In A. Scherzberg, H. Blanke, P. Wlagenbach & A. Waschkuhn (Eds.), *Kluges Entscheiden: Disziplinäre Grundlagen und interdisziplinäre Verknüpfungen* (S. 123-141). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Beckert, J. (2013). Imagined futures: fictional expectations in the economy. *Theory and Society*, 42(3), S. 219-240.
- Beckert, J. (2014). Capitalist dynamics fictional expectations and the openness of the future. Frankfurt a. M.: MPIfG Discussion Paper.
- Bell, D. (1973). *The Coming of Post-industrial Society: A Venture in Social Forecasting*. New York: Basic Books.
- Bell, D. (1985). *Die nachindustrielle Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Bellamy, R. & Weale, A. (2015). Political legitimacy and European monetary union: contracts, constitutionalism and the normative logic of two-level games. *Journal of European Public Policy*, 22(2), S. 257-274.
- Ben-Arieh, A. (2008). The Child Indicators Movement: Past, Present, and Future. *Child Indicators Research*, 1(1), S. 3-16.

- Ben-Arieh, A. & Frønes, I. (2011). Taxonomy for child well-being indicators: a framework for the analysis of the well-being of children. *Childhood*, 18(4), S. 460-476.
- Ben-Arieh, A. & Goerge, R. (2001). Beyond the numbers: How do we monitor the state of our children? *Children and Youth Services Review*, 23(8), S. 603-631.
- Ben-Haim, Y. & Demertzis, M. (2015). Decision Making in Times of Knightian Uncertainty: An Info-Gap Perspective. *Economics Discussion Papers. Special Issue Radical Uncertainty and Its Implications for Economics*, 42.
- Benard, M. & de Cock-Buning, T. (2014). Moving from monodisciplinarity towards transdisciplinarity: Insights into the barriers and facilitators that scientists faced. *Science and Public Policy*, 41(6), S. 720-733.
- Bennett, A. & Elman, C. (2007). Case Study Methods in the International Relations Subfield. *Comparative Political Studies*, 40(2), S. 170-195.
- Bennett, A. & Elman, C. (2010). Case Study Methods. In C. Reus-Smit & D. Snidal (Eds.), *The Oxford Handbook of International Relations* (S. 499-517). Oxford: Oxford University Press.
- Benz, A., Lütz, S., Schimank, U. & Simonis, G. (2007a). Einleitung. In A. Benz, S. Lütz, U. Schimank & G. Simonis (Eds.), *Handbuch Governance* (S. 9-25). Wiesbaden: Springer VS.
- Benz, A., Lütz, S., Schimank, U. & Simonis, G. (2007b). *Handbuch Governance*. Wiesbaden: Springer VS.
- Berelson, B. (1952). *Content analysis in communication research*. Florence: Free Press.
- Berg, B. L. & Lune, H. (2012). *Qualitative Research Methods for the Social Sciences*. London: Pearson.
- Berger, P. & Luckmann, T. (1966). *The social construction of reality*. New York: Anchor Books.
- Berger, P. & Luckmann, T. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Berger, P. (2011). *Einladung zur Soziologie: Eine humanistische Perspektive*. Konstanz: UTB GmbH.
- Bergmann, M. (2008). *Transdisziplinäre Forschung: integrative Forschungsprozesse verstehen und bewerten*. Frankfurt a. M.: Campus
- Bergmann, M. & Schramm, E. (2008). Innovation durch Integration: Eine Einleitung. In M. Bergmann & E. Schramm (Eds.), *Transdisziplinäre Forschung. Integrative Forschungsprozesse verstehen und bewerten* (S. 7-18). Frankfurt a. M.: Campus.
- Bergold, J. & Thomas, S. (2010). Partizipative Forschung. In G. Mey & K. Mruck (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 333-344). Wiesbaden: Springer VS.
- Bernhagen, P., Dür, A. & Marshall, D. (2015). Information or context: what accounts for positional proximity between the European Commission and lobbyists? *Journal of European Public Policy*, 22(4), S. 570-587.
- Berriet-Sollicec, M., Labarthe, P. & Laurent, C. (2014). Goals of evaluation and types of evidence. *Evaluation*, 20(2), S. 195-213.
- Bertaux, D. (1981). *Biography and society: the life history approach in the social sciences*. New York: Sage Publications.
- Besozzi, C. Z., H. (1976). Methodologische Probleme der Index-Bildung. In K. W. Mayser (Ed.), *Techniken der empirischen Sozialforschung* (S. 9-55). München: Oldenbourg.
- Beyea, S. C. & Nicoll, L. H. (2000). Learn more using focus groups. *AORN journal*, 71(4), S. 897-900.
- Beyers, J., Braun, C., Marshall, D. & De Bruycker, I. (2014). Let's talk: On the practice and method of interviewing policy experts. *Interest Groups & Advocacy*, 3(2), S. 174-187.
- Bieling, H. & Lerch, M. (2012). Theorien der europäischen Integration: ein Systematisierungsversuch. In H. Bieling & M. Lerch (Eds.), *Theorien der europäischen Integration* (S. 9-31). Wiesbaden: Springer.

- Bieling, K. (2012). Europäisierung nationaler Politik. In H. Bieling & M. Lerch (Eds.), *Theorien der europäischen Integration* (S. 247-269). Wiesbaden: Springer.
- Binder, C. R., Absenger-Helmli, I. & Schilling, T. (2015). The reality of transdisciplinarity: a framework-based self-reflection from science and practice leaders. *Sustainability Science*, 10(4), S. 545-562.
- Birrer, F. (2001). Combination, hybridisation und fusion of knowledge modes. In G. Bender (Ed.), *Neue Formen der Wissenserzeugung* (S. 57-68). Frankfurt a. M.: Campus.
- Bitzan, M. (2014). Kommunale Jugendberichterstattung als kleinräumige Politikberatung - Annäherungen an eine vielfältige Praxis zwischen Jugendhilfeplanung und sozialwissenschaftlicher Praxisforschung. In H. Willems (Ed.), *Konzepte und Methoden der Jugendberichterstattung* (S. 79-101). Wiesbaden: Springer VS.
- Bjørnholt, B. & Larsen, F. (2014). The politics of performance measurement: 'Evaluation use as mediator for politics'. *Evaluation*, 20(4), S. 400-411.
- Blalock, H. M. (1982). *Conceptualization and measurement in the social sciences*. New York: Sage Publications.
- Bleiholder, J. & Naumann, F. (2011). Kurz erklärt: Datenfusion. *Datenbank-Spektrum*, 11(1), S. 59-61.
- Blom, A. G. (2009). Measuring, Explaining and Adjusting for Cross-Country Differences in Unit Nonresponse: What Can Process Data Contribute? In Gesis (Ed.). Mannheim.
- Blomgren, M. & Waks, C. (2015). Coping with contradictions: hybrid professionals managing institutional complexity. *Journal of Professions and Organization*, 2(1), S. 78-102.
- Böcher, M. & Krott, M. (2011). Institutionalisierung multi- und transdisziplinärer Umweltwissenschaften durch Ressortforschungseinrichtungen. *Interdisziplinarität und Institutionalisierung der Wissenschaft*, S. 59-80.
- Boehm, G. (2007). *Wie Bilder Sinn erzeugen: Die Macht des Zeigens*. Berlin University Press.
- Bogner, A. & Menz, W. (2002). Wissenschaftliche Politikberatung? Der Dissens der Experten und die Autorität der Politik. *Leviathan*, 30(3), S. 384-399.
- Böhle, F., Bolte, A., Dunkel, W., Pfeiffer, S., Porschen, S. & Sevsay-Tegethoff, N. (2004). Der gesellschaftliche Umgang mit Erfahrungswissen: Von der Ausgrenzung zu neuen Grenzziehungen. In U. Beck & C. Lau (Eds.), *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung* (S. 95-122). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bohle, H. (1981). *Soziale Probleme und Soziale Indikatoren: ein Beitrag zur Diskussion der Anwendungsmöglichkeiten der Soziologie für das Problemfeld "Kriminalität"*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Bohle, H. (2012). Angewandte Sozialforschung und Soziale Indikatoren. In G. Albrecht & A. Groenemeyer (Eds.), *Handbuch soziale Probleme* (S. 1349-1384). Wiesbaden: Springer VS.
- Böhme, G., van den Daele, W. & Krohn, W. (1973). Die Finalisierung der Wissenschaft. *Zeitschrift für Soziologie*, 2(2), S. 128-144.
- Bohnsack, R. (2014). *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*. Opladen: UTB GmbH.
- Bohnsack, R., Marotzki, W. & Meuser, M. (2005). *Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung*. Opladen: Leske+Buderich.
- Bonß, W. (1982). *Die Einübung des Tatsachenblicks*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Borowik, I. M. (2012). Knowledge Exchange Mechanisms and Innovation Policy in Post-Industrial Regions: Approaches of the Basque Country and the West Midlands. *Journal of the Knowledge Economy*, 5(1), S. 37-69.
- Bortz, J. R. & Döring, N. (2002). *Forschungsmethoden und Evaluation: Für Human- Und Sozialwissenschaftler* (3., Überarb. Aufl. 2002. Nachdr.). Wiesbaden: Springer.
- Bortz, J. R. & Döring, N. (2006). *Forschungsmethoden und Evaluation: Für Human- Und Sozialwissenschaftler* (4. Aufl.). Wiesbaden: Springer.

- Bösch, S. (2003). Wissenschaftsfolgenabschätzung: Über die Veränderung von Wissenschaft im Zuge reflexiver Modernisierung. In S. Bösch & I. Schulz-Schaeffer (Eds.), *Wissenschaft in der Wissensgesellschaft* (S. 193-219). Wiesbaden: Springer.
- Bösch, S., Lau, C., Obermeier, A. & Wehling, P. (2004). Die Erwartung des Unerwarteten. Science Assessment und der Wandel der Risikoerkenntnis. In U. Beck & T. Lau (Eds.), *Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung* (S. 123-148). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Boswell, C. (2008). The political functions of expert knowledge: knowledge and legitimation in European Union immigration policy. *Journal of European Public Policy*, 15(4), S. 471-488.
- Boswell, C. (2009). Knowledge, Legitimation and the Politics of Risk: The Functions of Research in Public Debates on Migration. *Political Studies*, 57(1), S. 165-186.
- Boswell, C. (2012). How Information Scarcity Influences the Policy Agenda: Evidence from U.K. Immigration Policy. *Governance*, 25(3), S. 367-389.
- Bradburn, N. M. & Fuqua, C. J. E. (2010). Indicators and the Federal Statistical System: An Essential but Fraught Partnership. *The ANNALS of the American Academy of Political and Social Science*, 631(1), S. 89-108.
- Braun, H. & Hahn, A. (1973). *Wissenschaft von der Gesellschaft: Entwicklung und Probleme*. Freiburg: Alber.
- Braun, M. (2000). Evaluation der Äquivalenz eines gemeinsamen Satzes an Indikatoren in der interkulturell vergleichenden Sozialforschung. *ZUMA How-to-Reihe*, 3, S. 1-15.
- Brüsemeister, T. (2008). *Qualitative Forschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Buche, A., Jungbauer-Gans, M., Niebuhr, A. & Peters, C. (2013). Diversität und Erfolg von Organisationen. *Zeitschrift für Soziologie*, 42(6).
- Buess, M. (2014). European Union agencies and their management boards: an assessment of accountability and democratic legitimacy. *Journal of European Public Policy*, 22(1), S. 94-111.
- Bunge, M. (1975). What is a quality of life indicator? *Social Indicators Research*, 2(1), S. 65-79.
- Burawoy, M. (2005). For Public Sociology. *Soziale Welt*, 56(4), S. 347-374.
- Burchard, U. (2015). Braucht das Parlament wissenschaftlichen Rat? In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 217-228). Weilerswist: Vellbrück.
- Burgdorf. (2011). Virtualität und Fiktionalität: Überlegungen aus der Finanzwelt als »Vorstellungsraum«. In C. Künzel & D. Hempel (Eds.), *Finanzen und Fiktionen: Grenzgänge zwischen Literatur und Wirtschaft* (S. 107-118). Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Burger, D. (2011). *Computergestützter Organisationaler Wissenstransfer und Wissensgenerierung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Burke, C. S., Stagl, K. C., Salas, E., Pierce, L. & Kendall, D. (2006). Understanding team adaptation: a conceptual analysis and model. *Journal of Applied Psychology*, 91(6), S. 1189-1207.
- Büttner, S. M. & Mau, S. (2014). EU-Professionalismus als transnationales Feld. *Berliner Journal für Soziologie*, 24(2), S. 141-167.
- Campbell, J. (1998). Institutional analysis and the role of ideas in political economy. *Theory and Society*, 27(3), S. 377-409.
- Carayannis, E. & Campbell, D. (2012). Mode 3 Knowledge Production in Quadruple Helix Innovation Systems. In E. Carayannis & D. Campbell (Eds.), *Mode 3 Knowledge Production in Quadruple Helix Innovation Systems* (S. 1-63). New York: Springer.
- Carayannis, E. G. & Campbell, D. F. J. (2006). Mode 3 meaning and implications from a knowledge systems perspective. In E. G. Carayannis & D. F. J. Campbell (Eds.), *Knowledge Creation, Diffusion, and Use in Innovation Networks and Knowledge Clusters: A Comparative Systems Approach Across the United States, Europe, and Asia*. Westport: Praeger Publishers.

- Carayannis, E. G. & Rakhmatullin, R. (2014). The Quadruple/Quintuple Innovation Helixes and Smart Specialisation Strategies for Sustainable and Inclusive Growth in Europe and Beyond. *Journal of the Knowledge Economy*, 5(2), S. 212-239.
- Carley, M. J. (1981). *Social Measurement and Social Indicators: Issues of Policy and Theory*. London: Allen & Unwin.
- Carnap, R. (1966). *Philosophical foundations of physics: an introduction to the philosophy of science*. New York: Basic Books, inc.
- Carrère, G. (2015). *Is Driving an Expertise as the Others? A Study of Boundary-Work Around the Legitimacy of Knowledge*.
- Carruthers, B. & Espeland, W. (1991). Accounting for Rationality: Double-Entry Bookkeeping and the Rhetoric of Economic Rationality. *American Journal of Sociology*, 97(1), S. 31-69.
- Castel, R. (2009). Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In R. Castel & K. Dörre (Eds.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung* (S. 21-34). Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Castel, R. & Tillmann, M. (2005). *Die Stärkung des Sozialen: Leben im neuen Wohlfahrtsstaat*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Cefai, D., Zimmermann, B., Nicolae, S. & Endreß, M. (2015). Introduction. *Human Studies*, 38(1), S. 1-12.
- Cernat, A. (2014). The Impact of Mixing Modes on Reliability in Longitudinal Studies. *Sociological Methods & Research*.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. New York: SAGE Publications.
- Chatterjee, D. & Sankaran, B. (2015). Commercializing academic research in emerging economies: Do organizational identities matter? *Science and Public Policy*.
- Chesbrough, H. & Appleyard, M. (2007). Open innovation and strategy. *California management review*, 50(1), S. 57.
- Chi, M. T. H., Glaser, R. & Farr, M. J. (1988). *The Nature of Expertise*: Lawrence Erlbaum Associates.
- Chisholm, R. (1977). Freiheit und Handeln. In G. Meggle (Ed.), *Analytische Handlungstheorie* (S. 354-387). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Choi, S., Yang, J. & Park, H. (2015). Quantifying the Triple Helix relationship in scientific research: statistical analyses on the dividing pattern between developed and developing countries. *Quality & Quantity*, 49(4), S. 1381-1396.
- Chowdhury, M. F. (2015). Coding, sorting and sifting of qualitative data analysis: debates and discussion. *Quality & Quantity*, 49(3), S. 1135-1143.
- Clancy, C. & Cronin, K. (2005). Evidence-Based Decision Making: Global Evidence, Local Decisions. *Health Affairs*, 24(1), S. 151-162.
- Clark, S. G. & Wallace, R. L. (2015). Integration and interdisciplinarity: concepts, frameworks, and education. *Policy Sciences*, 48(2), S. 233-255.
- Coakes, E. & Smith, P. (2007). Developing communities of innovation by identifying innovation champions. *Learning Organization, The*, 14(1), S. 74-85.
- Cobb, C. W. & Rixford, C. (1998). *Lessons Learned from the History of Social Indicators*. San Francisco: Redefining Progress.
- Cohen, L., Manion, L. & Morrison, K. (2007). *Research Methods in Education*. New York: Taylor & Francis.
- Coleman, J. (1994). *Foundations of social theory*. Cambridge: Harvard University Press.
- Comte, A. (1923). *Soziologie*. Jena: G. Fischer.
- Comte, A. (1972). Das Drei-Stadien-Gesetz. *Sozialer Wandel. Zivilisation und Fortschritt als Kategorien des soziologischen Theorie*, 2, S. 111-120.
- Costa, D. J. (2015). Reflective, causal, and composite indicators of quality of life: A conceptual or an empirical distinction? *Quality of Life Research*, 24(9), S. 2057-2065.

- Costa dos Santos, F. (2009). *Medienpädagogik und gesellschaftliche Entwicklung* (S. 75-91). Wiesbaden: Springer VS.
- Cox Jr, T. (2001). *Creating the multicultural organization: A strategy for capturing the power of diversity*. New York: Jossey-Bass.
- Creswell, J. (2008). *Educational research: Planning, conducting, and evaluating quantitative*. New Jersey: Prentice Hall.
- Creswell, J. (2012). *Qualitative Inquiry and Research Design: Choosing Among Five Approaches*. New York: SAGE Publications.
- Davidov, E., Cieciuch, J., Meuleman, B., Schmidt, P., Algesheimer, R. & Hausherr, M. (2015). The Comparability of Measurements of Attitudes toward Immigration in the European Social Survey: Exact versus Approximate Measurement Equivalence. *Public Opinion Quarterly*, 79(1), S. 244-266.
- K. Davis, A. Fisher, B. Kingsbury & S. Merry (Eds.), *Governance by indicators: Global power through classification and rankings*. Oxford: Oxford University Press.
- Davis, K. E., Kingsbury, B. & Merry, S. E. (2012). Indicators as a Technology of Global Governance. *Law & Society Review*, 46(1), S. 71-104.
- Dawid, A. P., Faigman, D. L. & Fienberg, S. E. (2013). Fitting Science Into Legal Contexts: Assessing Effects of Causes or Causes of Effects? *Sociological Methods & Research*, 43(3), S. 359-390.
- de Heer, W.; Leeuw, E. D.; van der Zouwen, J. (1999). Methodological Issues in Survey Research: a Historical Review. *Methodological Issues in Survey Research: a Historical Review*, 69, S. 25-48.
- De Leeuw, E. D. & Hox, J. J. (2011). Internet surveys as part of a mixed-mode design. *Social and Behavioral research and the internet*, S. 45-76.
- De Munck, J. & Zimmermann, B. (2015). Evaluation as Practical Judgment. *Human Studies*, 38(1), S. 113-135.
- De Neufville, J. (1975). *Social Indicators and Public Policy: Interactive Process of Design and Application*. Amsterdam: Elsevier.
- Décieux, J. P. (2012). *Modeeffekte bei Onlineumfragen Ein multivariater Methodenvergleich unter Zuhilfenahme eines Propensity Score Matchings*. München: Akadeische Verlagsgemeinschaft.
- Décieux, J. P. & Hoffmann, M. (2014). Antwortdifferenzen im Junk & Crime Survey: Ein Methodenvergleich mit goffmanscher Interpretation. In M. Löw (Ed.), *Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012*. Fankfurt a. M. : Campus.
- Décieux, J. P., Mergener, A., Neufang, K. & Sischka, P. (2015). Implementation of the forced answering option within online surveys: Do higher item response rates come at the expense of participation and answer quality? *Ψihologija*, 4(Special Issue: The Psychology of Survey Participation and Response), S. 311-326.
- Deeming, C. & Gubhaju, B. (2014). The mis-measurement of extreme global poverty: A case study in the Pacific Islands. *Journal of Sociology*.
- Denzin, N. K. (1989). *The research act: a theoretical introduction to sociological methods*. New Jersey: Prentice Hall.
- Desrosières, A. (2002). *The politics of large numbers: A history of statistical reasoning*. Cambridge: Harvard University Press.
- Devaux, C. (2013). The Role of Experts in the Elaboration of the Cape Town Convention: Between Authority and Legitimacy. *European Law Journal*, 19(6), S. 843-863.
- Diamantopoulos, A., Sarstedt, M., Fuchs, C., Wilczynski, P. & Kaiser, S. (2012). Guidelines for choosing between multi-item and single-item scales for construct measurement: a predictive validity perspective. *Journal of the Academy of Marketing Science*, 40(3), S. 434-449.

- Diekmann, A. (2007). *Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen*. Reinbek: Rowohlt
- Dluhy, M. & Swartz, N. (2006). Connecting Knowledge and Policy: The Promise of Community Indicators in the United States. *Social Indicators Research*, 79(1), S. 1-23.
- Donabedian, A. (1980). *Explorations in quality assessment and monitoring*. Chicago: Health Administration Press.
- Donabedian, A. (1983). Quality Assessment and Monitoring: Retrospect and Prospect. *Evaluation & the Health Professions*, 6(3), S. 363-375.
- Dörre, K. & Neis, M. (2010). *Das Dilemma der unternehmerischen Universität: Hochschulen zwischen Wissensproduktion und Marktzwang*. Berlin: Ed. Sigma.
- Drew, P. (2006). When documents 'speak': documents, language and interaction. In P. Drew, R. Geoffrey & D. Weinberg (Eds.), *Talk and interaction in social research methods* (S. 63-80). London: Sage.
- Duncan, O. D. (1969). *Towards social reporting: next steps*: Russell Sage Foundation.
- Dür, A. (2012). Rational Choice: ein kritisches Plädoyer für Theorien der rationalen Entscheidung. *Austrian Journal of Political Science*, 41(1), S. 73-83.
- Dür, A. & Mateo González, G. (2013). The Europeanization of interest groups: National associations in multilevel Europe.
- Durkheim, É. (1984). *Die Regeln der soziologischen Methode*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Durkheim, É. (1999). *Der Selbstmord*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Easton, G. (1982). *Learning from Case Studies*. New York: Prentice-Hall.
- Edwards, J. & Bagozzi, R. (2000). On the nature and direction of relationships between constructs and measures. *Psychological methods*, 5(2), S. 155.
- Eichhorst, W. & Wintermann O. (2006). Wie kann wissenschaftliche Politikberatung zu besserer Politik beitragen? *Wirtschaftsdienst*, 86(4), S. 228-235.
- Eifler, S., Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. & Krebs, D. (2015). Die Methodenausbildung in sozialwissenschaftlichen MA-Studiengängen. *Soziologie*, 44(4), S. 292-313.
- Eisenstadt, S. N. (2000). *Die Vielfalt der Moderne*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Eisenstadt, S. N. (2006). *Die großen Revolutionen und die Kulturen der Moderne*. Wiesbaden: Springer.
- Eising, R., Rasch, D. & Rozbicka, P. (2015). Institutions, policies, and arguments: context and strategy in EU policy framing. *Journal of European Public Policy*, 22(4), S. 516-533.
- Ellwart, T., Konradt, U. & Rack, O. (2014). Team Mental Models of Expertise Location Validation of a Field Survey Measure. *Small Group Research*, 45(2), S. 119-153.
- Elzinga, A. (1996). Shaping worldwide consensus—the orchestration of global climate change research. In: A. Elzinga & C. Landstöm (Eds.), *Internalism and Science* (S. 223-253). Cambridge: Taylor Graham Publishing.
- Enria, L. (2015). Co-producing knowledge through participatory theatre: reflections on ethnography, empathy and power. *Qualitative Research*.
- Eppler, M. J. & Mengis, J. (2004). The concept of information overload: A review of literature from organization science, accounting, marketing, MIS, and related disciplines. *The information society*, 20(5), S. 325-344.
- Erdenhofer, O. & Kowarsch, M. (2015). Ausbruch aus dem stahlharten gehäuse der Hörigkeit: ein neues Modell der wissenschaftlichen Politikberatung. In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 83-106). Weilerswist: Vellbrück.
- Espeland, W. & Sauder, M. (2007). Rankings and Reactivity: How Public Measures Recreate Social Worlds. *American Journal of Sociology*, 113(1), S. 1-40.
- Espeland, W. & Stevens, M. (1998). Commensuration as a Social Process. *Annual Review of Sociology*, 24, S. 313-343.

- Espeland, W. & Stevens, M. (2008). A Sociology of Quantification. *European Journal of Sociology / Archives Européennes de Sociologie*, 49(03), S. 401-436.
- Esposito, E. (2007). *Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Esser, H. (1993). *Soziologie: allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a. M. : Campus.
- Esser, H. (2002). *Soziologie: spezielle Grundlagen*. Frankfurt a. M. : Campus
- Estel, B. (1983). *Soziale Vorurteile und soziale Urteile*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ettelt, S., Mays, N. & Allen, P. (2015). Policy experiments: Investigating effectiveness or confirming direction? *Evaluation*, 21(3), S. 292-307.
- Etzioni, A. (1968). *The Active Society: A Theory of Societal and Political Processes*: Collier-Macmillan.
- Etzioni, A. (1969). Elemente einer Makrosoziologie. In W. Zapf (Ed.), *Theorien des sozialen Wandels*. (S. 147-176). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Etzkowitz, H. & Leydesdorff, L. (2000). The dynamics of innovation: from National Systems and "Mode 2" to a Triple Helix of university–industry–government relations. *Research policy*, 29(2), S. 109-123.
- European-Commission. (2001a). *European governance: a white paper*. Brüssel: Office for Official Publications of the European Communities.
- European-Commission. (2001b). Weissbuch der Europäischen Kommission: Neuer Schwung für die Jugend Europas. Brüssel.
- European-Commission. (2002). *A New Impetus for European Youth: European Commission White Paper*. Brüssel: Office for Official Publications of the European Communities.
- European-Commission. (2008). A renewed commitment to social Europe: Reinforcing the Open Method of Coordination for Social Protection and Social Inclusion. Impact Assessment. Brüssel.
- European-Commission. (2009a). Entschließung des Rates vom 27. November 2009 über einen erneuerten Rahmen für die jugendpolitische Zusammenarbeit in Europa (2010-2018) (Vol. C 311). Brüssel.
- European-Commission. (2009b). An EU Strategy for Youth – Investing and Empowering: A renewed open method of coordination to address youth challenges and opportunities. Brüssel.
- European-Commission. (2010a). MEETING REPORT: First meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (27 January 2010). Brüssel: Kommission der Europäischen Gemeinschaften.
- European-Commission. (2010b). MEETING REPORT: Second meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (26 April 2010). Brüssel: KOMMISSION DER EUROPÄISCHEN GEMEINSCHAFTEN.
- European-Commission. (2011a). MEETING REPORT: Third meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (07 November 2011). Brüssel: KOMMISSION DER EUROPÄISCHEN GEMEINSCHAFTEN.
- European-Commission. (2011b). On EU indicators in the field of Youth. Brüssel: European Commission.
- European-Commission. (2012a). Draft 2012 Joint Report of the Council and the Commission on the Implementation of a renewed Framework for European cooperation in the youth field (Vol. SWD (2012) 256). Brüssel.
- European-Commission. (2012b). Draft 2012 Joint Report of the Council and the Commission on the implementation of the renewed framework for European cooperation in the youth field (EU Youth Strategy 2010-2018). Brüssel.
- European-Commission. (2012c). Information der Organe, Einrichtungen und sonstigen Stellen der Europäischen Union Gemeinsamer Bericht 2012 des Rates und der Kommission über die Umsetzung des erneuerten Rahmens für die jugendpolitische Zusammenarbeit in Europa (2010-2018) (Vol. C 394). Brüssel.

- European-Commission. (2012d). MEETING REPORT: Fourth meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (05 November 2012). Brüssel: KOMMISSION DER EUROPÄISCHEN GEMEINSCHAFTEN.
- European-Commission. (2013). MEETING REPORT: Fifth meeting of the Working Group on Indicators in the Youth Field (07 November 2013). Brüssel: KOMMISSION DER EUROPÄISCHEN GEMEINSCHAFTEN.
- Eurostat. (2003). Assessment of quality in statistics:. In Eurostat (Ed.), *Working Paper Sixth meeting*.
- Eyal, G. & Buchholz, L. (2010). From the Sociology of Intellectuals to the Sociology of Interventions. *Annual Review of Sociology*, 36, S. 117-137.
- Falk, S., Rehfeld, D., Römmele, A. & Thunert, M. (2006). Einführung: Politikberatung — Themen, Fragestellungen, Begriffsdimensionen, Konzepte, Akteure, Institutionen und Politikfelder. In S. Falk, D. Rehfeld, A. Römmele & M. Thunert (Eds.), *Handbuch Politikberatung* (S. 11-19). Wiesbaden: Springer VS.
- Fatke, R. (1997). Fallstudien in der Erziehungswissenschaft. In B. Friebertshäuser & A. Prengel (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 56-70). Weinheim: Juventa.
- Ferring, D., Haller, M., Meyer-Wolters, H. & Michels, T. (2008). *Sozio-kulturelle Konstruktion des Alters. Transdisziplinäre Perspektiven*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Ferriss, A. L. (1988). The Uses of Social Indicators. *Social Forces*, 66(3), S. 601-617.
- Field, M. (2013). The anatomy of EU policy making: appointing the experts. *European Integration online Papers*, 17(1), S. 7.
- Fleck, L. (1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Flick, U. (1992). Entzauberung der Intuition. In J. P. Hoffmeyer-Zlotnik (Ed.), *Analyse verbaler Daten* (S. 11-55). Wiesbaden: Springer VS.
- Flick, U. (2008). Triangulation in der qualitativen Forschung. In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Eds.), *Qualitativer Forschung: Ein Handbuch* (S. 27-50). Reinbek: Rowohlt
- Flick, U. (2010). Gütekriterien qualitativer Forschung. In G. Mey & K. Mruck (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 395-407). Wiesbaden: Springer VS.
- Flick, U. (2011). *Triangulation: eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Foreman-Peck, L. & Travers, K. (2015). Developing expertise in managing dialogue in the 'third space': Lessons from a responsive participatory evaluation. *Evaluation*, 21(3), S. 344-358.
- Franz, H. W. (2003). Forschen - lernen - beraten: Der Wandel von Wissensproduktion und -transfer in den Sozialwissenschaften. Berlin: Ed. Sigma.
- Freshwater, D. (2012). Managing Movement, Leading Change. *Journal of Mixed Methods Research*, 6(1), S. 3-4.
- Freshwater, D. (2014). What Counts in Mixed Methods Research: Algorithmic Thinking or Inclusive Leadership? *Journal of Mixed Methods Research*, 8(4), S. 327-329.
- Freshwater, D. & Fisher, P. (2014). (Con)Fusing Commerce and Science: Mixed Methods Research and the Production of Contextualized Knowledge. *Journal of Mixed Methods Research*, 8(2), S. 111-114.
- Fretschner, R. & Hubert, J. (2006). Soziologie und Politikberatung: Anmerkungen zu einem spannungsreichen Verhältnis. In S. Falk, D. Rehfeld, A. Römmele & M. Thunert (Eds.), *Handbuch Politikberatung* (S. 59-72). Wiesbaden: Springer VS.
- Fricke, P. (2007). Sozialberichterstattung — Erwartungen aus der Sicht der Politik. In H.-H. Krüger, T. Rauschenbach & U. Sander (Eds.), *Bildungs- und Sozialberichterstattung* (S. 11-14). Wiesbaden: Springer VS.
- Frønes, I. (2007). Theorizing indicators. *Social Indicators Research*, 83(1), S. 5-23.
- Fuchs-Heinritz, W. (1994). *Lexikon zur Soziologie*. Opladen: Westdt. Verlag.

- Fuchs, W., Lautmann, R. & Wienold, H. (1978). *Lexikon zur Soziologie*. Rowohlt Verlag: Reinbek.
- Fuhrer, U. (1990). *Handeln-Lernen im Alltag*. Mannheim: Huber.
- Galison, P. (2004). Heterogene Wissenschaft: Subkulturen und Trading Zones in der modernen Physik. In J. Strübing, I. Schulz-Schaeffer, M. Meister & J. Gläser (Eds.), *Kooperation im Niemandsland* (S. 27-57). Wiesbaden: Springer VS.
- Gardner, D., Cummings, L., Dunham, R. & Pierce, J. (1998). Single-item versus multiple-item measurement scales: An empirical comparison. *Educational and Psychological Measurement*, 58(6), S. 898-915.
- Gebel, T., Grenzer, M., Kreusch, J., Liebig, S., Schuster, H., Tscherwinka, R., Witzel, A. (2015). Verboten ist, was nicht ausdrücklich erlaubt ist: Datenschutz in qualitativen Interviews. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 16(2).
- Gehlen, A. (1956). *Urmensch und Spätkultur: philosophische Ergebnisse und Aussagen*. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Gerring, J. (2004). What is a case study and what is it good for? *American political science review*, 98(02), S. 341-354.
- Gervais, M.-J., Marion, C., Dagenais, C., Chiocchio, F. & Houliort, N. (2015). Dealing with the complexity of evaluating knowledge transfer strategies: Guiding principles for developing valid instruments. *Research Evaluation*.
- Gibbons, M., Nowotny, H. & Limoges, C. (1994). *The New Production of Knowledge: The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. New York: SAGE Publications.
- Giddens, A. (1988). *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt/New York: Campus.
- Giddens, A. (1990). *The Consequences of Modernity*. Cambridge: Stanford University Press.
- Giddens, A. (1996). *In Defence of Sociology: Essays, Interpretations and Rejoinders*. New York: Wiley.
- Giddens, A. (2000). Die moderne Gegesellschaft. In A. Pongs & A. Pongs (Eds.), *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?: Gesellschaftskonzepte im Vergleich. Band 2* (S. 53-77). München: Dilemma.
- Girtler, R. (2009). *Methoden der Feldforschung*. Konstanz: UTB.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1998). *Grounded theory: Strategien qualitativer Forschung*. Bern: H. Huber.
- Gläser, J. & Laudel, G. (2010). *Experteninterviews und Qualitative Inhaltsanalyse*. Wiesbaden: Springer VS.
- Glatzer, W., Habich, R. & Mayer, K. U. (2002). *Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung: Für Wolfgang Zapf*. Opladen: Leske + Budrich.
- Goebel, A., Hill, T., Fincham, R. & Lawhon, M. (2010). Transdisciplinarity in urban South Africa. *Futures*, 42(5), S. 475-483.
- Goeze, A. S., J. (2011). Wie Forschung nützlich werden kann. *Zeitschrift für Weiterbildungsforschung*, 2(11), S. 67-76.
- Goffman, E. (1977). *Rahmen-Analyse*. Frankfurt: Surkamp.
- Goode, W. & Hatt, P. (1956). Die Einzelfallstudie. In R. König (Ed.), *Beobachtung und Experiment in der Sozialforschung* (S. 299-313). Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Gornitzka, Å. & Sverdrup, U. (2008). Who consults? The configuration of expert groups in the European union. *West European Politics*, 31(4), S. 725-750.
- Gornitzka, Å. & Sverdrup, U. (2011). Access of experts: Information and EU decision-making. *West European Politics*, 34(1), S. 48-70.
- Greif, V. & Batinic, B. (2007). Die Bedeutung des Einladungsschreibens für die Rücklaufquote in Online-Befragungen. *Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung*, 53(2), S. 162-177.
- Groebe, N. & Rustemeyer, R. (1995). Inhaltsanalyse. In E. König & P. Zedler (Eds.), *Bilanz qualitativer Forschung* (S. 523-554). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

- Groves, R. M. (2004). *Survey errors and survey costs*. John Wiley & Sons.
- Guest, G., Bunce, A. & Johnson, L. (2006). How Many Interviews Are Enough?: An Experiment with Data Saturation and Variability. *Field Methods*, 18(1), S. 59-82.
- Guzman, S. G. (2014). Substantive-rational authority: The missing fourth pure type in Weber's typology of legitimate domination. *Journal of Classical Sociology*, 15(1), S. 73-95.
- Haas, E. B. (1958). *The uniting of Europe : political, social, and economic forces 1950 - 1957*. Stanford: Stanford University Press.
- Haase, M. (2004). Information und Interpretation: Wissensfragmentierung, Wissensrepräsentation und Wissensintegration in der Unternehmung. In B. Wyssusek (Ed.), *Wissensmanagement komplex: Perspektiven und soziale Praxis* (S. 55-83). Ernst Schmidt Verlag: Berlin.
- Habermas, J. (1964). *Verwissenschaftlichte Politik und öffentliche Meinung*. Zürich: Rentsch.
- Habermas, J. (1966). Verwissenschaftlichte Politik in demokratischer Gesellschaft. In H. Krauch, W. Kunz & H. Rittel (Eds.), *Forschungsplanung: Eine Studie über Ziele und Strukturen amerikanischer Forschungsinstitute* (S. 130-144). München, Wien: Oldenbourg.
- Habermas, J. (1998). *Faktizität und Geltung: Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hadorn-Hirsch, G., Hoffmann-Riem, H., Biber-Klemm, S., Grossenbacher-Mansuy, W., Joye, D., Pohl, C., Zemp, E. (2008). *Handbook of transdisciplinary research*. Wiesbaden: Springer.
- Haftendorn, H. (1975). Bemühungen um eine Theorie internationaler Beziehungen. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. In H. Haftendorn (Ed.), *Theorie der Internationalen Politik. Gegenstand und Methoden der Internationalen Beziehungen* (S. 9-36). Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Hahn, A. (2003). *Prognose Erinnerung und Prognose* (S. 23-41). Wiesbaden: Springer VS.
- Hall, P. & Taylor, R. (1996). Political Science and the Three New Institutionalisms*. *Political Studies*, 44(5), S. 936-957.
- Hanafin, S., Brooks, A.-M. & Meaney, B. (2013). Data Sustainability: Broad Action Areas to Develop Data Systems Strategically. *Child Indicators Research*, 7(2), S. 229-243.
- Hanafin, S. & Brooks, A. (2009). From Rhetoric to Reality: Challenges in Using Data to Report on a National Set of Child Well-being Indicators. *Child Indicators Research*, 2(1), S. 33-55.
- Hansson, F., Norn, M. T. & Vad, T. B. (2014). Modernize the public sector through innovation? A challenge for the role of applied social science and evaluation. *Evaluation*, 20(2), S. 244-260.
- Hardeman, S., Frenken, K., Nomaler, Ö. & Ter Wal, A. (2014). Characterizing and comparing innovation systems by different 'modes' of knowledge production: A proximity approach. *Science and Public Policy*.
- Harrington, B. (2015). Going global: professionals and the micro-foundations of institutional change. *Journal of Professions and Organization*(Online First).
- Hausman, J. & Wise, D. (1979). Attrition bias in experimental and panel data: the Gary income maintenance experiment. *Econometrica: Journal of the Econometric Society*, S. 455-473.
- Heidenreich, M., Delhey, J., Lahusen, C., Gerhards, J., Mau, S., Münch, R. & Pernicka, S. (Eds.). (2012). *Europäische Vergesellschaftungsprozesse*. Oldenburg.
- Heink, U., Marquard, E., Heubach, K., Jax, K., Kugel, C., Neßhöver, C., Vandewalle, M. (2015). Conceptualizing credibility, relevance and legitimacy for evaluating the effectiveness of science-policy interfaces: Challenges and opportunities. *Science and Public Policy*.
- Heintz, B. (2007). Zahlen, Wissen, Objektivität: Wissenschaftssoziologische Perspektiven. In A. Mennicken & H. Vollmer (Eds.), *Zahlenwerk* (S. 65-85). Wiesbaden: Springer VS.
- Heintz, B. (2010). Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs. *Zeitschrift für Soziologie*, 39(3), S. 162-181.
- Heintz, B. (2012). Welterzeugung durch Zahlen. Modelle politischer Differenzierung in internationalen Statistiken, 1948–2010. *Soziale Systeme*, 18(1/2), S. 7-39.

- Heintz, B. & Huber, J. (2001). Mit dem Auge denken: Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Zürich: Edition Voldemeer.
- Heinze, R. (2002). *Die Berliner Räterepublik.: Viel Rat - wenig Tat?* : Westdeutscher Verlag.
- Heinze, T. (2001). *Qualitative Sozialforschung: Einführung, Methodologie und Forschungspraxis*. München: Oldenbourg Verlag.
- Helfferich, C. (2011a). *Die Qualität qualitativer Daten*. Wiesbaden: Springer VS
- Helfferich, C. (2011b). *Die Qualität qualitativer Daten: Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: Springer VS
- Hempel, C. (1977). Rationales Handeln. In G. Meggle (Ed.), *Analytische Handlungstheorie* (S. 388-415). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hempel, C. & Oppenheim, P. (1948). Studies in the Logic of Explanation. *Philosophy of science*, 15(2), S. 135-175.
- Hermann, S. (2006). *Konzept einer integrierten, handlungsorientierten Gesundheits- und Sozialberichterstattung im regionalen Ansatz: Theorien, Methoden, Anwendungsfelder*.
- Hermanns, H. (2007). Interviewen als Tätigkeit. In U. Flick, E. Von Kardorff & I. Steinke (Eds.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (S. 360-369). Reinbek: Rowohlt
- Hertin, J., Turnpenny, J., Jordan, A., Nilsson, M., Russel, D. & Nykvist, B. (2009). Rationalising the policy mess? Ex ante policy assessment and the utilisation of knowledge in the policy process. *Environment and planning*, 41(5), S. 1185-1200.
- Hesse-Biber, S. & Johnson, R. B. (2013). Coming at Things Differently: Future Directions of Possible Engagement With Mixed Methods Research. *Journal of Mixed Methods Research*, 7(2), S. 103-109.
- Hezri, A. & Dovers, S. (2006). Sustainability indicators, policy and governance: issues for ecological economics. *Ecological Economics*, 60(1), S. 86-99.
- Hitzler, R. (1988). *Sinnwelten: Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur*. Opladen: Westdeutscher.
- Hitzler, R. (1994). Wissen und Wesen des Experten. In R. Hitzler, A. Honer, C. Maeder (Eds.), *Expertenwissen* (S. 13-30). Wiesbaden: Springer.
- Hoernig, H. & Seasons. (2005). Understanding indicators. In R. Phillips (Ed.), *Community indicators measuring systems, Urban and regional planning and development series* (S. 3-32). Ashgate.
- Höfflin. (2007). Vom Datenpuzzle zur integrierten Sozialberichterstattung *Statistische Woche 2007 in Kiel* Kiel.
- Hoffmann, S. (1966). Obstinate or obsolete? The fate of the nation-state and the case of Western Europe. *Daedalus*, S. 862-915.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. & Warner, U. (2012). *Harmonisierung Demographischer und Sozio-ökonomischer Variablen in Der International Vergleichenden Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hofstede, G. (2011). Dimensionalizing cultures: The Hofstede model in context. *Online readings in psychology and culture*, 2(1), S. 8.
- Højlund, S. (2014). Evaluation use in evaluation systems – the case of the European Commission. *Evaluation*, 20(4), S. 428-446.
- Holden, M. (2009). Community Interests and Indicator System Success. *Social Indicators Research*, 92(3), S. 429-448.
- Hölscher, B. & Suchanek, J. (2011). *Wissenschaft und Hochschulbildung Im Kontext von Wirtschaft und Medien*. Wiesbaden: Springer VS
- Holtmann, D. (2010). *Grundlegende multivariate Modelle der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse*. Potsdam: Universitätsverlag Potsdam.
- Hopf, C. (2010). Qualitative Interviews–ein Überblick. In U. Flick, E. von Kardoff & I. Steinke (Eds.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*(S. 349-359). Reinbek: Rowohlt.

- Hopman, M., de Winter, M. & Koops, W. (2014). The Hidden Curriculum of Youth Policy: A Dutch Example. *Youth & Society*, 46(3), S. 360-378.
- Hornbostel, S. (1999). Welche Indikatoren zu welchem Zweck: Input, Throughput, Output. In M. Röbbecke & D. Simon (Eds.), *Qualitätsförderung durch Evaluation?: Ziele, Aufgaben und Verfahren, von Forschungsbewertungen* (S. 55-72): Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Forschungsschwerpunkt Internationale Politik.
- Hornstein, W. (2005). Wissenschaftliche Politikberatung im Wandel der Politikformen. *DJI-Online; Thema*, 3(05).
- Høyland, B., Moene, K. & Willumsen, F. (2012). The tyranny of international index rankings. *Journal of Development Economics*, 97(1), S. 1-14.
- Huber, H. & Schmerkotte, H. (1976). Meßtheoretische Probleme der Sozialforschung. In J. Van Koolwijk & M. Wieken-Mayser (Eds.), *Testen und Messen*. München: Oldenbourg.
- Hunt, J. & Shackley, S. (1999). Reconceiving Science and Policy: Academic, Fiducial and Bureaucratic Knowledge. *Minerva*, 37(2), S. 141-164.
- Hussain, M. A. (2016). EU Country Rankings' Sensitivity to the Choice of Welfare Indicators. *Social Indicators Research*, 125(1), S. 1-17.
- Hussy, W., Schreier, M. & Echterhoff, G. (2009). *Forschungsmethoden in psychologie und sozialwissenschaften-für bachelor*. Wiesbaden: Springer.
- Hyman, H. H. (1972). *Secondary analysis of sample surveys: principles, procedures, and potentialities*. New York: Wiley.
- Iacovou, M., Kaminska, O. & Levy, H. (2012). Using EU-SILC data for cross-national analysis: strengths, problems and recommendations. *ISER Working Paper Series* (Vol. 2012-03): ISER Working Paper Series.
- Ilgen, D. R., Hollenbeck, J. R., Johnson, M. & Jundt, D. (2005). Teams in organizations: From input-process-output models to IMOI models. *Annual Review of Psychology*, 56, S. 517-543.
- Imhof, K. (2006). *Die Diskontinuität der Moderne: zur Theorie des sozialen Wandels*: Campus.
- Ingold, K. & Leifeld, P. (2014). Structural and Institutional Determinants of Influence Reputation: A Comparison of Collaborative and Adversarial Policy Networks in Decision Making and Implementation. *Journal of Public Administration Research and Theory (Online First)*.
- Innes, J. & De Neufville, J. (1975). *Social Indicators and Public Policy: Interactive Process of Design and Application*. Livingston: Transaction.
- Inoue, N. (2014). Learning to overcome epistemological challenges: A case of a cross-cultural action research exchange program between the United States and Japan. *Action Research*, 13(2), S. 154-169.
- Irvine, J. & Martin, B. R. (1984). *Foresight in Science: Picking the Winners*: Pinter.
- Jäckel, M. (2010). *Soziologie: eine Orientierung*. Wiesbaden: Springer.
- Jacob, R. (1995). *Krankheitsbilder und Deutungsmuster: Wissen über Krankheiten und dessen Bedeutung für die Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jacob, R. (2006). *Sozial- und Gesundheitsberichterstattung: Hintergründe, Defizite, Möglichkeiten*. Frankfurt a. M.: P. Lang.
- Jacob, R., Heinz, A. & Décieux, J. P. (2013). *Umfrage: Einführung in die Methoden der Umfrageforschung*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Jäger, W. & Weinzierl, U. (2011). *Moderne soziologische Theorien und Sozialer Wandel*. Wiesbaden: Springer VS.
- Jahn, T., Bergmann, M. & Keil, F. (2012). Transdisciplinarity: Between mainstreaming and marginalization. *Ecological Economics*, 79(0), S. 1-10.
- James, O. & Lodge, M. (2003). The limitations of 'policy transfer' and 'lesson drawing'.for public policy research. *Political studies review*, 1(2), S. 179-193.
- Jansen, T., von Schlippe, A. & Vogd, W. (2014). *Kontexturanalyse – ein Vorschlag für rekonstruktive Sozialforschung in organisationalen Zusammenhängen*.

- Javeline, D. & Shufeldt, G. (2013). Scientific opinion in policymaking: the case of climate change adaptation. *Policy Sciences*, 47(2), S. 121-139.
- Jenkins, S., Lynn, P., Jäckle, A. & Sala, E. (2005). Linking household survey and administrative record data: what should the matching variables be?: DIW-Diskussionspapiere.
- Jeong, S. & Choi, J. Y. (2014). Collaborative research for academic knowledge creation: How team characteristics, motivation, and processes influence research impact. *Science and Public Policy*.
- Jette, D., Grover, L. & Keck, C. (2003). A Qualitative Study of Clinical Decision Making in Recommending Discharge Placement From the Acute Care Setting. *Physical Therapy*, 83(3), S. 224-236.
- Joas, H. (2007). *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag.
- Johnson, T. P. (2015). Cross-Cultural Issues in Survey Methodology. *Public Opinion Quarterly*, 79(Special Issue), S. 211-213.
- Jung, A., Korinek, R.-L. & Straßheim, H. (2014). Embedded expertise: a conceptual framework for reconstructing knowledge orders, their transformation and local specificities. *Innovation: The European Journal of Social Science Research*, 27(4), S. 398-419.
- Jungmann, R., Baur, N. & Ametowobla, D. (2015). Grasping Processes of Innovation Empirically. A Call for Expanding the Methodological Toolkit. An Introduction. *Historical Social Research*, 40(3).
- Juntti, M., Russel, D. & Turnpenny, J. (2009). Evidence, politics and power in public policy for the environment. *Environmental Science & Policy*, 12(3), S. 207-215.
- Kaesler, D. (2006). Max Weber. In D. Kaesler (Ed.), *Klassiker der Soziologie: Von Auguste Comte bis Alfred Schütz* (S. 191-214). München: Beck.
- Kahlert, H. (2011). Entgrenzung zwischen Wissenschaft und Praxis? In B. Hölscher & J. Suchanek (Eds.), *Wissenschaft und Hochschulbildung im Kontext von Wirtschaft und Medien* (S. 123-140). Wiesbaden: Springer VS.
- Kaiser, R. & Prange, H. (2004). Managing diversity in a system of multi-level governance: the open method of co-ordination in innovation policy. *Journal of European Public Policy*, 11(2), S. 249-266.
- Kameo, N. & Whalen, J. (2015). Organizing Documents: Standard Forms, Person Production and Organizational Action. *Qualitative Sociology*, 38(2), S. 205-229.
- Kapteyn, A. & Ypma, J. (2007). Measurement error and misclassification: A comparison of survey and administrative data. *Journal of Labor Economics*, 25(3), S. 513-551.
- Kelle, U. (2011). Computerunterstützung in der qualitativen Forschung. In R. Bohnsack, W. Marotzki & M. Meuser (Eds.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (S. 29-31). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Kelle, U. & Kluge, S. (2010). Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Kelly, A. (2009). In defence of anonymity: rejoining the criticism. *British Educational Research Journal*, 35(3), S. 431-445.
- Kern, H. (1982). *Empirische Sozialforschung: Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*: Beck.
- Kerr, N. & Tindale, R. (2004). Group Performance and decision making. *Annual Review of Psychology*, 55(1), S. 623-655.
- Keynes, J. (1937). The general theory of employment. *The quarterly journal of economics*, S. 209-223.
- Kiecolt, K. J. & Nathan, L. E. (1985). *Secondary Analysis of Survey Data*. New York: SAGE Publications.
- Kiesl, H. & Rässler, S. (2005). Techniken und Einsatzgebiete von Datenintegration und Datenfusion. In C. König, M. Stahl & E. Wiegand (Eds.), *Datenfusion und Datenintegration: 6. wissenschaftliche Tagung*. (Vol. 10). Bonn: Informationszentrum Sozialwissenschaften.

- King, G. (1997). *A Solution to the Ecological Inference Problem: Reconstructing Individual Behavior from Aggregate Data*. Princeton: University Press.
- Klapp, O. E. (1978). *Opening and Closing: Strategies of Information adaption in Society*. Cambridge: University Press.
- Klein, J. T. (2001). *Transdisciplinarity: Joint Problem Solving Among Science, Technology, and Society: An Effective Way for Managing Complexity*. New York: Springer Verlag..
- Klein, J. T. (2004). Prospects for transdisciplinarity. *Futures*, 36(4), S. 515-526.
- Klein, J. T. (2010). A taxonomy of interdisciplinarity. In R. Fordeman, J. T. Klein & C. Mitcham (Eds.), *The Oxford Handbook of interdisciplinarity* (S. 15-30). Oxford: Oxford University Press.
- Kleining, G. (2010). Qualitative Heuristik. In G. Mey & K. Muck (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 65-78). Wiesbaden: Springer.
- Klimkeit, D. & Reihlen, M. (2015). Local responses to global integration in a transnational professional service firm. *Journal of Professions and Organization*.
- Klüver, H., Mahoney, C. & Oppen, M. (2015). Framing in context: how interest groups employ framing to lobby the European Commission. *Journal of European Public Policy*, 22(4), S. 481-498.
- Knoblauch, H. (2011). Transkription. In R. Bohnsack, W. Marotzki & M. Meuser (Eds.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (S. 57-58). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Knoblauch, H. (2014). *Wissenssoziologie*. München: UTB GmbH.
- Knodt, M. & Hüttmann, M. (2012). Der Multi-Level Governance-Ansatz. In H. Bieling & M. Lerch (Eds.), *Theorien der europäischen Integration* (S. 187-205). Wiesbaden: Springer.
- Knorr-Cetina, K. (1981). *The manufacture of knowledge: an essay on the constructivist and contextual nature of science*. Oxford: Pergamon Press.
- Kohlbacher, F. (2006). The use of qualitative content analysis in case study research. *Forum: Qualitative Social Research*, 7(1).
- Koier, E. & Horlings, E. (2014). How accurately does output reflect the nature and design of transdisciplinary research programmes? *Research Evaluation*, 24(1), S. 37-50.
- König, T. (2012). Habermas' Theorie der deliberativen Politik. In T. König (Ed.), *In guter Gesellschaft?* (S. 5-25). Wiesbaden: Springer VS.
- Koopmans, T. C. (1947). Measurement Without Theory. *The Review of Economics and Statistics*, 29(3), S. 161-172.
- Kopp, J. & Lois, D. (2014). *Sozialwissenschaftliche Datenanalyse*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kopp, J., Schneider, J. & Timmler, F. (2012). Zur Entwicklung soziologischer Forschung. *Soziologie*, 41(3), S. 2903-2310.
- Kracauer, S. (1952). The Challenge of Qualitative Content Analysis. *The Public Opinion Quarterly*, 16(4), S. 631-642.
- Krämer, W. (2012). Das Signifikanztest-Ritual und andere Sackgassen des Fortschritts in der Statistik. *AStA Wirtschafts- und Sozialstatistisches Archiv*, 5(4), S. 299-308.
- Krick, E. (2010). Regieren mit Gipfeln–Expertengremien der Großen Koalition. *Zeitschrift für Politikwissenschaft*, 20(2), S. 233-265.
- Krick, E. (2013). *Verhandlungen im Konsensverfahren: Varianten kollektiver Entscheidung in Expertengremien*. Wiesbaden: Springer.
- Krick, E. (2014). Negotiated expertise in policy-making: How governments use hybrid advisory committees. *Science and Public Policy, Online First*.
- Krohn, W. (2003). Das Risiko des (Nicht-)Wissens. Zum Funktionswandel der Wissenschaft in der Wissensgesellschaft. In S. Bösch & I. Schulz-Schaeffer (Eds.), *Wissenschaft in der Wissensgesellschaft* (S. 97-118). Wiesbaden: Springer VS.

- Krohn, W. (2008). Learning from Case Studies. In G. Hadorn-Hirsch, H. Hoffmann-Riem, S. Biber-Klemm, W. Grossenbacher-Mansuy, D. Joye, C. Pohl, U. Wiesmann & E. Zemp (Eds.), *Handbook of Transdisciplinary Research* (S. 369-383). Amsterdam: Springer Netherlands.
- Krüger, H.-H., Rauschenbach, T. & Sander, U. (2007). Editorial. In H.-H. Krüger, T. Rauschenbach & U. Sander (Eds.), *Bildungs- und Sozialberichterstattung* (S. 5-8). Wiesbaden: Springer VS.
- Kübler, H. (2009). *Mythos Wissensgesellschaft: Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuckartz, U. (2010). *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. Wiesbaden: Springer VS
- Kuckartz, U. (2012). *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim Juventa Verlag GmbH.
- Kuhn, T. S. (1967). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kumm, J. (1975). *Wirtschaftswachstum, Umweltschutz, Lebensqualität: eine systemanalytische Umweltstudie für die Bundesrepublik Deutschland bis zum Jahr 2000*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Kuzel, A. (1992). Sampling in qualitative inquiry. In B. Crabtree W. Miller (Ed.), *Doing qualitative research* (S. 31-44). Thousand Oaks: Sage Publications.
- Lamnek, S. (2010). *Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch*. Weinheim: Beltz, PVU.
- Lamont, M. (2012). Toward a comparative sociology of valuation and evaluation. *Annual Review of Sociology*, 38, S. 201-221.
- Lamont, M. & Swidler, A. (2014). Methodological Pluralism and the Possibilities and Limits of Interviewing. *Qualitative Sociology*, 37(2), S. 153-171.
- Lamping, W. (2006). Regieren durch Regierungskommissionen? *Zeitschrift für Sozialreform*, 52(2), S. 233-225.
- Land, K. (1983). Social Indicators. *Annual Review of Sociology*, 9, S. 1-26.
- Lane, R. (1966). The Decline of Politics and Ideology in a Knowledgeable Society. *American Sociological Review*, 31(5), S. 649-662.
- Latour, B. (2007). *Elend der Kritik: vom Krieg um Fakten zu Dingen von Belang*. Berlin: Diaphanes.
- Lau, C. & Beck, U. (1989). *Definitionsmacht und Grenzen angewandter Sozialwissenschaft: Eine Untersuchung am Beispiel der Bildungs- und Arbeitsmarktforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lau, C. & Böschen, S. (2003). Wissensgesellschaft und reflexive Modernisierung. In S. Böschen & I. Schulz-Schaeffer (Eds.), *Wissenschaft in der Wissensgesellschaft* (S. 220-235). Wiesbaden: Springer VS.
- Lau, T. & Wolff, S. (1981). Bündnis wider Willen—Sozialarbeiter und ihre Akten. *Neue Praxis*, 11, S. 199-214.
- Lawhon, M., Manomaivibool, P. & Inagaki, H. (2010). Solving/understanding/evaluating the e-waste challenge through transdisciplinarity? *Futures*, 42(10), S. 1212-1221.
- Lazarsfeld, P. F. (1940). "Panel" Studies. *The Public Opinion Quarterly*, 4(1), S. 122-128.
- Lazarsfeld, P. F. (1959). Problems in Methodology. In L. Cottrell (Ed.), *Sociology Today: Problems and Prospects Bd.1* (S. 38-78). New York: Basic Books.
- Lazarsfeld, P. F. (1966). Concept and Formation and Measurement in the behavioral Sciences: Some Historical Observations. In G. J. DiRenzo (Ed.), *Concepts, theory, and explanation in the behavioral sciences* (S. 144-204). New York: Random House.
- Lazarsfeld, P. F. (1968). *Am Puls der Gesellschaft: zur Methodik der empirischen Soziologie*. Berlin: Europa Verlag.
- Lazarsfeld, P. F. (1984). Wissenschaftslogik und empirische Sozialforschung. In E. Topitsch (Ed.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S. 37 - 49). Köln: Kniepenheuer & Witsch.

- Le Roy, A., Offredi, C. & Ottaviani, F. (2015). The Challenges of Participatory Construction of Social Indicators of Well-Being. *Social Indicators Research*, 120(3), S. 689-700.
- Lee, D., Woo, J. & Mackenzie, A. (2002). The Cultural Context of Adjusting to Nursing Home Life: Chinese Elders' Perspectives. *The Gerontologist*, 42(5), S. 667-675.
- Leggewie, C. (2002). Regieren mit Kommissionen und mit Bürgerkonferenzen : zur Rolle der Ethikräte im politischen Prozess. *Sozialwissenschaftliche Informationen*, Jg. 31(H. 4), S. 34-42.
- Leggewie, C. (2006). Deliberative Demokratie—Von der Politik-zur Gesellschaftsberatung (und zurück) *Handbuch Politikberatung* (S. 152-160). Wiesbaden: Springer.
- Leif, T. (2015). Mythos Politikberater: Das Schattenmanagement von Lobbyisten. In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 229-247). Weilerswist: Vellbrück.
- Leonard, J. & Levine, D. (2006). The effect of diversity on turnover: A large case study. *Industrial and Labor Relations Review*, 59(4), S. 547-572.
- Lessenich, S. (2014). Soziologie - Krise - Kritik. Zu einer kritischen Soziologie der Kritik. *Soziologie*, 43(1), S. 7-24.
- Levidow, L. & Papaioannou, T. (2015). Policy-driven, narrative-based evidence gathering: UK priorities for decarbonisation through biomass. *Science and Public Policy*.
- Lewin, K. (1927). *Gesetz und Experiment in der Psychologie*. Berlin: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Lewin, K. (1931). Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. *Erkenntnis*, 1(1), S. 421-466.
- Liebig, S., Gebel, T., Grenzer, M., Kreusch, J., Schuster, H., Tscherwinka, R. & Witzel, A. (2014). Datenschutzrechtliche Anforderungen bei der Generierung und Archivierung qualitativer Interviewdaten: Working Paper Series des Rates für Sozial-und Wirtschaftsdaten.
- Limoges, C. (1993). Expert knowledge and decision-making in controversy contexts. *Public Understanding of Science*, 2(4), S. 417-426.
- Lincoln, Y. S. & Guba, E. G. (1985). *Naturalistic Inquiry*. New York: SAGE Publications.
- Lingard, L., Schryer, C., Spafford, M. & Campbell, S. (2007). Negotiating the politics of identity in an interdisciplinary research team. *Qualitative Research*, 7(4), S. 501-519.
- Lohmann, H. (2011). Comparability of EU-SILC survey and register data: The relationship among employment, earnings and poverty. *Journal of European Social Policy*, 21(1), S. 37-54.
- Lompe, K. (2006). Traditionelle Modelle der Politikberatung. In S. Falk, D. Rehfeld, A. Römmele & M. Thunert (Eds.), *Handbuch Politikberatung* (S. 25-34). Wiesbaden: Springer VS.
- Loo, R. (2002). A caveat on using single-item versus multiple-item scales. *Journal of managerial psychology*, 17(1), S. 68-75.
- Lorenz, J., Rauhut, H. & Kittel, B. (2015). *Majoritarian democracy undermines truth-finding in deliberative committees*.
- Lück-Filsinger, M. (2006). *Kinder- und Jugendberichterstattung in den Bundesländern: eine qualitativ-empirische Studie*. Mainz: One-Vision-Design.
- Lück-Filsinger, M. (2014). Die Rolle der Wissenschaft in der Jugendberichterstattung - Ergebnisse einer qualitativen Studie. In H. Willems (Ed.), *Konzepte und Methoden der Jugendberichterstattung* (S. 187-197). Wiesbaden: Springer VS.
- Luckmann, T. (1986). Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: kommunikative Gattungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 27, S. 191-211.
- Lüders, C. (2007). Was leistet wissenschaftliche Sozialberichterstattung für Fachpraxis und Politik? In H.-H. Krüger, T. Rauschenbach & U. Sander (Eds.), *Bildungs- und Sozialberichterstattung* (S. 27-41). Wiesbaden: Springer VS.

- Luff, P., Heath, C. & Greatbatch, D. (1992). *Tasks-in-interaction: paper and screen based documentation in collaborative activity*. Paper presented at the Proceedings of the 1992 ACM conference on Computer-supported cooperative work.
- Luhmann, N. (1977). Differentiation of society. *Canadian Journal of Sociology/Cahiers canadiens de sociologie*, S. 29-53.
- Luhmann, N. (1983). *Legitimation durch Verfahren*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1991). *Soziologie des Risikos*. München: De Gruyter.
- Luhmann, N. (1992). *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1996). Modern Society Shocked by its Risks. *Social Sciences Research Centre*, 17(3-19).
- Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2000). *Vertrauen: ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*. Stuttgart Lucius & Lucius.
- Lynn, P. (2009). Methods for longitudinal surveys. In P. Lynn (Ed.), *Methodology of longitudinal surveys* (S. 1-19).
- Madeira, M. A. (2014). Regional integration and national social policies. *Research & Politics*, 1(3).
- Maggetti, M. & Gilardi, F. (2014). Network governance and the domestic adoption of soft rules. *Journal of European Public Policy*, 21(9), S. 1293-1310.
- Maoz, Z. (2002). Case study methodology in international studies: From storytelling to hypothesis testing. In F. Harvey & M. Brecher (Eds.), *Evaluating Methodology in International Studies: Millennial Reflections on International Studies* (S. 161-186). Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Mardorf, S. (2006). *Konzepte und Methoden von Sozialberichterstattung: Eine Empirische Analyse Kommunalen Armuts- und Sozialberichte*. Wiesbaden: Springer VS.
- Marotzki, W. (1996). Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In H. Krüger & W. Marotzki (Eds.), *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung* (S. 55-89). Wiesbaden: Springer VS.
- Marsay, D. (2015). Decision-Making under Radical Uncertainty: An Interpretation of Keynes' Treatise. *Economics Discussion Papers. Special Issue Radical Uncertainty and Its Implications for Economics*, 43.
- Marshall, B., Cardon, P., Poddar, A. & Fontenot, R. (2013). Does sample size matter in qualitative research?: A review of qualitative interviews in IS research. *Journal of Computer Information Systems*, 54(1), S. 11-22.
- Marshall, G. & Barthel, D. L. (1994). *The Concise Oxford dictionary of sociology*. Oxford: Oxford University Press.
- Martin, B. R. (2012). Innovation studies: Challenging the boundaries.
- Marzano, M., Carss, D. & Bell, S. (2006). Working to Make Interdisciplinarity Work: Investing in Communication and Interpersonal Relationships. *Journal of Agricultural Economics*, 57(2), S. 185-197.
- Mason, M. (2010). *Sample size and saturation in PhD studies using qualitative interviews*. Paper presented at the Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research.
- Mattes, J. & Schütze, F. (1973). *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit: Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens*. Reinbeck: Rowohlt.
- Matys, T. (2014). *Macht, Kontrolle und Entscheidungen in Organisationen: Eine Einführung in Organisationale Mikro-, Meso- und Makropolitik*. Wiesbaden: Springer VS.
- Maurer, A. (2008). Institutionalismus und Wirtschaftssoziologie. In A. Maurer (Ed.), *Handbuch der Wirtschaftssoziologie* (S. 62-84). Wiesbaden: Springer VS.
- Mayer, H. (2012). *Interview und schriftliche Befragung: Grundlagen und Methoden empirischer Sozialforschung*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

- Mayntz, R. (1994). Politikberatung und politische Entscheidungsstrukturen: Zu den Voraussetzungen des Politikberatungsmodells. In A. Murswieck (Ed.), *Regieren und Politikberatung* (S. 17-29). Opladen: Leske und Buderich.
- Mayntz, R., Holm, K. & Hübner, P. (1969). Die Inhaltsanalyse *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie* (S. 151-167). Wiesbaden: Springer VS.
- Mayntz, R., Holm, K. & Hübner, P. (1978). *Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie*: Westdeutscher Verlag.
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. (2007a). *On generalization in qualitatively oriented research*. Paper presented at the Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research.
- Mayring, P. (2007b). Qualitative Inhaltsanalyse. In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Eds.), *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. Reinbek: Rowohlt
- Mayring, P. (2010). Qualitative Inhaltsanalyse. In G. Mey & K. Mruck (Eds.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S. 601-613). Wiesbaden: Springer VS.
- Mayring, P. & Brunner, E. (2009). Qualitative Inhaltsanalyse. In R. Buber & H. Holzmüller (Eds.), *Qualitative Marktforschung* (S. 669-680). Wiesbaden: Gabler.
- McKim, C. A. (2015). The Value of Mixed Methods Research: A Mixed Methods Study. *Journal of Mixed Methods Research*, S. 1-21.
- Mégie, A. (2014). The origin of EU authority in criminal matters: a sociology of legal experts in European policy-making. *Journal of European Public Policy*, 21(2), S. 230-247.
- Meier, F. & Schimank, U. (2014). Cluster-Building and the Transformation of the University. *Soziologie*, 43(2), S. 139-166.
- Meinfelder, F. (2013). Datenfusion: Theoretische Implikationen und praktische Umsetzung. In T. Riede, S. Bechtolf & N. Ott (Eds.), *Weiterentwicklung der amtlichen Haushaltsstatiken* (83-100). Berlin: CIVERO Verlag.
- Menges, G. (1964). Ätialität und Adäquation. *Statistische Hefte*, 22(2), S. 144-149.
- Mennicken, A. & Heßling, A. (2007). Welt(en) regulierter Zahlenproduktion zwischen Globalität und Lokalität: Reflexionen zu globalen Standards in Rechnungslegung und Wirtschaftsprüfung. In A. Mennicken & H. Vollmer (Eds.), *Zahlenwerk* (S. 207-227): Springer VS.
- Mennicken, A. & Vollmer, H. (2007). Einleitung: Fundstellen von Zahlenforschung. In A. Mennicken & H. Vollmer (Eds.), *Zahlenwerk* (S. 9-17): Springer VS.
- Mergener, A., Sischka, P. & Décieux, J. P. (2015). „To force or not to force. That is the question!“ – Die Auswirkungen des Einsatzes von Forced-Response-Fragen auf die Befragungsergebnisse – . *Verhandlungen der Kongresse der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, 1.
- Merton, R. K. (1968a). The Bearing of Empirical Research on Sociological Theory. In R. K. Merton (Ed.), *Social Theory and Social Structure*. Florence: Free Press.
- Merton, R. K. (1968b). The Bearing of Sociological Theory on Empirical Research. In R. K. Merton (Ed.), *Social Theory and Social Structure*. Florence: Free Press.
- Merton, R. K. (1968c). Role of the Intellectual in Public Bureaucracy. In R. K. Merton (Ed.), *Social Theory and Social Structure*. Florence: Free Press.
- Meuser, M. & Nagel, U. (2002). ExpertInneninterviews — vielfach erprobt, wenig bedacht. In D. Garz & K. Kraimer (Eds.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen* (S. 441-471). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Meuser, M. & Nagel, U. (2009). Das Experteninterview — konzeptionelle Grundlagen und methodische Anlage. In S. Pickel, G. Pickel, H. Lauth & D. Jahn (Eds.), *Methoden der vergleichenden Politik- und Sozialwissenschaft* (S. 465-479). Wiesbaden: Springer VS.

- Meuser, M. & Nagel, U. (2011). Experteninterview. In R. Bohnsack, W. Marotzki & M. Meuser (Eds.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung* (S. 57-58). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Meyer, J. & Rowan, B. (1977). Institutionalized organizations: Formal structure as myth and ceremony. *American journal of sociology*, 83(2), S. 340-363.
- Meyer, W. (2004). *Indikatorenentwicklung: eine praxisorientierte Einführung*. CEval-Arbeitspapiere; 10. Mannheim.
- Meyer, W. (2007). Messen: Inikatorenskalen-Indizes-Interpretationen. In R. Stockmann (Ed.), *Handbuch zur Evaluation: Eine Praktische Handlungsanleitung* (S. 195-222). München u.a.: Waxmann.
- Meyers, C., Heinen, A. & Willems, H. (2014). Ein partizipatives Modell der Wissensgenerierung – Der luxemburgische Jugendbericht. In H. Willems (Ed.), *Konzepte und Methoden der Jugendberichterstattung* (S. 15-28). Wiesbaden: Springer VS.
- Meyers, C. & Willems, H. (2013). *Evaluation of the European Dashboard of Youth Indicators on Youth in Luxemburg*. Luxemburg: MENJE.
- Miller, P. (2001). Governing by numbers: Why calculative practices matter. *Social Research*, 28, S. 379-396.
- Miller, T., Baird, T., Littlefield, C., Kofinas, G., Chapin III, F. S. & Redman, C. (2008). Epistemological pluralism: reorganizing interdisciplinary research. *Ecology and Society*, 13(2), S. 46.
- Misoch, S. (2014). *Qualitative Interviews*. Wiesbaden: DeGruyter.
- Morales-Gómez, D. (1999). From National to Transnational Social Policies. In D. Morales-Gómez (Ed.), *Transnational Social Policies. The New Development Challenges of Globalization* (S. 1-18). Ottawa: Earthscan.
- Morgenstern, O. (1965). *Ueber die Genauigkeit wirtschaftlicher Beobachtungen*. Wien: Physica Verlag.
- Morse, J. (1994). Designing funded qualitative research. In N. Denzin & Y. Lincoln (Eds.), *Handbook of qualitative research* (S. 220-235). Thousand Oaks, CA: Sage.
- Morse, J. M., Barrett, M., Mayan, M., Olson, K. & Spiers, J. (2008). Verification strategies for establishing reliability and validity in qualitative research. *International journal of qualitative methods*, 1(2), S. 13-22.
- Morse, S. (2004). *Indices and Indicators in Development: An Unhealthy Obsession with Numbers*. London: Earthscan Publications Ltd.
- Moschitz, H. & Home, R. (2014). The challenges of innovation for sustainable agriculture and rural development: Integrating local actions into European policies with the Reflective Learning Methodology. *Action Research*, 12(4), S. 392-409.
- Mruck, K. & Mey, G. (2000). Qualitative Sozialforschung in Deutschland. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(1), S. 54.
- Müller, H. (2015). Wissenschaftliche Politikberatung für die Außenpolitik. In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 139-156). Weilerswist: Vellbrück.
- Müller, W. (1985). *Datenreport 1985: Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland: Bonn Aktuell*.
- Münch, R. (2006). Solidarity and justice in the extended European Union. In M. Bach, C. Lahusen & G. Vobruba (Eds.), *Europe in motion* (S. 79-95). Berlin: Ed. Sigma.
- Münch, R. (2010). *European Governmentality: The Liberal Drift of Multilevel Governance*. New York: Taylor & Francis.
- Münch, R. & Baier, C. (2012). Institutional Struggles for Recognition in the Academic Field: The Case of University Departments in German Chemistry. *Minerva*, 50(1), S. 97-126.

- Murswieck, A. (1994). Wissenschaftliche Beratung im Regierungsprozess *Regieren und Politikberatung*. (S. 103-119). Opladen: Leske und Budrich.
- Mutz, R., Bornmann, L. & Daniel, H. D. (2014). Cross-disciplinary research: What configurations of fields of science are found in grant proposals today? *Research Evaluation*, 24(1), S. 30-36.
- Neal, J. W., Neal, Z. P., VanDyke, E. & Kornbluh, M. (2014). Expediting the Analysis of Qualitative Data in Evaluation: A Procedure for the Rapid Identification of Themes From Audio Recordings (RITA). *American Journal of Evaluation*, 36(1), S. 118-132.
- Neyland, D. (2014). On Organizing Algorithms. *Theory, Culture & Society*, 32(1), S. 119-132.
- Neyland, D. & Woolgar, S. (2002). Accountability in action? the case of a database purchasing decision. *The British journal of sociology*, 53(2), S. 259-274.
- Niemeijer, D. (2002). Developing indicators for environmental policy: Data-driven and theory-driven approaches examined by example. *Environmental Science & Policy*, 5(2), S. 91-103.
- Niesen, P. (2008). Zwischen Pfadabhängigkeit und Kommensuration: Verbote politischer Parteien in Europa. In C. Joerges, M. Mahlmann & U. Preuß (Eds.), „*Schmerzliche Erfahrungen der Vergangenheit“ und der Prozess der Konstitutionalisierung Europas* (S. 258-273). Wiesbaden: Springer VS.
- Nissen, S. (2012). The Eurobarometer and the process of European integration. *Quality & Quantity*, S. 1-15.
- Nissen, S. (2014). Beobachtung oder Intervention: Das Eurobarometer im Prozess der Europäischen Integration. *Zeitschrift für Politik*, 61(1), S. 3-20.
- Noelle-Neumann, E. & Petersen, T. (2005). *Alle, nicht jeder: Einführung in die Methoden der Demoskopie*. Wiesbaden: Springer.
- Nohlen, D. & Schultze, R. O. (2005). *Lexikon der Politikwissenschaft: Theorien, Methoden, Begriffe*. München: Beck.
- Noll, H.-H. (1996). Social indicators and social reporting: The international experience., *Symposium on Measuring the Wellbeing and Social Indicators. Final report. Ottawa: Canadian Council on Social Development*. Ottawa.
- Noll, H.-H. (2003). Sozialberichterstattung, amtliche Statistik und die Beobachtung sozialstaatlicher Entwicklungen. In H. Meulemann (Ed.), *Der Sozialstaat in der amtlichen Statistik. Angebote und Nachfragen. Sozialwissenschaftliche Tagungsberichte*. (Vol. 6, S. 65-84). Bonn: IZ.
- Noll, H. H. (1999). *Die Perspektive der Sozialberichterstattung*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Noll, H. H. (2002). Globale Wohlfahrtsmaße als Instrument der Wohlfahrtsmessung und Sozialberichterstattung: Funktionen, Ansätze und Probleme. In W. Zapf, W. Glatzer, R. Habich & K. U. Mayer (Eds.), *Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung. Festschrift für Wolfgang Zapf* (S. 317-333). Leverkusen: Leske+Budrich
- Noll, H. H. (2004). Social indicators and Quality of Life Research: Background, Achievements and Current Trends. In N. Genov (Ed.), *Advances in sociological knowledge* (S. 151-181). Wiesbaden: Springer VS.
- Noll, H. H. (2005). European System of Social indicators - Konzeptueller Rahmen und Systemarchitektur.
- Noll, H. H. & Zapf, W. (1994). Social Indicators Research: Societal Monitoring and Social reporting. In I. Borg & P. P. Mohler (Eds.), *Trends and perspectives in empirical social research*. München: W. de Gruyter.
- Noll, H. H. (1997). *Sozialberichterstattung in Deutschland: Konzepte, Methoden und Ergebnisse für Lebensbereiche und Bevölkerungsgruppen*. Weinheim Juventa Verlag GmbH.
- Nonaka, I. & Takeuchi, H. (1998). The knowledge-creating company. In D. Neef, T. Siesfeld & J. Cefola (Eds.), *The economic impact of knowledge* (S. 175-189). Boston: Butterworth-Heinemann.
- North, K. (2005). *Wissensorientierte Unternehmensführung: Wertschöpfung durch Wissen*. Wiesbaden: Gabler.

- Nowotny, H. (1994). *Eigenzeit: Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp GmbH.
- Nowotny, H. (2007). How many policy rooms are there? Evidence-based and other kinds of science policies. *Science, Technology & Human Values*, 32(4), S. 479-490.
- Nowotny, H., Scott, P. & Gibbons, M. (2001). *Re-Thinking Science: Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty*. Cambridge: Polity Press.
- Nowotny, H., Scott, P. & Gibbons, M. (2003). Introduction: 'Mode 2' Revisited: The New Production of Knowledge. *Minerva*, 41(3), S. 179-194.
- Nunnally, J. C. (1978). *Psychometric theory*: McGraw-Hill.
- Nutley, S., Morton, S., Jung, T. & Boaz, A. (2010). Evidence and policy in six European countries: diverse approaches and common challenges. *Evidence & Policy: A Journal of Research, Debate & Practice*, 6(2), S. 131-144.
- Nyhlen, J. & Lidén, G. (2013). Methods for analyzing decision-making: a framework approach. *Quality & Quantity*, 48(5), S. 2523-2535.
- Oereskes, N. (2015). From a Nuclear Winter to Climate Change: the Political Uses of Scientific Dissent". In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 35-50). Weilerswist: Vellbrück.
- Oevermann, U., Allert, T., Konau, E. & Krambeck, J. (1979). Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In H. Soeffner (Ed.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (S. 352-434). Stuttgart: JB Metzler.
- Opp, K. (2012). Die Produktion historischer ‚Tatsachen‘. *Soziologie*, 41(2), S. 143-157.
- Oreszczyn, S., Lane, A. & Carr, S. (2010). The role of networks of practice and webs of influencers on farmers' engagement with and learning about agricultural innovations. *Journal of Rural Studies*, 26(4), S. 404-417.
- Osborne, P. (2015). Problematizing Disciplinarity, Transdisciplinary Problematics. *Theory, Culture & Society*.
- Pawson, R. (2007). Evidence-based policy: a realist perspective. Wiley Online Library.
- Peeters, H., Verschraegen, G. & Debels, A. (2014). Commensuration and policy comparison: How the use of standardized indicators affects the rankings of pension systems. *Journal of European Social Policy*, 24(1), S. 19-38.
- Perrig-Chiello, P. (2012). Zeiterleben und Zeitgestaltung in biographischen Übergangsphasen. Der Mensch im Spannungsfeld zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen. In R. Kunz & I. Noth (Eds.), *Nachdenkliche Seelsorge - seelsorgliches Nachdenken: Festschrift für Christoph Morgenthaler zum 65. Geburtstag* (S. 311-326). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Perrig-Chiello, P. & Hutchison, S. (2014). Wohlbefinden von Kindern – ein vernachlässigtes Thema in der europäischen Sozialberichterstattung. In H. Willems (Ed.), *Konzepte und Methoden der Jugendberichterstattung* (S. 137-149). Wiesbaden: Springer VS.
- Petermann, F. & Hehl, F. (1989). *Einzelfallanalyse*. München: Oldenbourg.
- Peters, B. (1993). *Die Integration moderner Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Petkov, M. P. & Kaoullas, L. G. (2015). Overcoming respondent resistance at elite interviews using an intermediary. *Qualitative Research*, Online First.
- Pfaff, N. (2006). Triangulation standardisierter und nicht standardisierter Forschungsmethoden-Eine Studie aus der Jugendforschung. *ZQF-Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 6(2), S. 249-268.
- Pickel, S. & Pickel, G. (2006). *Politische Kultur- und Demokratieforschung: Grundbegriffe, Theorien, Methoden. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Podsakoff, P. M., MacKenzie, S. B. & Podsakoff, N. P. (2012). Sources of method bias in social science research and recommendations on how to control it. *Annual Review of Psychology*, 63(1), S. 539-569.

- Pohl, C. & Hirsch Hadorn, G. (2008). Methodological challenges of transdisciplinary research. *Natures Sciences Sociétés*, 16(2), S. 111-121.
- Pohl, C., Perrig-Chiello, P., Butz, B., Hadorn, G., Joye, D., Lawrence, R., Nentwich, M., Paulsen, T., Rassini, M., Truffer, B., Wastl-Walter, D., Wiesmann, U. & Zinsstag, J. (2010). Questions to evaluate inter-and transdisciplinary research proposals. Workings Paper. Network for Transdisciplinary Research, Bern.
- Polanyi, K. (1944). *The Great Transformation: The Political and Economic Origins of Our Time*. Boston: Beacon Press.
- Polanyi, M. (1985). *Implizites Wissen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Pollock, F. (1955). *Gruppenexperiment*. Wien: Europäische Verlagsanstalt.
- Pongratz, H. J., Bernhard, S. & Abbenhardt, L. (2014). Fiktion und Substanz. Praktiken der Bewältigung zukunftsbezogener Ungewissheit wirtschaftlichen Handelns am Beispiel der Gründungsförderung. *Berliner Journal für Soziologie*, 24(3), S. 397-423.
- Popa, F., Guillermin, M. & Dedeurwaerdere, T. (2015). A pragmatist approach to transdisciplinarity in sustainability research: From complex systems theory to reflexive science. *Futures*, 65, S. 45-56.
- Popper, K. (1982). *Logik der Forschung*. Tübingen Mohr.
- Porteous, M. (2015). The magician's hat: Evidence and openness in policy making. *Science and Public Policy, Online First*.
- Porter, T. (1996). *Trust in Numbers: The Pursuit of Objectivity in Science and Public Life*. Princeton: Princeton University Press.
- Porter, T. (2006). Speaking precision to power: The modern political role of social science. *Social Research: An International Quarterly*, 73(4), S. 1273-1294.
- Porter, T. (2011). Transnational Policy Paradigm Change and Conflict in the Harmonization of Vehicle Safety and Accounting Standards. In G. Skogstad (Ed.), *Policy Paradigms, Transnationalism, and Domestic Politics* (S. 64-91). Toronto: University of Toronto Press.
- Power, M. (2007). Die Erfindung operativer Risiken. In A. Mennicken & H. Vollmer (Eds.), *Zahlenwerk* (S. 123-142). Wiesbaden: Springer VS.
- Prince, R. (2014). Calculative Cultural Expertise? Consultants and Politics in the UK Cultural Sector. *Sociology*, 48(4), S. 747-762.
- Przyborski, A. & Wohlrab-Sahr, M. (2010). *Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Radaelli, C. (2009). Measuring policy learning: regulatory impact assessment in Europe. *Journal of European Public Policy*, 16(8), S. 1145-1164.
- Radaelli, C. & O'Connor, K. (2009). How bureaucratic elites imagine Europe: towards convergence of governance beliefs? *Journal of European Public Policy*, 16(7), S. 971-989.
- Radermacher, W. (2005). *Statistikübergreifende Berichterstattung und Modellierung – Künftige Ausrichtung des Statistischen Bundesamtes*. Paper presented at the Neue Wege statistischer Berichterstattung Mikro- und Makrodaten als Grundlage sozioökonomischer Modellierungen 14. Wissenschaftliches Kolloquium am 28. und 29. April 2005, Wiesbaden.
- Raithel, J. (2008). *Quantitative Forschung: Ein Praxiskurs*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rammert, W. (2003). Zwei Paradoxien einer innovationsorientierten Wissenspolitik: Die Verknüpfung heterogenen und die Verwertung impliziten Wissens. *Soziale Welt*, S. 483-508.
- Ramsenthaler, C. (2013). Was ist „Qualitative Inhaltsanalyse?“. In M. Schnell, C. Schulz, H. Kolbe & C. Dunger (Eds.), *Der Patient am Lebensende* (S. 23-42). Wiesbaden: Springer VS.
- Reichert, J. (2015). Wie mit den Daten umgehen? Persönlichkeitsrechte und Datenschutz in der Qualitativen Sozialforschung. *Soziologie*, 44(2), S. 186-202.
- Reinecke, J. (2014). *Strukturgleichungsmodelle in den Sozialwissenschaften*. München: Oldenbourg Verlag.

- Renn, O. (2014). *Das Risikoparadox: Warum wir uns vor dem Falschen fürchten*. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag.
- Renn, O. (2015). Ethikkommission: Wie legitim ist die Legitimation der Politik? In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 17-34). Weilerswist: Vellbrück.
- Renn, O. & Klinke, A. (2013). A framework of adaptive risk governance for urban planning. *Sustainability*, 5(5), S. 2036-2059.
- Renn, O. & Klinke, A. (2015). Risk Governance and Resilience: New Approaches to Cope with Uncertainty and Ambiguity. In U. Paleo (Ed.), *Risk Governance* (S. 19-41). Wiesbaden: Springer
- Riddell, P. (2014). Making Better Use of Evidence in Government. *Political Insight*, 5(2), S. 8-11.
- Rietig, K. (2014). 'Neutral' experts? How input of scientific expertise matters in international environmental negotiations. *Policy Sciences*, 47(2), S. 141-160.
- Riles, A. (2006). *Documents: artifacts of modern knowledge*: University of MICHIGAN Press.
- Ringel, L., Reischauer, G. & Suchy, D. (2014). Schlägt Wissen Funken? Zu den Effekten des politischen Steuerungsinstrumentes Sparkling Science. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 39(2), S. 153-162.
- Roggenthin, K. (2008). *Tagungsdokumentation des Runden Tisches zum Strukturierten Dialog mit der Jugend: Beispiele guter Beteiligungspraxis*. München: Centrum für angewandte Politikforschung
- Roll-Hansen, N. (2009). *Why the distinction between basic (theoretical) and applied (practical) research is important in the politics of science*. London.
- Romhardt, K. (1998). *Die Organisation aus der Wissensperspektive: Möglichkeiten und Grenzen der Intervention*. Wiesbaden: Gabler.
- Roose, J. (2013). Fehlermultiplikation und Pfadabhängigkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 65(4), S. 697-714.
- Rosa, H. (2005). *Beschleunigung: die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*: Suhrkamp.
- Rosenbaum, P. R. & Rubin, D. B. (1983). The central role of the propensity score in observational studies for causal effects. *Biometrika*, 70(1), S. 41-55.
- Rosenbaum, P. R. & Rubin, D. B. (1985). Constructing a control group using multivariate matched sampling methods that incorporate the propensity score. *The American Statistician*, 39(1), S. 33-38.
- Rosenlund, J., Hogland, W., Johansson, A. & Seddon, J. (2014). A cross-national environmental cluster collaboration: Shifting between an analytical and management level of the triple helix. *Science and Public Policy, Online first*.
- Rosenmann, A., Reese, G. & Caneron, J. (in Press). Social Identities in a Globalized World: Challenges and Opportunities for Collective Action *Perspectives on Psychological Science*.
- Rosenthal, G. (2005). *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. Weinheim Juventa Verlag.
- Rossberger, R. J. & Krause, D. E. (2014). Participative and Team-Oriented Leadership Styles, Countries' Education Level, and National Innovation: The Mediating Role of Economic Factors and National Cultural Practices. *Cross-Cultural Research*, 49(1), S. 20-56.
- Rössel, J. (2009). *Sozialstrukturanalyse: Eine kompakte Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rossiter, J. (2002). The C-OAR-SE procedure for scale development in marketing. *International journal of research in marketing*, 19(4), S. 305-335.
- Ruhrmann, G. (1989). *Rezipient und Nachricht: Struktur und Prozess der Nachrichtenrekonstruktion*.
- Ryan, K. E., Gandha, T., Culbertson, M. J. & Carlson, C. (2013). Focus Group Evidence: Implications for Design and Analysis. *American Journal of Evaluation*, 35(3), S. 328-345.

- Ryder, A. (2015). *Co-producing Knowledge with below the radar communities: Factionalism, Commodification or Partnership? A Gypsy, Roma and Traveller Case Study*. Birmingham: Third Sector Research Centre .
- Rydin, Y., Holman, N., Hands, V. & Sommer, F. (2003). Incorporating sustainable development concerns into an urban regeneration project: how politics can defeat procedures. *Journal of Environmental Planning and Management*, 46(4), S. 545-561.
- Sandelowski, M. (1995). Sample size in qualitative research. *Research in Nursing & Health*, 18(2), S. 179-183.
- Sanderson, I. (2002). Evaluation, Policy Learning and Evidence-Based Policy Making. *Public Administration*, 80(1), S. 1.
- Sarris, C. M. & Proto, A. N. (2014). Quantum models for decision making and opinion dynamics the role of the Lie algebras. *Quality & Quantity*, 48(4), S. 1945-1956.
- Saunders, B., Kitzinger, J. & Kitzinger, C. (2014). Anonymising interview data: challenges and compromise in practice. *Qualitative Research*.
- Schakel, A., Hooghe, L. & Marks, G. (2014). Multilevel governance and the state. In S. S. Leibfried, E. Huber & J. Stephens (Eds.), *Transformation of the state* (S. 269-285). Oxford: Oxford University Press.
- Scheffer, T. & Schmidt, R. (2013). Public Sociology: Eine praxeologische Reformulierung. *Soziologie*, 42(3), S. 255-270.
- Schelsky, H. (1961). *Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation*. Wiesbaden: Springer VS.
- Scheuch, E. (2002). Der Aufstieg der empirischen Sozialforschung aus dem Geist des New Deal *Fünfzig Jahre nach Weinheim: Empirische Markt-und Sozialforschung gestern, heute, morgen*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft (S. 50-58).
- Scheuch, E. & Scheuch, U. (2003a). *Sozialer Wandel: Band 1: Theorien des Sozialen Wandels*: Westdeutscher Verlag.
- Scheuch, E. & Scheuch, U. (2003b). *Sozialer Wandel: Band 2: Gegenwartsgesellschaften Im Prozess des Wandels*: Westdeutscher Verlag.
- Schimank, U. (2010). Max Webers Rationalisierungsthese – differenzierungstheoretisch und wirtschaftssoziologisch gelesen. In A. Maurer (Ed.), *Wirtschaftssoziologie nach Max Weber* (S. 226-247). Wiesbaden: Springer VS.
- Schmidt-Wellenburg, C. (2014). Der Aufstieg der Beratung zur transnationalen Regierungsform im Feld des Managements. *Berliner Journal für Soziologie*, 24(2), S. 227-255.
- Schmidt, C. (2015). Politikberatung und Evaluationskultur in Deutschland. In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 157-188). Weilerswist: Vellbrück.
- Schmidt, M. G. (2010). *Demokratietheorien: Eine Einführung*: Springer.
- Schmitt-Beck, R., Faas, T. & Holst, C. (2006). Der Rolling Cross-Section Survey – ein Instrument zur Analyse dynamischer Prozesse der Einstellungsentwicklung: Bericht zur ersten deutschen RCS-Studie anlässlich der Bundestagswahl 2005. *ZUMA Nachrichten*, 58.
- Schnell, R. (2006). Die Umstellung des LFS (Labour Force Survey) auf RDD-CATI (Random DigitDialing – Computer Assisted Telephone Interviewing). In Statec (Ed.), *Économie et statistiques* (Vol. 14). Konstanz.
- Schnell, R., Hill, P. B. & Esser, E. (2011). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. München: Oldenbourg
- Scholz, R. W. (2011). *Environmental Literacy in Science and Society: From Knowledge to Decisions*. Cambridge University Press.
- Scholz, R. W., Lang, D. J., Wiek, A., Walter, A. I. & Stauffacher, M. (2006). Transdisciplinary case studies as a means of sustainability learning: Historical framework and theory. *International Journal of Sustainability in Higher Education*, 7(3), S. 226-251.

- Scholz, R. W. & Steiner, G. (2015a). The real type and ideal type of transdisciplinary processes: part I—theoretical foundations. *Sustainability Science*, S. 1-18.
- Scholz, R. W. & Steiner, G. (2015b). The real type and ideal type of transdisciplinary processes: part II—what constraints and obstacles do we meet in practice? *Sustainability Science*, S. 1-19.
- Scholz, R. W. & Steiner, G. (2015c). Transdisciplinarity at the crossroads. *Sustainability Science*, 10(4), S. 521-526.
- Scholz, R. W. & Tietje, O. (2002). *Embedded Case Study Methods: Integrating Quantitative and Qualitative Knowledge*. New York: SAGE Publications.
- Schoonmaker, M. G. & Carayannis, E. G. (2013). Mode 3: A Proposed Classification Scheme for the Knowledge Economy and Society. *Journal of the Knowledge Economy*, 4(4), S. 556-577.
- Schrefler, L. (2010). The Usage of Scientific Knowledge by Independent Regulatory Agencies. *Governance*, 23(2), S. 309-330.
- Schroer, M. (2009). Theorie Reflexiver Modernisierung. In G. Kneer & M. Schroer (Eds.), *Handbuch Soziologische Theorien* (S. 491-515). Wiesbaden: Springer VS.
- Schulze, S. (2003). Views on the combination of quantitative and qualitative research approaches. *Progressio*, 25(2), S. 8-20.
- Schumann, S. (2012). *Repräsentative Umfrage: Praxisorientierte Einführung in empirische Methoden und statistische Analyseverfahren*. München: Oldenbourg.
- Schütz, A. (1972). Der Gut Informierte Bürger. In A. Brodersen (Ed.), *Gesammelte Aufsätze* (S. 85-101). Amsterdam: Springer Netherlands.
- Schwartz, B., Ben-Haim, Y. & Dacso, C. (2011). What Makes a Good Decision? Robust Satisficing as a Normative Standard of Rational Decision Making. *Journal for the Theory of Social Behaviour*, 41(2), S. 209-227.
- Schwartz, S. (2004). Mapping and interpreting cultural differences around the world. In H. Vinken, J. Soeters & P. Ester (Eds.), *Comparing Cultures. Dimensions of Culture in Comparative Perspective* (S. 43-73). Leiden, Boston: Brill 2004.
- Schwinn, T. (2009). Institutionenanalyse und Makrosoziologie nach Max Weber. In M. Stachura, A. Bienfait, G. Albert & S. Sigmund (Eds.), *Der Sinn der Institutionen* (S. 43-69). Wiesbaden: Springer VS.
- Seabrooke, L. & Tsingou, E. (2015). Professional emergence on transnational issues: Linked ecologies on demographic change. *Journal of Professions and Organization*, 2(1), S. 1-18.
- Seawright, J. & Gerring, J. (2008). Case selection techniques in case study research a menu of qualitative and quantitative options. *Political Research Quarterly*, 61(2), S. 294-308.
- Selvin, H. (1965). Durkheims "Suicide" und Probleme empirischer Forschung. In E. Topitsch (Ed.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S. 383 -406). Kiepenheuer & Witsch: Köln.
- Seppo, M., Rõigas, K. & Varblane, U. (2014). Governmental Support Measures for University–Industry Cooperation—Comparative View in Europe. *Journal of the Knowledge Economy*, 5(2), S. 388-408.
- Sharman, A. & Holmes, J. (2010). Evidence-based policy or policy-based evidence gathering? Biofuels, the EU and the 10% target. *Environmental Policy and Governance*, 20(5), S. 309-321.
- Sheldon, E. & Freeman, H. (1970). Notes on social indicators: Promises and potential. *Policy Sciences*, 1(1), S. 97-111.
- Sheldon, E. H. B. & Moore, W. E. (1968). *Indicators of Social Change: Concepts and Measurements*. New York: Sage.
- Shen, Y., Hermans, E., Brijs, T. & Wets, G. (2012). Data Envelopment Analysis for Composite Indicators: A Multiple Layer Model. *Social Indicators Research*, 114(2), S. 739-756.
- Siefken, S. (2007). *Expertenkommissionen im politischen Prozess*. Wiesbaden: Springer.

- Silverman, D. (2006). *Interpreting Qualitative Data: Methods for Analyzing Talk, Text and Interaction*. New York: SAGE
- Simon, H. A. (1957). *Administrative behavior: a study of decision-making processes in administrative organization*: Macmillan.
- Simoni, H., Perrig-Chiello, P. & Büchler, A. (2008). Children and Divorce Investigating Current Legal Practices and their Impact on Family Transitions. In G. Hadorn-Hirsch, H. Hoffmann-Riem, S. Biber-Klemm, W. Grossenbacher-Mansuy, D. Joye, C. Pohl, U. Wiesmann & E. Zemp (Eds.), *Handbook of Transdisciplinary Research* (S. 259-274). Amsterdam: Springer Netherlands.
- Sintomer, Y., Herzberg, C. & Röcke, A. (2009). *Der Bürgerhaushalt in Europa - eine realistische Utopie? Zwischen Partizipativer Demokratie, Verwaltungsmodernisierung und sozialer Gerechtigkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sirgy, M. J. (2010). Theoretical Perspectives Guiding QOL Indicator Projects. *Social Indicators Research*, 103(1), S. 1-22.
- Skogstad, G. (2011). *Policy Paradigms, Transnationalism, and Domestic Politics*. Toronto: University of Toronto Press.
- Smith, M. & Zhang, H. (2011). On the use of indicators of the generosity of unemployment compensation in quantitative cross-national research. *International Journal of Comparative Sociology*, 52(5), S. 413-430.
- Stachura, M. (2009). Einleitung Der Standort weberianischer Institutionentheorie im Raum konkurrierender Forschungsprogramme. In M. Stachura, A. Bienfait, G. Albert & S. Sigmund (Eds.), *Der Sinn der Institutionen* (S. 8-39). Wiesbaden: Springer VS.
- Star, S. (2004). Kooperation ohne Konsens in der Forschung: Die Dynamik der Schließung in offenen Systemen. In J. Strübing, I. Schulz-Schaeffer, M. Meister & J. Gläser (Eds.), *Kooperation im Niemandsland* (S. 58-76). Wiesbaden: Springer VS.
- Star, S. L. & Lampland, M. (2009). Reckoning with Standards. In M. Lampland & S. L. Star (Eds.), *Standards and their Stories: How quantifying, classifying and formalizing practices shape everyday life*. London: Cornell.
- Steelman, T., Nichols, E. G., James, A., Bradford, L., Ebersöhn, L., Scherman, V., Omidire, F., Bunn, D. N., Twine, W. & McHale, M. R. (2015). Practicing the science of sustainability: the challenges of transdisciplinarity in a developing world context. *Sustainability Science*, 10(4), S. 581-599.
- Stehr, N. (1994). *Arbeit, Eigentum und Wissen: Zur Theorie von Wissensgesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Stehr, N. (2003). *Wissenspolitik: die Überwachung des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Steigleder, S. (2008). *Die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse im Praxistest: eine konstruktiv kritische Studie zur Auswertungsmethodik von Philipp Mayring*. Marburg: Tectum-Verlag.
- Steinilber, J. (2012). Liberaler Intergouvernementalismus. In H. Bieling & M. Lerch (Eds.), *Theorien der europäischen Integration* (S. 141-163). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Steinke, I. (2008). Gütekriterien qualitativer Forschung. In U. Flick, E. Von Kardorff & I. Steinke (Eds.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (S. 319-332). Reinbek Rowohlt.
- Stember, M. (1991). Advancing the social sciences through the interdisciplinary enterprise. *Social Science Journal*, 28(1), S. 1.
- Stevens, S. (1946). On the theory of scales of measurement. *Science New Series*, Vol. 103, No. 2684, 103(2684), S. 677-680.
- Stockmann, R. (2006). *Evaluation und Qualitätsentwicklung: Eine Grundlage für wirkungsorientiertes Qualitätsmanagement*. Münster: Waxmann Verlag
- Strang, D. & Meyer, J. (1993). Institutional conditions for diffusion. *Theory and society*, 22(4), S. 487-511.

- Strassheim, H. & Kettunen, P. (2014). When does evidence-based policy turn into policy-based evidence? Configurations, contexts and mechanisms. *Evidence & Policy: A Journal of Research, Debate & Practice*, 10(2), S. 259-277.
- Strübing, J. (2008). *Grounded Theory*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sturgis, P., Allum, N. & Brunton-Smith, I. (2009). Attitudes over time: The psychology of panel conditioning. *Methodology of longitudinal surveys*, S. 113-126.
- Tajfel, H. (1981). *Human groups and social categories: Studies in social psychology*: CUP Archive.
- Tajfel, H. & Turner, J. (1979). An integrative theory of intergroup conflict. *The social psychology of intergroup relations*, 33, S. 47.
- Tajfel, H. & Turner, J. (2004). The Social Identity Theory of Intergroup Behavior. In J. J. & J. Sidanius (Eds.), *Political psychology: Key readings* (S. 276-293). New York, NY, US: Psychology Press.
- Tenbruck, F. (1986). *Geschichte und Gesellschaft*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Tenscher, J. (1998). Politik für das Fernsehen — Politik im Fernsehen. Theorien, Trends und Perspektiven. In U. Sarcinelli (Ed.), *Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft* (S. 184-208). Wiesbaden: Springer VS.
- Terzi, S. (2012). How to Integrate Macro and Micro Perspectives: An Example on Human Development and Multidimensional Poverty. *Social Indicators Research*, 114(3), S. 935-945.
- Theanderson, C. & Rolandsson, B. (2013). Preventing Cooperative Knowledge Production From Falling Apart: A Matter of Trust in Academia. *SAGE Open*, 3(4).
- Thommen, J.-P. (2014). Stakeholder. In Springer (Ed.), *Gabler Wirtschaftslexikon* Wiesbaden: Springer.
- Tilbury, C. (2004). The influence of performance measurement on child welfare policy and practice. *British journal of social work*, 34(2), S. 225-241.
- Toivanen, H. & Suominen, A. (2014). Epistemic integration of the European Research Area: The shifting geography of the knowledge base of Finnish research, 1995–2010. *Science and Public Policy*, 42(4), S. 549–566 .
- Toomela, A. (2008). Variables in Psychology: A Critique of Quantitative Psychology. *Integrative Psychological and Behavioral Science*, 42(3), S. 245-265.
- United States. Dept. of Health, E. & Welfare. (1969). *Toward a social report*: University of Michigan Press.
- van de Vijver, F. J. R. & Leung, K. (1997). *Methods and Data Analysis for Cross-Cultural Research*. New York: SAGE.
- Van Deth, J. (1998). *Equivalence in comparative political research*. London: Routledge.
- van Deth, J. (2003). Using published survey data. In J. Harkness, F. van de Vijver & m. Mohler (Eds.), *Cross-cultural survey methods* (S. 291–309). Wiley and Sons: New Jersey.
- van Kammen, J., de Savigny, D. & Sewankambo, N. (2006). Using knowledge brokering to promote evidence-based policy-making: the need for support structures. *Bulletin of the World Health Organization*, 84(8), S. 608-612.
- van Rijnsoever, F. J. & Hessels, L. K. (2011). Factors associated with disciplinary and interdisciplinary research collaboration. *Research Policy*, 40(3), S. 463-472.
- Vaucher, A. (2014). Transnationale Expertenfelder als schwache Felder. Der Entwurf des ersten Weltgerichtshofs und die Entstehung eines internationalen Expertentums. *Berliner Journal für Soziologie*, 24(2), S. 201-226.
- Vaughn, L. M. & Lohmueller, M. (2014). Calling all stakeholders: group-level assessment (GLA)-a qualitative and participatory method for large groups. *Evaluation Review*, 38(4), S. 336-355.
- Veenendaal, W. P. & Corbett, J. (2014). Why Small States Offer Important Answers to Large Questions. *Comparative Political Studies*, 48(4), S. 527-549.
- Verhoest, K., Peters, B., Bouckaert, G. & Verschuere, B. (2004). The study of organisational autonomy: a conceptual review. *Public Administration and Development*, 24(2), S. 101-118.

- Vermeulen, B. & Pyka, A. (2015). Agent-based Modeling for Decision Making in Economics under Uncertainty. *Economics Discussion Papers. Special Issue Radical Uncertainty and Its Implications for Economics*, 45.
- Vītola, A. (2014). Innovation policy mix in a multi-level context: The case of the Baltic Sea Region countries. *Science and Public Policy* 42(3), S. 401-414.
- Vobruba, G. (2008). Die Entwicklung der Europasozologie aus der Differenz national/europäisch. *Berliner Journal für Soziologie*, 18(1), S. 32-51.
- Vobruba, G. (2010). Intellektualität in der europäischen Integration. In J. Wienand & C. Wienand (Eds.), *Die kulturelle Integration Europas* (S. 341-357). Wiesbaden: Springer VS.
- Vogel, J. (1997). The Future Direction of Social Indicator Research. *Social Indicators Research*, 42(2), S. 103-116.
- Voigt, S. (2009). Institutionenökonomik. Paderborn: UTB.
- Volkman, U. (2007). Das schwierige Leben in der „Zweiten Moderne“ — Ulrich Becks „Risikogesellschaft“. In U. Schimank & U. Volkman (Eds.), *Soziologische Gegenwartsdiagnosen I* (S. 23-40): Springer VS.
- Vollmer, H. (2003). Bookkeeping, accounting, calculative practice: the sociological suspense of calculation. *Critical Perspectives on Accounting*, 14(3), S. 353-381.
- von Auer, L. (2007). *Ökonometrie: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer.
- Vormbusch, U. (2004). Accounting. Die Macht der Zahlen im gegenwärtigen Kapitalismus. *Berliner Journal für Soziologie*, 14(1), S. 33-50.
- Vormbusch, U. (2007). Die Kalkulation der Gesellschaft. In A. Mennicken & H. Vollmer (Eds.), *Zahlenwerk* (S. 43-63). Wiesbaden: Springer VS.
- Vormbusch, U. (2012). *Die Herrschaft der Zahlen: zur Kalkulation des Sozialen in der kapitalistischen Moderne*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Voss, J., Albert, I. & Ferring, D. (2014). Language use and value orientations in multinational work teams in Luxembourg: Conflict or harmony? *International Journal of Intercultural Relations*, 41, S. 192-196.
- Wagner, G. (2002). Sozialberichterstattung und Politikberatung. In W. Glatzer, R. Habich & K. U. Mayer (Eds.), *Sozialer Wandel und gesellschaftliche Dauerbeobachtung* (S. 405-420). Wiesbaden: Springer VS.
- Wagner, G. (2015). Welche Rolle kann wissenschaftliche Beratung sinnvollerweise spielen? . In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 189-216). Weilerswist: Vellbrück.
- Wagner, G. & Weingart, P. (2015). Wissenschaftliche Politikberatung zwischen Legitimierungsfunktion und der Rolle des >ehrlichen< Maklers. In P. Weingart & G. Wagner (Eds.), *Wissenschaftliche Politikberatung im Praxistest* (S. 9-16). Weilerswist: Vellbrück.
- Weber, M. (1892). *Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland (Preussische Provinzen Ost- und Westpreussen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Grossherzogtümer Mecklenburg, Kreis Herzogtum Lauenburg)*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Weber, M. (2010). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins.
- Wehling, P. (2014). Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative Praxis. *Soziologie*, 43(1), S. 25-42.
- Weiber, R. & Mühlhaus, D. (2014). *Strukturgleichungsmodellierung: Eine anwendungsorientierte Einführung in die Kausalanalyse mit Hilfe von AMOS, SmartPLS und SPSS*: Springer.
- Weingart, P. (1983). Verwissenschaftlichung der Gesellschaft-Politisierung der Wissenschaft. *Zeitschrift für Soziologie*, 12(3), S. 225-241.
- Weingart, P. (1999). Neue Formen der Wissensproduktion: Fakt, Fiktion und Mode. *Zeitschrift des ITAS zur Technikfolgenabschätzung*, 8(3), S. 48-57.
- Weingart, P. (2003). *Wissenschaftssoziologie*. Bielefeld Transcript.

- Weingart, P. (2006). Erst denken, dann handeln? Wissenschaftliche Politikberatung aus der Perspektive der Wissens(chaft)soziologie. In S. Falk, D. Rehfeld, A. Römmele & M. Thunert (Eds.), *Handbuch Politikberatung* (S. 35-44). Wiesbaden: Springer VS.
- Weingart, P. (2010). Wissenschaftssoziologie. In D. Simon, A. Knie & S. Hornbostel (Eds.), *Handbuch Wissenschaftspolitik* (S. 118-129). Wiesbaden: Springer VS.
- Weingart, P. (2011). *Die Stunde der Wahrheit?*. Birkach: Velbrück.
- Weingart, P. & Lentsch, J. (2008). *Wissen, Beraten, Entscheiden: Form und Funktion wissenschaftlicher Politikberatung in Deutschland*. Weilerswist: Velbrück.
- Weingart, P. & Pansegrau, P. (1998). Reputation in der Wissenschaft und Prominenz in den Medien: die Goldhagen-Debatte. *Rundfunk und Fernsehen. Sonderband: Die Medien der Wissenschaft*, 46(2-3), S. 193-208.
- Weischer, C. (2005). Empirische Sozialforschung und Sozialer Wandel. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 28(2), S. 169-185.
- Weishaupt, H. (2007). Der Beitrag von Wissenschaft und Forschung zur Bildungs- und Sozialberichterstattung. In H. Krüger, T. Rauschenbach & U. Sander (Eds.), *Bildungs- und Sozialberichterstattung* (S. 42-52). Wiesbaden: Springer VS.
- Weiss, C. (1979). The Many Meanings of Research Utilization. *Public Administration Review*, 39(5), S. 426-431.
- Wertz, F. (1983). From Everyday To Psychological Description: Analyzing the Moments of a Qualitative Data Analysis. *Journal of Phenomenological Psychology*, 14(1), S. 197-241.
- Wesselink, A., Colebatch, H. & Pearce, W. (2014). Evidence and policy: discourses, meanings and practices. *Policy Sciences*, 47(4), S. 339-344.
- Wickson, F., Carew, A. L. & Russell, A. W. (2006). Transdisciplinary research: characteristics, quandaries and quality. *Futures*, 38(9), S. 1046-1059.
- Wilcox, L. D. (1973). *Social indicators and societal monitoring: An annotated bibliography*: Elsevier Scientific Pub. Co.
- Wiles, R., Coffey, A., Robinson, J. & Heath, S. (2012). Anonymisation and visual images: issues of respect, 'voice' and protection. *International Journal of Social Research Methodology*, 15(1), S. 41-53.
- Willems, H. (2014). Konzeptionelle und methodologische Herausforderungen der Jugendberichterstattung. In H. Willems (Ed.), *Konzepte und Methoden der Jugendberichterstattung* (S. 9-12). Wiesbaden: Springer VS.
- Willems, H. (2016). *Übergänge vom Jugend- zum Erwachsenenalter: Verläufe, Perspektiven, Herausforderungen*. Luxemburg: Bakform.
- Willems, H., Heinen, A., Meyers, C., Biewers, S., Legille, S., Millmeister, P., Residori, C. & Roob, C. (2010). Rapport national sur la situation de la jeunesse au Luxembourg/Konzeption des luxemburgischen Jugendberichtes. In H. Willems, A. Heinen, C. Meyers, S. Biewers, S. Legille, P. Millmeister, C. Residori & C. Roob (Eds.), *Nationaler Bericht zur Situation der Jugend in Luxemburg*. Luxemburg: Bakform.
- Williamson, O. (1990). *Die ökonomischen Institutionen des Kapitalismus: Unternehmen, Märkte, Kooperationen*. Mohr Siebeck GmbH & Company K.
- Willke, H. (1987). Institution. In A. P. Görlitz, R. Prätorius (Eds.), *Handbuch Politikwissenschaft. Grundlagen-Forschungsstand-Perspektiven*. (S. 162-166). Reinbek: Rowohlt.
- Willke, H. (1998). Organisierte Wissensarbeit. *Zeitschrift für Soziologie*, 27(3), S. 161-177.
- Willke, H. (2004). *Einführung in das systemische Wissensmanagement*. Heidelberg: Auer.
- Wimmer, A. & Glick Schiller, N. (2002). Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social sciences. *Global networks*, 2(4), S. 301-334.
- Witzel, A. (1982). *Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick und Alternativen*. Frankfurt: Campus Verlag.

- Wolf, C. (1995). Sozio-ökonomischer Status und berufliches Prestige: ein kleines Kompendium sozialwissenschaftlicher Skalen auf Basis der beruflichen Stellung und Tätigkeit. *ZUMA Nachrichten*, 19 (37), S. 102-136.
- Wolf, D. (2012). Neo-Funktionalismus. In H.-J. Bieling & M. Lerch (Eds.), *Theorien der europäischen Integration* (S. 55-76). Wiesbaden: Springer.
- Wolff, S. (2007). Dokumenten-und Aktenanalyse. In U. Flick, E. von Kardorff & I. Steinke (Eds.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 502-513). Reinbek: Rowohlt.
- Wooden, M. & Li, N. (2013). Panel Conditioning and Subjective Well-being. *Social Indicators Research*, 117(1), S. 235-255.
- Yin, R. K. (2009). *Case study research: Design and methods*. New York: Sage.
- Yu, D. & Yang, Y. (2015). Measurement Equivalence of a Concise Customer Engagement Metric across Country, Language, and Customer Types. *Public Opinion Quarterly*, 79(S1), S. 325-358.
- Zajac, S., Gregory, M. E., Bedwell, W. L., Kramer, W. S. & Salas, E. (2014). The cognitive underpinnings of adaptive team performance in ill-defined task situations: A closer look at team cognition. *Organizational Psychology Review*, 4(1), S. 49-73.
- Zapf, W. (1976). *Sozialberichterstattung: Möglichkeiten und Probleme*. Wiesbaden: Verlag Otto Schwartz & Company.
- Zapf, W. (1978). Einleitung in das SPES-Indikatorensystem. In W. Zapf (Ed.), *Lebensbedingungen in der Bundesrepublik. Sozialer Wandel und Wohlfahrtsentwicklung*. (S. 11-95). Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Zapf, W. (1979). *Theorien des sozialen Wandels*. Verlagsgruppe Athenäum, Hain, Scriptor, Hanstein.
- Zapf, W. (1994). *Modernisierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation: soziologische Aufsätze 1987 bis 1994*. Berlin: Ed. Sigma.
- Zapf, W. (2000). Social Reporting in the 1970s and in the 1990s. *Social Indicators Research*, 51(1), S. 1-15.
- Zapf, W., Breuer, S., Hampel, J., Krause, P., Mohr, H. & Wiegand, E. (1987). *Individualisierung und Sicherheit: Untersuchungen zur Lebensqualität in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Beck.
- Zeisel, H. (1970). *Die Sprache der Zahlen*. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Zeitlin, J. (2005). *Conclusion: the open method of co-ordination in action: theoretical promise, empirical realities, reform strategy*. Brüssel: Peter Lang.
- Zillien, N. (2009). Informations- und Wissensgesellschaft als Selbstbeschreibung der Moderne. In N. Zilklien. *Digitale Ungleichheit* (S. 5-12). Wiesbaden: Springer VS.
- Ziman, J. (1991). *Reliable knowledge: An exploration of the grounds for belief in science*. Cambridge University Press.
- Ziman, J. (1996). Postacademic science: constructing knowledge with networks and norms. *Science Studies*, 9(1), S. 67-80.
- Zinsstag, J., Perrig-Chiello, P., Paulsen, T. & Truffer, B. (2014). Best Practice in Transdisciplinary Research & Swiss td-award Winners 2013. *GAIA - Ecological Perspectives for Science and Society*, 23(3), S. 253-255.
- Znaniecki, F. (1986). *The Social Role of the Man of Knowledge*. New York: Columbia University Press.
- Zorondo-Rodríguez, F., Gómez-Baggethun, E., Demps, K., Ariza-Montobbio, P., García, C. & Reyes-García, V. (2012). What Defines Quality of Life? The Gap Between Public Policies and Locally Defined Indicators Among Residents of Kodagu, Karnataka (India). *Social Indicators Research*, 115(1), S. 441-456.

Zürn, M. (2001). Politik in der postnationalen Konstellation. Über das Elend des methodologischen Nationalismus. In C. Landfried (Ed.), *Politik in einer entgrenzten Welt, Köln* (S. 181-203). Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.

Anhang

Flyer 5. Meeting



Walferdange (Luxembourg), 7th of November 2013

Dear Members of the Expert Group on Youth Indicators,

My name is Jean Philippe Décieux. I am a PhD Student in the Research Domain “*Youth Research; Context and Structures of Growing-up*” which is a part of the Research Unit INSIDE at the University of Luxembourg.

My doctoral project analyses the process of construction of social indicators which are created to harmonize and standardize the production of evidence and knowledge for policy makers. I focus on the international policy area, where indicators are the outcome of a discussion by transnational and transdisciplinary expert groups.

In this context I would be interested in the experience, perspectives and objectives of the members of the “*Expert Group on Youth Indicators*”.

I have already reviewed and studied documents in this context (e.g. “The EU Youth Report” or public commission documents such as “On EU indicators in the field of Youth”). Next I plan to gather quantitative and qualitative data. Therefore I would like to invite the individual members of the expert group firstly to complete a short online questionnaire (planned for the end of November) and secondly to take part in interviews (planned for spring 2014).

At this stage, I would just like to inform you about the steps I plan to take and ask for your cooperation. The quality of the outcome of my study strongly depends on your input as experts in the field.

If you have any questions or you would like further information about my project, please don’t hesitate to contact me directly at the meeting, by email (jeanphilippe.decieux@uni.lu) or by phone (++ 352 46 66 44 9541)

Thanking you very much in advance for your support,

Kind regards,

Jean Philippe Pierre Décieux



Anschreiben für Onlinesurvey.

Dear Experts on Youth Indicators,

As announced at the recent Meeting of the Expert Group on Youth Indicators in Brussels (7th of November 2013) I would like to invite you to participate in a short online questionnaire for my doctoral project.

The questionnaire will take not more than 7 minutes to complete. This survey contains several short questions concerning the construction of indicators and I am interested in your experiences and perspectives as Member of the Expert Group on Youth Indicators.

All responses will be kept anonymous and will not be linked or matched in any way to your name!

To participate, just follow the link below:

<http://expertsurvey.surveys.lu/>

If you have any questions or would like further information about my project, or if you are interested in the outcomes of this survey, please don't hesitate to contact me,

- by email (jeanphilippe.decieux@uni.lu)
- or by phone (++ 352 46 66 44 9541)

Thanking you very much in advance for your support!

Sincerely

Jean Philippe Décieux

Jean Philippe Pierre Décieux
Research Assistant
Research Unit INSIDE
Research Domain: Youth Research "Context and Structures of Growing-up"
UNIVERSITÉ DU LUXEMBOURG
<http://www.wen.uni.lu/research/flshase/inside>

Vergleich der publizierten Indikatoren mit der Diskussionsgrundlage der Meetings

Die nachfolgende Übersicht zeigt, dass erstens sowohl auf der Ebene der Bereiche, als auch auf der Ebene der Indikatoren, deutliche Unterschiede zwischen zur Verfügung gestellter Information und Diskussionsgrundlage zu finden waren.

Indikatorbereich	Indikatoren in den Dokumenten (Stand 06.09.2012)	Indikatoren, die tatsächlich zur Verfügung gestellt werden (Stand: 23.01.2014)
Contextual indicators	<ul style="list-style-type: none"> – Child and youth population (0-14, 15-29) – Ratio of young people in the total population (15-29) – Mean age of young people leaving the parental household 	<ul style="list-style-type: none"> • Child and youth population (0-14, 15-29) • Ratio of young people in the total population (15-29) • Estimated average age of young people leaving the parental household
Education and training	<ul style="list-style-type: none"> • Early leavers from education and training • <u>Low achievers</u> <ul style="list-style-type: none"> -<u>Reading</u> -<u>Mathematics</u> -<u>Science</u> • Tertiary education attainment • Young people (20-24) having completed upper secondary education • Young people learning at least two foreign languages 	<ul style="list-style-type: none"> • Early leavers from education and training • Tertiary education attainment • Young people (20-24) having completed upper secondary education • Young people learning at least two foreign languages
Employment and entrepreneurship	<ul style="list-style-type: none"> • Youth unemployment <ul style="list-style-type: none"> -Youth unemployment rate -Long-term youth unemployment rate • Youth unemployment ratio • Youth self-employed • <u>Young people who would like to set up their own business</u> 	<ul style="list-style-type: none"> • Youth unemployment <ul style="list-style-type: none"> -Youth unemployment rate -Long-term youth unemployment rate • Youth unemployment ratio • Youth self-employed • Young people not in employment and not in any education and training (NEET)

Indikatorbereich	Indikatoren in den Dokumenten (Stand 06.09.2012)	Indikatoren, die tatsächlich zur Verfügung gestellt werden (Stand: 23.01.2014)
Health and well-being	<ul style="list-style-type: none"> • Daily smokers • Obesity • <u>Drunkenness past 30 days</u> • Crude death rate by suicide • Psychological distress • Injuries following road accidents • <u>Use of illicit drugs</u> 	<ul style="list-style-type: none"> • Daily smokers • Obesity • Crude death rate by suicide • Psychological distress • Injuries following road accidents
Social inclusion	<ul style="list-style-type: none"> • At-risk-of-poverty or exclusion rate • At-risk-of-poverty rate • Severe material deprivation rate • Young people living in households with very low work intensity (<i>sub-indicator 3</i>) • Self-reported unmet need for medical care • <u>Young people not in employment, education or training (NEET)</u> 	<ul style="list-style-type: none"> • At-risk-of-poverty or exclusion rate • At-risk-of-poverty rate • Severe material deprivation rate • Young people living in households with very low work intensity (<i>sub-indicator 3</i>) • Self-reported unmet needs for medical care
Culture & Creativity	<ul style="list-style-type: none"> • <u>Participating in amateur artistic activities</u> • <u>Participation in cultural activities</u> • <u>Participation in sports clubs, leisure time or youth clubs/organisations or cultural organisations</u> 	
Youth participation	<ul style="list-style-type: none"> • <u>Young people's participation in political organisations/party or community/ environmentally-oriented organisations</u> • <u>Participation of young people in political elections at local, regional, national or EU level</u> 	

Indikatorbereich	Indikatoren in den Dokumenten (Stand 06.09.2012)	Indikatoren, die tatsächlich zur Verfügung gestellt werden (Stand: 23.01.2014)
Youth participation (2)	<ul style="list-style-type: none"> • Young people who use internet for interaction with public authorities • Young people using internet for accessing or posting opinions on websites for discussing civic and political issues (<ul style="list-style-type: none"> • Young people using Internet for interaction with public authorities • Young people using Internet for accessing or posting opinions on websites for discussing civic and political issues
Volunteering	<ul style="list-style-type: none"> • <u>Young people's participation in organised voluntary activities</u> • <u>Share of young people participating in organised voluntary activities aimed at improving their local community</u> • <u>Share of young people who have stayed abroad for the purpose of volunteering</u> • <u>Formal recognition of participation in voluntary activities</u> 	
Youth & the World	<ul style="list-style-type: none"> • <u>Young peoples participation in organisations active in the domains of global climate change/global warming, global development or human rights</u> • <u>Participation of young people in activities or projects aimed at fostering cooperation with youth from other continents</u> 	
Gesamtindikatoranzahl	43	25



Short Questionnaire

**To the Participants of the 5th Meeting of the
Expert Group on Youth Indicators**



Jean Philippe Décieux

Research Unit Inside University of Luxembourg

Research Domain: Youth Research: Context and Structures of Growing-up

Head of Domain: Prof. Dr. Helmut Willems

1. Several statements concerning the tasks of the expert group are listed. Please indicate, to what extent you agree with each statement.				
	I completely agree		I completely disagree	
The task of the expert group is ...				
... to provide objective criteria for decisions of EU Youth Policy makers.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... to monitor actions of the EU Youth Policy.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... to prepare feasible solutions for EU Youth Policy.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... to gather information about youth sectors in the member states.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...to create a platform for mutual exchange.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

2. In your opinion, how important are the following skills and competencies for a member of this Expert group?				
	Very important			Not important at all
Experience with social indicators	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Fluency in the English language	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Experience with political work and processes	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Knowledge of statistics and methodology	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Knowledge of theories of social sciences	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Knowledge of the youth sector	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Good communication skills	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Assertiveness in discussions	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Other, please name:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

3. In Your Opinion; What is the major objective of the “Dashboard on Youth Indicators”?	
It is a transparent monitoring system for the situation of youth in Europe.	<input type="checkbox"/>
It is the indicator base for the European Youth Report.	<input type="checkbox"/>
It is a collection of all available data about the youth field in Europe	<input type="checkbox"/>
Other, please name:	

4. What is your opinion about the predetermined number of indicators?

<input type="checkbox"/> 48 is the right number of indicators for the dashboard	
<input type="checkbox"/> The number of indicators should be reduced to:	
<input type="checkbox"/> The number of indicators should be enlarged to:	
<input type="checkbox"/> There should be no predetermined limit of indicators.	

5. Several factors may influence the composition of the Dashboard on Youth Indicators. Please rate the influence of each factor on scale from very strong influence to nearly no influence.

	Very strong influence			Nearly no influence
Political agenda of the European Council	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Recent developments regarding the situation of youth in Europe	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Suggestions by Eurostat	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Scientific theories	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Input of this expert group	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
National interest of the member states	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
General availability of indicators	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Others, please name:	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

6. Thinking of your national reporting system: How useful is the EU Dashboard for it?

Very useful	Useful	Somewhat useful	Not useful at all
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

7. In your opinion, do the dashboard indicators allow a reasonable comparison of the situation of youth in the different member states?

Yes, they do	To some extent	No, not at all
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

8. In your opinion: How good are the key areas of the EU Youth policy covered by the indicators of the current version of the dashboard?


	Very good			Not good at all
1 Education & Training	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
2 Employment & Entrepreneurship	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
3 Health and Well being	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
4 Social Inclusion	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
5 Culture & Creativity	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
6 Youth Participation	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
7 Volunteering	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
8 Youth and the World	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

9. If it were possible, which additional indicators would you include in the dashboard?

10. People have different views on the criteria for good indicators.

Could you please rank the importance of the following criteria for good indicators.

(Please rank the most important criterion at the top and the least important at the bottom)

Indicators need to be based on available data.		
Indicators need to be linked to scientific theories (e.g. social sciences like sociology or educational sciences).		
Indicators need to be linked to political strategies (e.g. EU 2020, Youth on Move).		
Indicators should enable cross-national comparisons.		

11. Speaking of your role as an expert on youth indicators: What is your background?

I am an expert in ...	Yes	No
... <u>youth policy</u> .	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... <u>social sciences</u> .	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... <u>statistical methodology</u> or <u>social indicators</u> .	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... <u>youth contexts</u> .	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
... other relevant area, please name: <hr/>		

12. Which point of view do you mainly represent at the meeting??

The interests of your <u>home country</u> .	<input type="checkbox"/>
The interests of the <u>EU citizens</u> .	<input type="checkbox"/>
The interests of the <u>European Union</u> .	<input type="checkbox"/>
Another point of view:	<input type="checkbox"/>

13. In your view, is the input of the expert group sufficiently recognized regarding modifications of the Dashboard??

- Yes ☐
- No ☐

14. In which meetings of the Expert Group on Youth Indicators did you participate?

- First Meeting: **27th of January 2010** ☐
- Second Meeting: **26th of April 2010** ☐
- Third Meeting: **7th of November 2011** ☐
- Fourth Meeting: **5th of November 2012** ☐
- Fifth Meeting: **7th of November 2013** ☐

15. How was your presence at your last Expert Group meeting requested?

- I was delegated by the Ministry of the my home country ☐
- I was invited by EU Council/Commission ☐

Other reasons:

16. Which institution do you represent?

A Ministry ☐

A Youth Office ☐

An Academic Institution ☐

Other institution, please name:

17. Did you graduate from university, college or any comparable institution?

Yes ☐

No ☐

18. What was your main area of study?

19. Would you like to add any relevant information concerning the Dashboard or the Expert Group?

INSIDE | INTEGRATIVE RESEARCH UNIT ON SOCIAL AND INDIVIDUAL DEVELOPMENT

Interview guideline for EU-Expert-Interviews



Dipl. Kfm. Jean Philippe Décieux

Research Unit Inside University of Luxembourg

Research Domain: Youth Research: Context and Structures of Growing-up

Head of Domain: Prof. Dr. Helmut Willems

Dear [Expert],

Thank you for supporting my PhD Project with your participation in this interview. This project analyses the processes of development and construction of social indicators, which are created to harmonize and standardize evidence and knowledge for policy makers.

Here I focus on the international policy area, where indicators are the outcome of a discussion by transnational and transdisciplinary expert groups.

These interviews are part of a mixed mode design. I already analysed documents and conducted an online survey. Now I would like to enhance my information about relevant topics by doing this expert interviews.

The topics I am especially interested include

- the indicator production processes in the European policy context,
- the specific expertise and experiences of the experts in the Expert Group on Youth Indicators (background, profession, positions, career, competencies they should bring with)
- the role of the national experts in this EU policy context
- the value of the dashboard for
 - EU policy and reporting systems.
 - National policy and reporting systems.
- The acceptance of an international indicator sets at a national level

I appreciate your participation and thank you for your support!!



Jean Philippe Pierre Décieux
Research Assistant
Research Unit INSIDE
UNIVERSITÉ DU LUXEMBOURG
CAMPUS WALFERDANGE
Route de Diekirch
L-7201 Walferdange
T.: ++ 352 46 66 44 9541
jeanphilippe.decieux@uni.lu
<http://www.wen.uni.lu/research/flshase/inside>

A General Information

I would like to start the interview with some general and background information on your participation in the Expert Group on Youth Indicators.

1. For how long have you been a member of this group?
2. In how many meetings did you participate?
3. How did it come to your first participation?
 - I. Who invited/nominated you?
 - II. What were your motives to participate?
4. What is your current role within your national institution?

B Expertise and Knowledge

The following questions focus more deeply on your personal expertise and the kind of knowledge you bring to the expert group on youth indicators.

a) At first, I would like to ask you about your professional carrier (professions, positions, experiences)

5. Could you tell us how you gained your expertise? For example, your educational background or positions you have held.
6. Are you also member of other expert groups at European policy level?

b) To get a clear picture of your expertise, it is also important to get some information

about your fields of action.

7. What are your mayor fields of expertise?

C Expert group

a) The next questions concern the Expert Group on Youth Indicators and the role of the national experts within this group

8. What are the important tasks of this Group?

I. Exchange platform for National actors

- How do your national practices benefit from this exchange?
- Do you think that other countries benefit from the exchange?

b) One of the main factors regarding the outcomes of such an expert groups are internal roles and hierarchies and the represented perspectives

9. To what extent could you, as national expert, influence the content and the structure of the dashboard?

I. What are possible barriers of your influence?

II. Is there a clear hierarchy between “national experts” and “EU experts” or do they act like equal partners?

- If so, what is this hierarchy based on?
- If, you don’t think that there is a hierarchy, why would you say that the EU experts act as equal partners?

III. How do you see your role? Do you feel more like....

- ... a consumer/ user who is consulted about is needs or
- ... an expert who offers his expertise and knowledge as a consultant to the EU Commission
- Why?

10. A central result of my online survey in this expert group is that most of the national experts act from a perspective of their home country. Would you agree with that?
- I. What could be a reason for that?

C) Now I am interested in competencies experts of this European expert group should bring along.

11. Which important competencies and knowledge should an expert of this group have?
- I. Methodological expertise, meaning experience with social indicators/statistics methodology
 - II. Expertise in the youth sector
 - III. Scientific, theoretical knowledge (of scientific theories)
 - IV. Soft skills (fluency in English, communication skills, assertiveness, negotiation skills)
 - Why are soft skills so important?
 - V. Are there any other aspects you consider important?

D Dashboard

a) The next questions focus the role of the dashboard as part of the EU Youth Strategy and important criteria that influence the content of the dashboard

12. How would you describe the objective of the dashboard?
- I. How useful and robust is the information about the youth sector gathered by the dashboard indicators?
 - Why not?
 - II. In your opinion, could it be an objective criteria or a base for decisions of EU Youth Policy makers?
 - Why not?
 - III. In your opinion, is it an appropriate monitoring system for the actions of EU policy makers?
 - Why not?

13. What is the regular process for the release of a new indicator?

14. Regarding modifications, is the input of national experts sufficiently recognized?
 - To what extent do you feel integrated in this process?

15. What are important criteria that an indicator of a dashboard should comply with?
 - I. Linked to EU policy strategies (agenda/policy driven)
 - II. General availability of Data sets for this Indicators (Data driven)
 - III. Linked to Scientific theories (theory driven)
 - i. Why are theories less important?

16. According to scientific research methodology, research is driven by a theory, which guides the process of finding the best possible indicators for representing the relevant social phenomena.
 In what way do recent scientific theories influence the composition of the EU dashboard?
 - I. In what way does the practice in this group differ?
 - In your opinion, what is the reason of such a “pragmatic” strategy, where a data availability, political strategy and a more or less arbitrary limit strongly influence the evidence output of the group?

17. Another result of my online survey in this expert group is that scientific knowledge and theory have only little Influence on the content and the structure of the EU dashboard, and that data availability and political strategies are much more important. Would you agree with that?
 - I. What is the reason of such an “pragmatic” strategy, where a data availability, political strategy and a more or less arbitrary limit strongly influence the evidence output of the group?

18. What do you think about that “ Data-Driven-Approach”? That Indicators have to be based on existing indicators.

19. What do you think about the suggestion to set a limit of 4 or 5 indicators per key area?

20. In your opinion, is it useful to constrain the indicators only to the key areas of the EU youth strategy?

21. How good are the key areas of the EU youth policy covered by the indicators of the current version of the dashboard?
- I. What should be added and why?
22. Which important areas of Youth are not represented by the dashboard indicators?
- I. Which areas should be added and why?
 - II. Which indicators should be added and why?
23. Does the dashboard allow a reasonable comparison of the situation of youth in the different member states?
- I. In what way? E. g. case studies or also studies for Europe?
 - II. A result of my online survey in this expert group is that experts doubt that such a comparison is possible. What could be reasons for that?

E National value of the dashboard

The last topic of this interview is about the value of the dashboard for national youth reporting systems

24. How do you use the dashboard indicators at national level?
- I. In what way are the indicators of the dashboard useful as database for your national reporting system?
 - II. What are problems you encounter when using them for national reports?
 - III. Is there a reason for not using them?
 - IV. Is it a problem that it only provides aggregated data?

25. A further result of my online survey in this expert group is that many experts also doubt that the dashboard could be useful for their national reporting system. Would you agree with that?
- I. What could be reasons for that?
26. Does the dashboard cover special local needs, situations and problems of your home country?
- I. Why not?
27. Do you use other international Indicator systems?
- I. Which one(s) do you use?
28. What do you think about the specific youth indicator section launched by Eurostat in comparison to the dashboard?
- I. Which one would you prefer?
 - I. Why?
 - II. Does it make sense for you to have both data sources? Particularly regarding to the fact, that this youth data section includes a large extent of the dashboard indicators (Duplication)
29. Generally spoken, which role play international indicator systems in national reporting areas?
- I. Important for international comparability
 - II. Away from local need and problems
30. Would you like to add any relevant information or comment something on the interview topics?